MINE AFFLATVR

Literarische Gesellschaft
in Wien
I., Eschenbachgasse 9.

Stifter der Literarischen Gesellschaft.

K. Ad. Bachofen v. Echt, Nicolaus Dumba, Carl Figdor, Wilhelm Ritter v. Gutmann, Max Ritter v. Gutmann, Friedrich Bar. v. Leitenberger, Alexander Freih. v. Popper, Albert Freih. v. Rothschild, Nathaniel Freih. v Rothschild, Marie Gräfin Sizzo-Noris, Gustav Bar. v. Springer, Wilhelm Zierer.

Gesammtvorstand.
Directorium.

Präsident: **Karl v. Lützow,** Phil. Dr. und o. ö. Professor an der k. k. Technischen Hochschule in Wien; I. Vice-Präsident: **Hans Grasberger**, Schriftsteller; II. Vice-Präsident: **Rudolf Munk**, Industrieller; Generalsecretär: **Fritz Lemmermayer**, Schriftsteller; Schriftführer: **Ludwig Singer**, Phil. Dr., k. k. Realschullehrer; Geschäftsleiter: **Max Breitenstein**, Jur. Dr., Herausgeber der Allg. Jur.-Ztg. und Verlagsbuchhändler; Cassier: **Moritz Ritter v. Gutmann**, Schriftsteller.

Vorstandsmitglieder.

Alfred Freih. v. Berger, Phil. Dr. und a. o. Professor an der k. k. Universität in Wien; **Ludwig v. Doczi,** Hof- und Min.-Rath im k. u. k. Min. des Aeußern; **Anton Einsle,** Redacteur der „Oesterr. Buchhändler-Correspondenz" und Buchhändler; **Karl Glossy,** Jur. Dr., Director der Bibliothek und des Museums der Stadt Wien; **Max Kalbeck,** Schriftsteller; **Felix Karrer,** Secretär des Wissenschaftlichen Club; **Richard v. Kralik,** Schriftsteller; **Josef Lewinsky,** k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur; **Rudolf Lothar,** Phil. Dr., Schriftsteller; **Gustav Morgenstern,** Jur. Dr., Hof- und Gerichtsadvocat; **Jacob Schipper,** Phil. Dr. und o. ö. Professor an der k. k. Universität in Wien; **Ludwig Schrank,** kais. Rath; **Karl v. Thaler,** Schriftsteller; **Wilh. v. Wartenegg,** Custos der Gemäldegallerie des Allerh. Kaiserhauses.

Geschäf… …eipzig.

Literarische Gesellschaft in Wien

I. Eschenbachgasse 9.

Auszug aus den Statuten:

§ 2. Die Literarische Gesellschaft in Wien hat den Zweck, einerseits die Bestrebungen der Schriftsteller dadurch zu fördern, daß diesen Gelegenheit geboten wird, ihre Werke unter günstigen Bedingungen und in würdiger Form zu veröffentlichen, andererseits ihren Mitgliedern die Anschaffung **guter** Bücher bei **geringen** Kosten zu ermöglichen.

Die Literarische Gesellschaft ist kein auf Gewinn berechnetes Unternehmen.

Die Zwecke der Gesellschaft sollen durch Preis-Ausschreibungen (§§ 7 und 12) und andere geeignete Mittel möglichst gefördert werden.

§ 3. Die Gesellschaft veröffentlicht Werke der schönen Literatur und wissenschaftliche Arbeiten von allgemeinem Interesse.

In Ausführung ihrer Aufgabe wird die Gesellschaft keinerlei Tendenzen, weder in literarischer, noch in politischer oder religiöser Beziehung verfolgen, sondern stets nur darauf Bedacht nehmen, Geistesproducte von bleibendem Werthe zu veröffentlichen.

§ 4. **Die Gesellschaft veröffentlicht in der Regel jährlich vier Bände, zusammen von ungefähr 60 bis 80 Druckbogen und gibt dieselben eingebunden an ihre Mitglieder unentgeltlich ab.**

§ 6. **Die ordentlichen Mitglieder sind verpflichtet, den Jahresbeitrag in vierteljährigen Zahlungen von je 2 Gulden = 3 M. 50 Pf. insolange zu entrichten, als sie nicht ein Kalender-Quartal vorher ihren Austritt angezeigt haben. Der Eintritt verpflichtet für mindestens ein Jahr.**

Die von der Gesellschaft veröffentlichten Werke können auch an Nichtmitglieder, jedoch nur zu einem erhöhten, vom Directorium (§ 7) festzusetzenden Preise abgegeben werden.

Die Mitglieder haben das Recht, an allen Versammlungen und Veranstaltungen der Gesellschaft theilzunehmen.

Das Vereinsjahr läuft von October an, doch kann der Beitritt jederzeit erfolgen.

Preis des Bandes

für Mitglieder geb. fl. 2.— = M. 3.50, für Nichtmitglieder geb. fl. 3.— = M. 5.—, broch. fl. 2.50 = M. 4.20.

Budapester Tagblatt: Wahrhaftig ein schöner poetischer Abschluß eines Herzensromans, der hienieden keine befriedigende Lösung finden konnte. — Alles in Allem ein Buch, dessen Lecture wir unsern Lesern wärmstens empfehlen können.

Der **Berner Bund**: Und nun kommt zu dem allen die Hauptsache: die geistige Füllung des Buches mit großen, freien humanen Ideen. Wenn sonst der Dichter einen „Ritt in's alte romantische Land" that, so geschieht ungefähr das Umgekehrte. Eine Gralsritterin — das ist die Friedensfürstin Bertha von Suttner — thut aus der Hochburg ihrer idealen Zukunftsträume heraus einen Ritt in das Land der modernen Gegenwart, um die schlummernden Gewissen derer aufzurütteln, die sich den großen Zeitfragen gegenüber indifferent verhalten. Wie viel Geist Frau v. Suttner in solche Gespräche gelegt hat, wie es da sprüht von blitzenden Schlagworten und ein guter Einfall den andern ablöst, das läßt sich nicht beschreiben, das muß man lesen.

Außerdem waren glänzende Besprechungen enthalten im Würzburger Journal, Königsberger Sonntags-Anzeiger, Hamburger Fremdenblatt, Czernowitzer Zeitung, Extrablatt (Wien), Triester Zeitung, Mainzer Tagblatt, Marburger Tagblatt, Laibacher Zeitung, Pester Lloyd, Rhein- und Rhur-Zeitung in Duisburg, Bremer Morgenpost, Heidelberger Tagblatt, Illustrirte Welt, Bohemia (Prag), Rheinischer Courier (Wiesbaden), Bosnische Post, Prager Tagblatt, Halle'sche Zeitung, Badische Landeszeitung in Karlsruhe, Silesia (Teschen), Posener Tagblatt, Neue Würzburger Zeitung, Königsberger Hartung'sche Zeitung, Fränkischer Courier (Nürnberg), Hannover'scher Courier, Kieler Zeitung, Lübeck'sche Anzeigen 2c.

Für die nächsten Publicationen

der „Literarischen Gesellschaft" liegen dem Directorium eine große Anzahl von Manuscripten und Anträgen unserer hervorragendsten Autoren, theils belletristischen, theils wissenschaftlichen Inhaltes vor, so von **Daniel Spitzer** (†), von **J. V. Widmann** (Bern), von **Oskar Lenz** (Prag), von Fräulein **Marie Rückert**, von **Hieronymus Lorm**, von Prof. Dr. **Josef Bayer** (Wien), von **Ad. Wilbrandt** (Rostock) und vielen Anderen. Außerdem sind von folgenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen Arbeiten zugesagt: **Marie Ebner-Eschenbach, Ferd. v. Saar, Carl Morré, S. Münz, D. Teuber, Fr. Uhl, C. v. Vincenti, B. Groller, Fr. Krones, A. Pichler, Camillo Sitte, Guido Adler, Aug. Fournier, Franz Keim, A. Sauer, A. Schönbach, Eugen Guglia, Rosegger, Ludwig A. Frankl, Felix Dahn, Michael Bernays, Frau v. Kapf-Essenther, Ernst Eckstein, H. Bulthaupt, L. Hevesi, Martin Greif, K. Manno (Lemcke)** u. v. A.

Novellenbuch.

I.

Novellenbuch.

I.

Mit Beiträgen von:

Franz Karl, C. Karlweis, Waldemar Brugg, Emil Marriot, Franz Nissel, J. Schellander, Maria Solina und Julius von der Traun.

Wien.
Verlag der Literarischen Gesellschaft.
1894.

Druck von Raimann & Godina Wien, I., Fleischmarkt 12.
Papier von der Neusiedler-Actien-Gesellschaft für Papier-Fabrication.

Vorwort.

Die Sammlung ausgewählter Novellen und verwandter Erzeugnisse der erzählenden Dichtung, welche wir mit diesem Bande beginnen, umfaßt einestheils Werke von älteren anerkannten Autoren, anderntheils Beiträge jüngerer aufstrebender und bisher verborgen gebliebener Talente, welche der Beachtung und Förderung würdig erscheinen.

Findet diese durch die Zwecke der „Literarischen Gesellschaft" vorgezeichnete Vereinigung erprobter Kräfte mit noch zu stählenden die von uns erhoffte günstige Aufnahme beim Publikum, so sollen der vorliegenden Sammlung in entsprechenden Zwischenräumen andere folgen, für die ein reicher Stoff aus der Feder unserer beliebtesten Erzähler uns bereits gesichert ist.

Wien, im März 1894.

Das Directorium
der
Literarischen Gesellschaft.

Inhalt:

Der Wanderprediger, von Franz Karl 1
Vieux jeu, Novelle von C. Karlweis 13
Der Steinhofbauer, von Waldemar Brugg 87
Der heilige Dräusus, Novelle von Emil Marriot 93
Ein Taugenichts, Erzählung von Franz Nissel 201
Mutter und Tochter, Novelle von Maria Solina 213
Die Möve, Erzählung von Irene Schellander 247
Verachte nicht den Tod, eine Lübische Sage, erzählt von Julius von der Traun 265

Der Wanderprediger.

Von

Franz Karl.

Ein einsames, abseits von menschlichen Wohnstätten vergessenes Kirchlein streckte mahnend sein Thurmkreuz über die Gipfel der Bäume in das waldige Hügelland. Nebenan stand ein Pfarrhäuschen, verödet, unbewohnt seit vielen Jahren, verkommen. Die nächsten zerstreut liegenden Gehöfte hatten ihre Pfarrgemeinde weit draußen in der Ebene und Niemand sorgte um die geistliche Nachbarschaft.

Nur in der Neujahrsnacht kehrte alljährlich ein Wanderprediger in die Kirche, läutete den Jahreswechsel in die stille Mitternacht und beging am Neujahrsmorgen den Gottesdienst, dem unausbleiblich die Andächtigen von weit und breit zuströmten.

Pater Januarius nannten sie den hageren Vierziger mit den harten, kantigen Gesichtsformen und den stahlgrauen Augen, welche Flammen sprühten im heiligen Zorne, engelsmild erglänzten, wenn die Wogen seiner Beredsamkeit himmlische Glückseligkeit verhießen.

Welch' ein Prediger! Wie Blitz und Donner schlug seine Mahnung an das jüngste Gericht auf das Haupt des Sünders, wie süßer Balsam floß auf das Herz des Reuigen seine Tröstung: „Fürchte dich nicht, der Herr ist mit dir!" Und wohl Allen, die ihn gehört hatten, mochte die Neujahrspredigt mehr Gottesbangen

und Jenseitshoffnung eingeprägt haben, als allgesammt die sonntäglichen Evangelien ihres ständigen Seelsorgers. Deshalb harrten sie auch des Wanderpredigers zu jeder Jahreswende.

Eines Sommers aber ward Manches anders. In Kirche und Haus wurde gebaut und gehämmert, gescheuert und getüncht, und von der Landstraße herauf wurde ein breiter, bequemer Weg geschaffen. Das geistliche Anwesen war wieder zur Pfarre erhoben worden.

Und als Alles vollendet war, ehe noch die ersten Herbstnebel im Thale lagen, hielt der neue Pfarrer seinen feierlichen Einzug.

Er war ein blasser, junger Mann, und die Frauen fanden ihn schön; die Männer hingegen nannten seine Züge weichlich, seinen Blick unsicher, seine Gestalt schlotterig. Allen jedoch gefielen seine stille Bescheidenheit, sein freundliches, leutseliges Benehmen und insbesondere seine Predigten. Da gab es keine Hölle und kein Fegefeuer, nur Gottesliebe, Gottesgüte und Gnade. Manchmal sprach er auch vom Naturrechte in der Religion, und dabei wurde er aufgeregt und unruhig, so sehr, daß er zitterte. Dann verstand Niemand, was er wollte. Was lag daran? ... Niemand ahnte, welcher Zwiespalt seine Seele marterte.

Der junge Pfarrer war nicht allein gekommen. Er hatte ein schönes, junges Mädchen mitgebracht, das er seine Schwester Martha nannte.

Ein seltsames Mädchen, etliche Jahre über zwanzig alt. In der Wirthschaft war Schwester Martha die sorgsame, Alles übersehende und Alles beherrschende

Hausfrau. Immer hatte sie ein warmes, herzliches Wort bereit und für die Armen eine offene Hand. Gut, klug und zielbewußt, verstand sie zu helfen, wo immer Hilfe nöthig war. Ihr wunderbarer Liebreiz schlich in die Herzen von Jung und Alt. So wurde sie zum Schutzengel der ganzen Gegend.

Der junge Pfarrer und Schwester Martha zusammen gaben gerade das, was die Gemeinde sich wünschte, und deshalb machte sie sich auch keine Gedanken darüber, daß die Beiden so gar nicht geschwisterähnlich aussahen. —

Sie waren auch keine Geschwister.

Pfarrer Martin hatte Martha, die Freundin seiner Schwester, von Kindheit auf gekannt. Sie waren zusammen aufgewachsen und hatten einander lieben gelernt, trotzdem die Eltern ihn mit aller Entschiedenheit für den geistlichen Stand bestimmt hatten.

Martin war nicht der Mann des ernsten Widerstandes und gab dem Willen seiner Eltern nach. Er hatte aber auch nicht die Kraft der Entsagung. So wurde er denn, die Liebe zu Martha im Herzen, Priester.

Der Beruf hätte ihm ja Freude gemacht. Es lebte in ihm der christliche Geist und auch der Wille, den Menschen Frieden, Duldsamkeit, Versöhnung, Gleichheit und Brüderlichkeit zu predigen. Nur jenes Gregorianische Gesetz, das Cölibat, empörte ihn, soweit sein schwacher Charakter, gleich nachgiebig dem Geiste wie dem Fleische, sich eben empören konnte.

Einmal, zur österlichen Zeit war es, saß er im Beichtstuhle und sann über vergangene Tage. Da hörte

er plötzlich die wohlbekannte, langentbehrte, süße Stimme. Martha war, ahnungslos bei wem, zur Beichte gekommen und sagte ihm ihre harmlosen Kindersünden her. Ein heftiger Frost durchschüttelte seine Glieder, als er ihren warmen Athem auf seinen Wangen verspürte, aber es war nicht etwa sinnliche Erregung, nein, eine eisigkalte, ahnungsdunkle Erkenntniß reizte seine Nerven. Welche Erkenntniß, darüber klar zu werden, fehlte es ihm an der Schärfe des Gedankens und an dem Ernste des Willens. Nur seine Zweifel waren verschärft. Ob gut oder böse, — wer weiß es? — er ging nun oft und oft zu Martha.

Martha war väterlicherseits katholisch und so getauft; ihre Mutter war evangelisch. Den religiösen Befehlen des Vaters gehorchend, dachte und fühlte Martha doch im Geiste ihrer Mutter; deshalb sah sie es auch nicht als eine Sünde an, daß sie ihren Jugendfreund noch immer liebte, obschon er Priester geworden war. Und sie liebte ihn mit der ganzen Macht ihres reinen, unschuldigen Kinderherzens.

Da begab es sich, daß ihr rasch nacheinander erst Vater, dann Mutter starben. In jenen trüben Tagen, wo sie arm, verlassen nnd hilflos in der Welt stand, reifte in Martin nach schweren inneren Kämpfen der Entschluß, seine Liebe frei zu geben und der Geliebten Schutz und Heim zu bieten. So kamen sie zusammen in diese Einöde, wo sie leben wollten wie Mann und Frau, unbekümmert um Priestergelöbniß und Zukunft, nur treu sich selbst und den Tugenden der christlichen Nächstenliebe.

Wie glücklich sie sich hier fühlten!

Wohl quälten Martha die Lüge ihres Lebens und die Sorge um das Kommende, aber sie fand sich keines Unrechts schuldig. Auch Martin hatte seine bösen Tage, an denen die Zweifel wiederkamen und ihn an Eidbruch und Pflichtverletzung mahnten. Wer ihn doch erlösen könnte von all' diesen peinigenden Gedanken! Und immer wieder war es die Liebe, die ihn vergessen ließ und selig machte; — oh, Martha war so gut, so schön!

* * *

Neujahrsnacht war's. In der sauber geputzten Stube der Kleinpfarrei sitzen am warmen Herde die in Liebe Vereinten. Sie wollen die Jahreswende wachend, im Glück erwarten. Der Punsch dampft. Mitternacht ist nahe. Draußen stürmt und tobt ein eisiger Nordost und treibt dichte Schneeflocken wirbelnd durcheinander.

Da keucht mühsam der Wanderprediger des Weges herauf. Das Schneegestöber hat ihn aufgehalten, und vielleicht wäre er darin umgekommen, aber der helle Schein aus dem Wohnhause hat ihn an's Ziel geleitet.

Verwundert steht Pater Januarius und holt tief Athem. Noch weiß er nicht, daß sein Waldkirchlein einen neuen Pfarrherrn erhalten hat, und er tritt forschend an's Fenster. Die Vorhänge sind verschoben. So fällt sein Blick voll in das helle Gemach.

Was soll das? War er im Fieber? Hatte er die Hölle gesehen oder den Himmel? Krampfhaft greift er nach dem festen Geäste des Epheu's, der das Haus umrankt, und schärfer sieht sein Auge, weit aufgerissen,

lange, lange; was ihm oft in dunkler Nacht das heiße Blut vor die Sinne gegaukelt hatte, hier war es lebendig geworden, die Schönheit des Weibes, das Paradies der Erde; sein Mund öffnet sich lechzend, eine blutige Wolke zieht um sein Gehirn; er wankt.

Aber er fällt nicht. — War er nicht der Kirche geweiht? Hatte er nicht Keuschheit geschworen? Wollte er werden wie dieser sein Bruder im Amte, sündig, gottverlassen? Nein, nein!

Langsam taumelt er seitwärts, der Kirche zu, unter das Vordach, und tastend am gewohnten Ort, fühlt er den Strang. Er erfaßt ihn und läutet die Thurmglocke dröhnend in die wilde Nacht . . . . .

Die drinnen hörten das unheimliche Tönen, wie es sich schauerlich mit dem Pfeifen und Sausen des Sturmes vermischte. Erschreckt rafften sie sich auf. Es mochte wohl nur der Wind sein, der die Glocke bewegte. Aber das Unwetter kam stoßweise, es schwieg immer wieder und die Glocke läutete fort, rastlos, unaufhörlich. So faßten denn die Beiden Muth und schauten nach der Ursache.

Das Licht der Laterne fiel flackernd auf Januarius; bleich wie der Tod, mit glasigen Augen trat er ihnen entgegen. Er wies sie stumm in ihre Behausung zurück und folgte ihnen.

Wollte er ihr Richter sein, oder was wollte er? Er wußte es nicht. Blitzschnell wechselten die Gedanken und Empfindungen, aber Alles, was er dachte und fühlte, zeigte ihm seinen Niedergang. Seine Stärke und Zuversicht waren mit dem Klange der Glocke dahin. Er wäre so gerne rein geblieben unter den Unreinen,

der Gerechte unter den Ungerechten, doch die Stimme der Natur war erwacht und je mehr er sie zurückdrängte, um so lauter rief sie: „Gib dem Menschen, was des Menschen ist.“

Schwüle Wärme und der bedrückende Duft des Getränkes erfüllte die Stube; aber Niemand achtete darauf. Es ahnte den Entdeckten bangend, was vorausgegangen war.

Martha verstand zuerst ihre Erregung zu beherrschen. Auch hatte sie Mitleid erfaßt mit dem armen, zitternden Manne, der es nicht wagte, ihr in's Antlitz zu sehen. Sie lud ihn ein, sich auszuruhen.

Dankend ließ er sich nieder, dankend nahm er den Wein, den sie bot, und hastig goß er ihn durch die Kehle.

Dann bat er zögernd, ihn mit dem Pfarrer allein zu lassen und gewaltsam hob er seine Augen, um Martha fremd und kalt anzusehen. Thörichtes Wollen: sein Blick ward irr' an diesem Bilde; er sah sie wieder, so wundersam, so reizvoll schön wie zuvor, ein stechender Schmerz preßte seine Schläfen zusammen und besinnungslos stürzte er zu Boden.

Während Martha seine heiße Stirne netzte, erwachte er aus seiner Ohnmacht. Ob er krank sei? Nein. Er fühle sich nun wohl. Und dabei sah er aus wie ein gebrochener Mann. Mühsam richtete er sich auf, und wiederum bat er, mit dem Pfarrer allein sein zu dürfen. Martha ging in's Nebenzimmer.

Die Brust des Wanderpredigers rang keuchend nach Athem, und seine Lippen empfand er dürr, so daß er keinen Laut darüber brachte. Martin wußte, daß die

Stunde der Abrechnung bevorstand, und auch er schwieg; er überdachte seine Vertheidigung. Nach einer langen, bangen Pause begann Januarius gedämpften Wortes zu reden.

Was die beiden Gottesgelehrten in jener Nacht bis in den grauenden Morgen hinein zusammen verhandelt haben, erfuhr Niemand. —

* *
*

Goldig beglänzte die Sonne das neue Jahr und nichts verrieth die Stürme der vergangenen Nacht. Das Waldkirchlein war voll von Gläubigen, die da frommen Sinnes der Predigt warteten und auch des Wanderpaters gedachten. Ob er wohl hier sein werde? Da bestieg Januarius die Kanzel. Wie alt der Mann geworden war, wie klanglos seine ehemals so kraftvolle Stimme! Sie donnerte nicht mehr. Aber er sprach auch von keiner Hölle mehr, wie Pfarrer Martin nur von Gottesliebe und Gottesgnade. — —

Die letzten Andächtigen waren zu Thal gegangen, und noch immer kniete Pater Januarius vor der heiligen Mutter Maria im tiefen Gebet.

Endlich erhob er sich, und Pfarrer Martin, der seiner harrte, führte ihn in's Pfarrhaus; aber vergeblich waren alle Bitten, daß er bleibe, sich labe und stärke. Nur noch ein mildes Abschiedswort richtet er an die Beiden. Martha's Augen verdunkeln Thränen und zitternd reicht sie ihm die Hand entgegen. Er nimmt sie, drückt sie sanft und schaut ihr müde, weltverloren in das Angesicht; dann wankt er, auf den Stab gestützt, wortlos dem Walde zu.

Tage vergingen und es ward auffällig, daß der Wanderprediger die Gegend noch nicht verlassen hatte. Da und dort pochte er an das Thor und forschte schüchtern und zagend nach dem Paar in der Waldpfarre. Er nickte befriedigt, als er es überall lobpreisen hörte, und ging seiner Wege. Diese führten fast im Kreise um das Pfarrhaus herum.

Es war in der Nacht zum Feste der heiligen drei Könige. Die Sterne funkelten und glitzerten am Himmel und breiteten einen milden Schein über das vor Kälte starrende Land.

Januarius stand horchenden Hauptes vor dem Fenster, wo die Erkenntniß über ihn hereingebrochen war. Nur sie allein? Auch die Zweifel an seiner Sendung und die Liebe und Sehnsucht nach dem Weibe.

Das Haus lag still und finster. Nichts rührte sich. Ein müder Seufzer entfloh der Brust des von der Natur Enterbten, und leise trat er zurück an den Saum des Waldes. Langsam ließ er sich auf einem vereisten Baumstrunke nieder. Es fror ihn nicht.

Und wie er nun dasaß, traumhaft sinnend, da wurde es hell und lebendig um ihn her: Bilder aus seiner Kindheit, aus seiner Jugend, seinem Mannesalter wandelten an seiner Seele vorüber. Düstere, freudlose Bilder, und doch fand er sie schön. Sein Leben war hart und karg genug gewesen. Ihm schien es niemals so. Sein Sinn war heiter und sein Gemüth war rein. Bis kurz vordem. Er hatte seinen Glauben und seinen Gott; seinen Gott, der ihm hinüberhalf über alle Erdenmüh'

und Plage, den er liebte mit der ganzen Inbrunst des Kindes, das den Vater liebt.

Und des Allgütigen, des Allbarmherzigen sollte er nun unwerth sein, weil ihm jene Liebe offenbar geworden, welche die Menschheit fortbewegt? War nicht auch sie von Gott der Welt gegeben?

Himmlische Musik klang an sein Ohr. Er wähnte sich allein in einem großen Garten voll reicher Blumenpracht und Fruchtfülle. Und die Stimme des Herrn rief: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Und der Herr gab ihm das Weib. — Und sie hatte Gestalt und Gesicht von Martha. Sie legte ihren weichen Arm um seinen Nacken, ihr süßer Leib schmiegte sich an seine Brust, ihre rothen Lippen drückten einen warmen, warmen Kuß auf seinen Mund. . . . . .

Am andern Morgen fand ihn Pfarrer Martin erfroren.

VIEUX JEU.

Novelle

von

C. Karlweis.

Il n'y a que l'amour.

I.

Das Haus stand draußen zwischen Stadt und Dorf, inmitten eines sorgsam gepflegten Gartens, in welchem zur Frühsommerzeit Flieder und Goldregen blühten. Nach seinem Besitzer hieß es Villa Reiner, die Leute aber nannten es die Einsiedelei — gleichfalls nach seinem Besitzer, der sich wie ein rechter Einsiedel von aller Welt abschloß. Er hatte sich an der Rückfront des Hauses ein weitläufiges Atelier anbauen lassen, aus dem er nun, zum Verdrusse der neugierigen Nachbarn, tagelang nicht herauskam. Es gab Leute, die allen Ernstes versicherten, das Atelier sei in Wahrheit ein verdächtiges Laboratorium, so eine Art Hexenküche für die Bereitung von Bomben, wenn nicht eine Falschmünzerei.

Außer Herrn Gottlieb Reiner, von welchem die Hausleute berichteten, daß er kaum mehr als dreißig oder höchstens fünfunddreißig Jahre alt sei und einen „schrecklich traurigen" Blick habe, lebten noch seine Tante, Frau Agathe Simlein, und eine junge Waise, Christel Schönberg, in der Einsiedelei, das Gesinde nicht mitgerechnet, das aus zwei alten Dienern und einer noch älteren Köchin bestand. Mit der Tante hätten sich die Nachbarn noch am ehesten zurechtgefunden; diese alte

Dame sah man doch manchmal im Vorgarten und sogar auf der Straße. Und wenn man sie sah, hörte man sie auch, denn sie war mittheilsam und stand für jeden Gruß gerne Rede und Antwort. Nur that sie dabei doch zu vornehm, als daß Einer gewagt hätte, sie so geradehin nach den Geheimnissen ihres Herrn Neffen zu fragen. Was Christel Schönberg, die Waise, betraf, die Herrn Gottlieb's Mutter irgendwo von der Straße aufgelesen haben sollte, so war sie ernst und schweigsam wie ihr Gebieter. Sie lebte in der Villa als eine Art Beschließerin oder Haushälterin, . . man wußte das nicht genau. Das war ja überhaupt das Abscheuliche an dieser Einsiedelei, daß man gar nichts Genaues über sie und ihre Bewohner wußte! Christel war hübsch und gewiß nicht über neunzehn Jahre alt. Also: der Herr ledig und dreißig bis höchstens fünfunddreißig, die Hauhälterin gewiß nicht über neunzehn, — zudem hatte Christel auch schon die Hand eines braven, jungen Schlossermeisters ausgeschlagen, — mußte man da nicht denken . . .? Aber Thomas und Dominik, die alten Diener, ja sogar Kathi, die noch ältere Köchin, wollten die Hand ins Feuer legen . . .! Daraus sollte Einer klug werden!

II.

Ein herrlicher Maimorgen. Christel trat, mit Schaufel und Kehrbesen bewaffnet, in Herrn Gottlieb's Arbeitszimmer. Der Bösendorfer Flügel in der Ecke war

geöffnet und auf seinem geschnitzten Pult lagen ungeordnet halbbeschriebene Notenblätter. An der Staffelei, welche die Mitte des geräumigen Ateliers einnahm, lehnte eine unfertige Leinwand, die eine trübselige Regenlandschaft darstellte. Herr Gottlieb selbst saß an seinem mächtigen Schreibtisch und las in einem dickleibigen Buche, auf dessen abgewetztem Lederrücken eine Goldfliege bedachtsam auf und nieder kroch.

Christel blieb in der Thür stehen.

„Sie sollten ausgeh'n, Herr Gottlieb", sagte sie laut. Ihre Stimme klang angenehm durch die Stille, aber Herr Gottlieb hörte sie nicht, oder that doch so. Er las eifrig weiter.

„Sie sollten aber wirklich einmal ausgeh'n", mahnte Christel nach einer Weile dringender und wies dabei nach dem breiten Atelierfenster, das zur Hälfte verhängt war, so daß die Maienpracht draußen nur durch einen seitlichen Spalt fürwitzig hereinlugen konnte.

Herr Gottlieb sah nun auf. Es war in der That etwas Trauriges in seinem Blick. Sein Gesicht hatte einen müden Ausdruck, seine Haltung war ein wenig schlaff. Aber trotzdem machte er nicht den Eindruck eines kranken oder nur kränklichen Menschen. Vielmehr den eines greinenden großen Kindes. Irgendwer hat ihm irgendein Spielzeug weggenommen, und er konnte sich nun nicht beruhigen, weil ihn bisher alle Welt verwöhnt und verzogen hatte. So sah er aus. Oder er hatte den Mond verlangt, und Mama konnte ihm den nicht verschaffen.

Er fuhr sich jetzt mit der weichen, weißen Hand durch das volle blonde Haar, blinzelte dann zum Fenster empor und schüttelte den Kopf.

„Laß mich, ich muß arbeiten!“ wehrte er endlich leise ab.

Christel sah ihn mit einem Blicke an, in welchem respectvolle Bewunderung und etwas wie mütterliches Mitleid sich wunderlich mischten.

„Aber, Herr Gottlieb!“ erwiderte sie bescheiden. „Am End' müssen Sie ja krank werden, wenn Sie gar keine Bewegung machen! Und dann können S' doch erst recht nicht arbeiten. Ein armer Teufel, der Weib und Kinder mit seiner Arbeit erhalten muß, kann sich freilich nicht helfen, — aber Sie . . .!“

Sie war es sichtlich nicht gewohnt, in dem intimeren Tone, den sie da angeschlagen hatte, zu ihrem Herrn zu sprechen, denn sie hielt hier plötzlich inne und sah erschrocken auf Gottlieb. Dieser schien heute aber besonders gnädig gestimmt, er lächelte beinahe.

„Das verstehst Du nicht!“ sagte er freundlich belehrend. „Jeder nach seiner Art. Mir sind die Menschen so zuwider, daß ich mich nirgends wohl fühle, wo ich sie sehen und hören und am Ende sogar ihre dummen, gedankenlosen Fragen beantworten muß. Leere Worte, albernes Geschwätz. Siehst Du, das ist mir unausstehlich, . . verächtlich. So bleibe ich zuhause und schaffe etwas. Das macht mich glücklich!“

Christel war roth geworden ob der seltenen Ehre dieser ausführlichen Erklärung. Sie fühlte sich sichtlich geschmeichelt, — aber nicht überzeugt.

„Bitt' schön, Herr Gottlieb“, replicirte sie muthiger, „Sie müssen nicht bös sein, aber ich kann halt doch

das Leben nicht begreifen, das Sie da führen, seit die Frau Mutter selig gestorben ist. Beinah' ein Jahr geh'n Sie nirgends hin und thun nichts als . . . arbeiten, wie Sie 's heißen. Einmal malen Sie, dann spielen Sie Klavier, dann lesen Sie wieder und schreiben ganze Tag' lang! Und bei nichts halten Sie aus. Das ist wie einer, der in der Küch' sitzt, von allen Schüsseln kost' und von keiner ordentlich ißt. Satt wird er nicht, aber den Magen verdirbt er sich!"

Das hatte sie offenbar schon lange auf dem Gewissen gehabt, denn es war herausgesprudelt, wie etwas, das man nicht rasch genug los werden kann. Nun erschrak sie freilich wieder ob ihrer Kühnheit und drückte, wie fluchtbereit, die Hand auf die Thürklinke.

Gottlieb maß sie denn auch mit einem mehr und mehr verwunderten Blicke.

„Du!" sagte er dann stirnrunzelnd, „das hat Dir die Tante vorgesagt!"

Sie erröthete bis an die Haarwurzeln.

„Ich bitt', nein!" erwiderte sie demüthig, „die Frau Tant' red't ja gar nichts mit mir!"

Wieder flog es wie ein Lächeln über Gottlieb's Züge.

„Du Glückliche!" murmelte er und beugte sich dann wieder über sein Buch.

Es wurde still. Christel stand unschlüssig und besah Schaufel und Kehrbesen in ihrer Hand.

„Sie sollten aber doch ausgeh'n!" versuchte sie einen letzten Ansturm. Vergebens. Er las ruhig weiter und ließ sich nicht einmal durch den Goldkäfer stören,

der mittlerweile seinen Spaziergang auf die Metallschließe des Buches ausgedehnt hatte. Christel seufzte, zuckte die Achsel und zog sich sachte zurück.

III.

Frau Agathe saß am Mittagstisch dem schweigsamen Neffen gegenüber. Sie war heute noch unruhiger als sonst und blickte ärgerlich auf Christel, die am Büffet des Speisezimmers ruhig hantirte. „Mein Gott, heute nimmt das Auftragen wieder gar kein Ende!" rief sie schließlich nervös. Und als Christel sich daraufhin zurückzog: „Ich weiß wirklich nicht, was Dir an dieser Person so werthvoll ist. Mir ist sie schrecklich mit ihrer aufdringlichen Bescheidenheit. Denn eigentlich bildet sie sich der Himmel weiß was ein auf ihre Stellung hier im Hause. Aber, natürlich — Deine Mutter hat sie verzogen und Du verziehst sie weiter. Wenn Du eine junge Frau hättest. . ." Die beleibte Tante hielt hier inne und sah den Neffen prüfend an. Hatte er sie gehört? Das wußte man bei diesem schrecklichen Menschen nie. Oh! lieber unter den Wilden in Kamerun leben als mit diesem Trappisten. Aber Frau Agathe hatte hier eine Mission zu erfüllen. Sie wollte den Sohn ihrer Schwester heilen. Darum hielt sie in der Einsiedelei aus, die sonst ganz und gar nicht nach ihrem Geschmacke war. Ihr Plan war kühn und einfach, wie alle großen Pläne. Gottlieb sollte heiraten. Hätte er geahnt, was die kleine dicke Frau

da ihm gegenüber vor hatte, er würde ihre Absichten wohl sofort und für immer vereitelt haben. Aber er ahnte nichts. Darauf rechnete sie ja auch hauptsächlich.

„Ich erwarte in den nächsten Tagen Besuch!" begann sie nach einer Pause wieder und versuchte recht harmlos und gleichgültig dreinzusehen. Aber ihre kleinen Aeuglein blickten ängstlich und ihre Stimme zitterte.

Gottlieb stand ruhig auf und trat an's Fenster.

„Bollmann kommt", fuhr die Tante in gleicher Weise fort, während ihre Blicke jeder seiner Bewegungen mit zaghafter Spannung folgten. „Er bringt mir seine Tochter, die . . hm . . es ist eine ganze Geschichte, die Dich ja nicht interessiren wird — —?"

Er schüttelte den Kopf. Nein, die Geschichte interessirte ihn wirklich nicht.

„Also, seine Tochter muß ein paar Tage bei uns wohnen — —."

Noch immer keine Antwort. Das war wirklich unheimlich.

„Weißt Du, es ist nur, . . sie kommt so plötzlich zurück und er muß erst eine passende Wohnung finden . . ."

Frau Agathe vermochte nicht weiter zu sprechen, — sie war bereits gänzlich verzagt. Aber endlich erbarmte Gottlieb sich ihrer. Er wandte sich ihr zu. „Liebe Tante, das sind ja Ihre Angelegenheiten!" sagte er ruhig und verließ das Speisezimmer.

Die Tante sah ihm triumphirend nach. Er ließ sie gewähren? Er gestattete den Besuch?! Ah, nun hatte sie gesiegt! Die schöne Nelly Bollmann einmal im Hause, war es mit der Herrschaft Christel's, der „frechen Person",

ganz sicher zu Ende. Und dann Ade, Einsiedelei! Gottlieb heiratete und mit seiner schönen lebenslustigen jungen Frau zog die Welt in diese Räume ein, die fröhliche Welt, in der man singt, tanzt und vor allem — spricht.

Unterdeß hatte Gottlieb wieder sein dickleibiges Buch vorgenommen. Da schellte es an der Hausthür. Doch kein Besuch?! Er hob den Kopf, horchte und trat dann zur Ateliertür, die er ein wenig öffnete, um in den Korridor hinauszurufen: „Ich bin nicht zu Hause, — verstanden!?"

Zu spät. Der unselige Thomas hatte bereits geöffnet. Schritte auf der Treppe, dann eine muntere Stimme, die herauflacht.

„Gilt die gastfreundliche Weisung auch mir, Cousin?" Und gleich darauf im Atelier ein Händeschütteln, — das heißt, Vetter Gerhard Langenbach schüttelte, und Vetter Gottlieb Reiner ließ ihn ziemlich mißmuthig gewähren.

Ein eleganter, wirklich vornehm aussehender junger Mann, dieser Vetter Gerhard. Er streifte jetzt langsam die ziegelrothen Handschuhe von den wohlgepflegten Händen, legte sie in den Hut und ließ sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, behaglich auf der Ottomane neben dem Bücherschranke nieder. Christel, die von dem Besuche noch nichts wußte, brachte eben, wie alltäglich um diese Stunde, den schwarzen Kaffee für Gottlieb. Der Vetter klemmte sein Monocle in's Auge, musterte erst flüchtig die Einrichtung des Ateliers und dann eingehend das hübsche Mädchen.

Da dieses sich, ohne auf ihn zu achten, schweigend zurückzog, sah ihr der junge Mann nach, spitzte dann die Lippen und pfiff leise vor sich hin.

„Sieh, sieh, Ihre ‚Angenommene‘ entwickelt sich ja ganz charmant!“ bemerkte er lächelnd. „Cousin, — Sie haben Geschmack!“

Gottlieb zog die Brauen hoch.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Nichts, — ich meinte nur so!“ lenkte der Elegante rasch ein. Dann musterte er neuerdings das Atelier.

„Also, Sie haben das Reisen endgültig aufgegeben und sich hier bleibend eingerichtet? — — Hübsch, sehr hübsch, dieses Studio! . . Hm, es scheint, daß Sie vielerlei treiben: Malerei, Musik, Literatur, — vielleicht auch irgend eine schwerblütige Wissenschaft mit einem geheimnißvollen griechischen Namen? Das sähe Ihnen ähnlich! — Sagen Sie einmal aufrichtig, Cousin, macht Ihnen diese Art Leben wirklich Spaß?“

„Es scheint so!“

„Nun, das ist Auffassungssache. Und was sagen Ihre rebellischen Nerven zu dieser unausgesetzten Anstrengung?“

„Ich fühle mich ganz wohl.“

„Wirklich? Ah, das ist charmant!“

Gerhard Langenbach erhob sich und schritt gemächlich durch das geräumige Zimmer. Da er an das Clavier kam, schlug er stehend ein paar Takte eines Strauß’schen Walzers an und wandte sich dann an seinen Vetter:

„Das ist doch noch Musik, nicht wahr? Darin steckt Leben, Race, pikanter Reiz! Mir ist nichts weniger ver-

ständlich, als eine Kunst, die nicht heiter ist, unsere Nerven nicht angenehm anregt. Was soll sie sonst überhaupt?“

Er hielt inne, sichtlich eine zustimmende Antwort erwartend. Da Gottlieb aber beharrlich schwieg, zuckte er leicht die Achsel und setzte seinen Forschungsgang durch das Atelier fort. Vor einem Bilde, das uneingerahmt über der Thür hing, blieb er plötzlich stehen.

„Zum Henker, was für eine curiose Leinwand ist das? Grauer Himmel, graue Luft, graue Erde, — eine wahre Aschermittwochsphantasie! Wo haben Sie diese Wunderlichkeit aufgetrieben?“

Gottlieb war seinen Blicken gefolgt.

„Dieses Bild habe ich selbst gemalt!“ antwortete er jetzt trocken.

„Sie — selbst? Ah, Pardon. Ich bin eben ein Laie. Und zudem, ich sagte Ihnen ja, daß ich nur eine heitere Kunst begreife!“

„Das Leben ist ohnedies so ernst, nicht wahr?“ warf Gottlieb mit unverkennbarem Spott ein.

„Gewiß!“ erklärte Gerhard gutmüthig lachend. „Warum soll ich mir diesen heimtückischen Ernst, der uns bei jedem Anlasse wie aus dem Hinterhalt überfällt, auch noch in künstlerischer Nachbildung gefallen lassen?“

Das improvisirte künstlerische Glaubensbekenntniß des eleganten Vetters schien Gottlieb allmälig zu amüsiren.

„Sagen Sie, Cousin“, nahm er das Gespräch wieder auf, „was haben Sie denn bisher vom Ernst des Lebens verspürt?“

„Ich? Oh, das ist ein grausamer Scherz! Und meine Schulden —?"

Herr Gerhard Langenbach besah aufmerksam die Spitzen seiner tadellosen Lackschuhe.

„Wußten Sie das nicht?" fuhr er dann lachend fort. „Ja, ich habe Schulden und mache gelegentlich noch immer welche. Mein Gott, wenn man sonst nichts zu thun hat . . .! Irgend eine Beschäftigung muß der Mensch ja doch haben — — Nein, ernsthaft gesprochen, Sie dürfen mich deshalb nicht verdammen. In der Erwartung einer großen Erbschaft aufgewachsen, habe ich mich allmälig an das Escomptiren meiner Hoffnungen gewöhnt. Bin ich dafür verantwortlich, daß das Schicksal den Wechsel nicht eingelöst hat, den es mir in die Wiege legte? Wenn unsere Großmama auf den vernünftigen Einfall gerathen wäre, meine Mutter zur Universalerbin zu machen, wie sie es immer versprochen hatte! Aber so mußte das Vermögen mit Ihrem Vater getheilt werden, der sich auf die Verdoppelung seines Antheiles verstand, während wir . . . . ah, sprechen wir besser nicht davon. Ich bin nicht so geschmacklos, mich über geschehene und unabänderliche Dinge zu ereifern!"

Ein bitteres Lächeln umspielte gleichwohl seine Lippen. Er trat rasch an das Atelierfenster, schob den Vorhang ein wenig bei Seite und blickte in den Garten hinaus.

„Reizend!" rief er. „Eine wahre Idylle, wie geschaffen für ein heimliches Liebesglück! — Und Sie bewohnen dieses Paradies wirklich nur mit Ihrer Frau Tante? Ein mäßiger Genuß, wie mir scheinen will. Nun, warum sehen Sie mich so verwundert an? Wollen

Sie mir etwa weiß machen, daß ein schönes Mädchen oder eine blühende junge Frau der verehrlichen Dame Agathe nicht vorzuziehen wäre?"

Er lachte und lehnte sich mit dem Rücken an das Fenster, —

„'s ist eine der größten Himmelsgaben
So ein lieb' Ding im Arm zu haben!"

declamirte er. „Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter als der große Schätzer der Frauen. Ich behaupte, daß es die größte, ja die einzige Gabe ist, die der neidische Himmel uns armen Sterblichen zukommen ließ. Die Liebe! Die Liebe! Wenn man sie nicht ernst nimmt, ist sie bezaubernd. Hab' ich nicht recht?"

Gottlieb hatte seinen Platz wieder eingenommen.

„Davon verstehe ich nichts!" erwiederte er trocken.

„Na, na!" lachte der Vetter. „Haben Sie am Ende nie geliebt?"

„Nein."

Das war so ruhig und ernst gesagt, daß der elegante junge Mann verblüfft aufsah.

„Bah, das kann doch Ihr Ernst nicht sein! Nie geliebt? Nicht einmal so . . . en passant?"

„Nein — auch das nicht!"

„Vielleicht gar aus — Princip? Es soll solche wunderliche Käuze geben. Ach, Sie Aermster! Ein Leben ohne Liebe ist eine Welt ohne Sonne, ein Spieltisch ohne Karten, — kurz, die Schöpfung ohne den sechsten Tag! Wahrhaftig, wenn Sie mich nicht zum Besten haben, muß ich Sie aufrichtig beklagen!"

„Das muß ich ertragen!"

„Wer hätte gedacht, daß ich Sie bedauern könnte, — ich Sie! Denn im Grunde hat die Glücksgöttin ihre Gaben nicht gerecht zwischen uns vertheilt: in meine Kehle den Durst, in Ihren Keller den Wein! Das Schicksal liebt zuweilen derlei grausame Scherze. Und trotzdem beneide ich Sie nicht, wenn Sie wirklich die Liebe nicht kennen. Was für ein Leben führen Sie auch hier! In Ihren Jahren spielt man den Einsiedler nur, wenn man kein Geld hat. Sie aber wissen das Geld, das Sie besitzen, nicht in Genuß umzusetzen. Nehmen Sie mich als Erzieher an! Ich will Sie trinken, lachen und vor Allem lieben lehren, — darauf verstehe ich mich. Sie sollen bald einsehen lernen, daß die Kunst, das Leben zu genießen, hundertfach Ihre graue Malerei, Ihre düstere Musik und alle Gelehrsamkeit der Welt aufwiegt. Es hat überhaupt nur eine einzige wahre Kunst gegeben, und die hat unser Herrgott geübt, als er das Weib schuf. — Das Weib! Durchzuckt es Sie nicht prickelnd, wenn Sie einer schönen Frau gegenüberstehen?"

„Nein. — Ich wenigstens habe dieses Prickeln bisher nie empfunden!"

„Ach, Sie haben kein Talent zur Liebe!"

„So scheint es fast."

Gerhard wollte etwas erwidern, aber ein leises Pochen an der Thür ließ ihn innehalten. Christel trat abermals ein. Sie brachte diesmal eine Depesche, deren Inhalt Gottlieb überflog.

„Das geht Tante Agathe an", sagte er dann ablehnend, „Ihr Gast meldet seine Ankunft für heute Mittag an. Gib ihr das Telegramm."

„Die Frau Tant' is in d'Stadt g'fahr'n!"

Gottlieb ließ die Depesche achtlos auf den Schreibtisch fallen.

„Nun, so sag' ihr, wenn sie heimkommt, daß Fräulein Vollmann in einer Stunde eintreffen dürfte!"

Christel nickte und verließ das Zimmer, auch jetzt ohne Herrn Gerhard zu beachten, der keinen Blick von ihr gewendet hatte.

„Charmant!" rief der Vetter laut und ließ das Monocle fallen, durch das er Christel angestarrt hatte. „Wirklich charmant! Ach, Sie heimlicher Sünder, der Sie die Liebe nicht kennen wollen!"

Gottlieb blickte verwundert auf.

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Wirklich nicht? — Und dieses entzückende Geschöpf? . . . ?"

„Meinen Sie etwa Christel?"

„Die ‚Angenommene', natürlich. Soll ich Ihnen etwa auch glauben, daß Sie die Schönheit dieses Mädchens bisher nicht bemerkt haben? Diese Frische, diese blühende Gesundheit, diese herbe Grazie, — derlei findet man wirklich nur mehr in den untern Volksschichten! . . . Sagen Sie, die Kleine soll ja einen Roman gehabt haben . . . ?"

„Einen Roman? Was doch die Leute schwatzen! Christel ist das Kind einer armen Näherin; sie hat die Mutter, die gelegentlich auch bei uns arbeitete, frühzeitig verloren und den Vater nie gekannt, — die alte Jammergeschichte. Mama nahm die Kleine in's Haus und zog sie auf. Das ist alles. Christel hat übrigens ihre Schuld

an uns mit Zinsen heimgezahlt, denn sie pflegte meine Mutter Tag und Nacht, während ich ahnungslos in der Welt herumvagabundirte. So ist sie mir als ein Vermächtniß geblieben und führt jetzt meinen kleinen Haushalt. Wenn Sie das einen Roman nennen wollen — —!"

Er hatte sich in Eifer geredet. Nun schwieg er und griff mechanisch nach seinem Buche, das noch aufgeschlagen auf dem Tische lag.

„Bitte, bitte!" lenkte der Vetter lachend ein. „Ich habe ja nichts gesagt, als daß die Kleine superb ist! Aber nun will ich Sie nicht länger von ihren ernsten Arbeiten abhalten. Mein oberflächliches Geplauder langweilt Sie ja doch nur!"

Er näherte sich der Thüre, blieb aber auf halbem Wege stehen und räusperte sich.

„Eh . . . was ich noch sagen wollte! . . . Ich bin augenblicklich ein wenig auf dem Trocknen. Wollen Sie mir über die kleine Ebbe hinweghelfen?"

Gottlieb schien diese Wendung schon längst erwartet zu haben. Er zuckte leicht die Achsel und setzte sich an den Schreibtisch.

„Wieviel benöthigen Sie?" fragte er ruhig, indem er ein Checkbuch hervorzog und nach der Feder griff.

Gerhard biß sich in die Lippen.

„Sie haben eine Art, Cousin . . .!" lachte er gezwungen. „Aber einem Nervenvirtuosen wie Ihnen muß man schon einiges nachsehen. Ueberdies handelt es sich auch nur um eine Bagatelle von . . . fünfhundert Gulden.

Ein Accept — na, Sie wissen ja, diese dummen Papiere werden mit einer Pünktlichkeit fällig . . .!"

Gottlieb hörte nicht mehr auf ihn. Er füllte schweigend die Anweisung aus, riß dann das Blatt ab und reichte es dem Vetter, der es mit einer nonchalanten Bewegung in die Westentasche steckte.

„Besten Dank! Wünschen Sie einen Wechsel oder genügt Ihnen eine einfache Bestätigung?"

Gottlieb hatte die Feder weggelegt und sich erhoben.

„Aber, bitte, lassen wir doch die Kindereien!" wehrte er mit sichtlicher Ungeduld.

Allein Herr Gerhard Langenbach richtete sich würdevoll auf.

„Pardon, Verehrtester, in Geldangelegenheiten bin ich pedantisch!" erklärte er ernst. „Es ist mein Recht als Schuldner, den empfangenen Betrag zu quittiren, und mein Recht lasse ich mir nicht verkürzen!"

Nun mußte Gottlieb doch lachen.

„So schreiben Sie meinethalben was Sie wollen!" sagte er und trat von dem Schreibtische zurück, an welchem der Vetter mit einer gewissen Feierlichkeit Platz nahm und nach einem Blatte griff, das er aber kopfschüttelnd betrachtete und dann Gottlieb hinüberreichte.

„Entschuldigen Sie, Cousin, da hätte ich fast die Rückseite der Depesche benützt, mit welcher unser gemeinschaftlicher Freund Bollmann Ihnen die Ankunft seiner Tochter anzeigt!"

„Unser gemeinschaftlicher Freund? Sie irren. Ich kenne Herrn Bollmann kaum."

„Und nehmen seine Tochter als Gast in Ihr Haus?"

„Sie wird der Gast meiner Tante sein!"

„Ach so. Na jedenfalls ist dem armen Bollmann die augenblickliche Erleichterung seiner Lage zu gönnen!"

„Ich denke, Bollmann ist reich?"

„Gewiß. Er ist wohlhabend und seine Tochter ist sogar reich. Aber sein Schicksal ist darum doch ein tragisches zu nennen, oder ein tragikomisches, wenn Sie wollen. Seine Frau, — die wenigstens müssen Sie doch gekannt haben? Auch nicht? Aber wo leben Sie? Die schöne Bollmann, die gefeierte beauté, von der man die Geschichte mit dem rumänischen Fürsten erzählte!? Also kurz und gut: Achtzehn oder neunzehn Jahre lang hatte unser Bollmann neben seiner Frau die wenig dankbare Rolle des Gatten einer vielbewunderten Modeschönheit gespielt. Da stirbt Frau Laura plötzlich — an einer Blutvergiftung, die sie sich beim Blondfärben der Haare zugezogen haben soll, sagt man. Bollmann thut sehr unglücklich, ist es vielleicht auch eine Zeit lang, athmet aber im Grunde doch auf, schickt dann seine einzige Tochter Nelly nach Dresden zu einer Verwandten, die an ihr Mutterstelle vertreten, das heißt sie möglichst rasch unter die Haube bringen soll, löst hier seinen umständlichen Haushalt auf und richtet sich ein Junggesellenheim ein, — ein entzückendes Heim mit allen Chicanen, der Schwerenöther! Und nun, da er just mit rechter Wollust die ersten Schwimmübungen seines neuen freien Lebens versucht, geschieht plötzlich das Unerhörte, Unglaubliche: die Verwandte im züchtigen Dresden, eine Witwe in den schlechtesten Jahren, verliebt

sich in den hübschen jugendlichen Liebhaber des Hoftheaters, heiratet den Mimenjüngling, und Bollmann muß plötzlich seine Tochter zurücknehmen, — statt des lustigen Bonvivants den zärtlichen Vater spielen! Er war vernichtet, als er vorgestern abreiste, um seiner Vaterpflicht zu genügen. Obendrein kann er Fräulein Nelly entschieden nicht in seinem Junggesellenheim unterbringen, . . . aus tausend Gründen. — Sie verstehen mich doch? Aber, mein Gott, Sie mußten das Alles doch wissen, da Sie ihm vorläufig ein Asyl für die junge Dame angeboten haben?"

„Ich wiederhole, daß meine Tante . . ."

„Ach ja, ich vergaß. Und sie hat Ihnen nicht die ganze Geschichte erzählt? Das nimmt mich Wunder. Frau Agathe erzählt sonst gerne und ziemlich umständlich, soviel ich mich entsinne. Zudem hätte sie Ihr Mitleid für Fräulein Nelly erwecken können. Die junge Dame wird ohnedies nicht leicht an den Mann zu bringen sein!"

Gottlieb hatte der langathmigen Erzählung sichtlich nur wenig Interesse entgegengebracht. Er kramte jetzt unter den Papieren auf dem Schreibtische.

„Oh! Ist Fräulein Bollmann so häßlich?" sagte er zerstreut.

„Häßlich? Ganz im Gegentheil! Sie ist bildhübsch! Dazu eine halbe Million als Mitgift — —."

„Nun?"

„Ja, nun! Sie hat aber einen stark entwickelten Willen und eine Nüchternheit des Urtheils . . .! Fin de siècle, sag' ich Ihnen. Verstand und Nerven, —

alles Uebrige ist nur Aufputz und wechselt mit der Mode, mit der Saison. Für unsereinen wäre sie damit das Ideal einer Frau, ich geb' es zu, aber — — —"

„Aber?! — Warum heiraten Sie das Wundermädchen nicht?"

„Spotten Sie nicht. Ich wollte wohl, aber die Sache hat ein Häkchen: Sie will nicht!"

Er seufzte, schüttelte den Kopf und kritzelte die Bestätigung über den Empfang des Checks auf ein Blatt, das er nun Gottlieb mit einer eleganten Verbeugung überreichte.

„So wären wir also in Ordnung?"

Das war so ernst und geschäftlich gesprochen, daß Gottlieb laut auflachen mußte.

„Vollkommen!" versicherte er.

Gerhard ließ sich durch dieses Lachen keineswegs aus der Ruhe bringen. Er griff nach Hut und Handschuhen und empfahl sich mit der tadellosen Haltung eines vollendeten Weltmannes. Nur ein leichter Duft nach peau d'Espagne erinnerte an seinen Besuch. Gottlieb sah ihm lange nach. Seine blassen, nicht unedlen Züge hatten allmälig wieder den gewohnten ernsten Ausdruck angenommen.

„Auch einer von den Lebenskünstlern!" murmelte er kopfschüttelnd und nahm dann seine unterbrochene Arbeit wieder auf.

IV.

Eine Stunde später brachte ein Fiaker die Gäste der Tante Agathe: Herrn Bollmann, den lustigen Witwer und betrübten Vater und Fräulein Nelly Bollmann, eine stattliche und elegante junge Dame, die der Vater galant aus dem Wagen hob und mit Grandezza der Tante zuführte. Diese war, ein wenig athemlos zwar, aber doch noch rechtzeitig nach Hause gekommen, um die Honneurs des Reiner'schen Hauses zu machen. Ihr Neffe sei im Augenblicke dringend beschäftigt, erklärte sie verlegen, später werde er nicht ermangeln. . . .

Dabei schloß sie Fräulein Nelly, das liebe arme Kind, wie sie sich mit mütterlicher Zärtlichkeit ausdrückte, wiederholt an ihren hochwogenden Busen.

„Sie ist recht vieux jeu, die gute Alte!" flüsterte Nelly ihrem Vater zu, während sie das ihr zugewiesene Zimmer einer genauen Besichtigung unterzog. „Wenn der Neffe ihr gleicht, dann werden wir hier wohl sogenannte ‚gemüthliche Familienabende' erleben, an welchen dünner Thee getrunken und dazu ein sittenstärkender Gartenlauberoman vorgelesen wird!?"

„Oh, . . so schlimm wird es wohl nicht sein!" murmelte Papa Bollmann und sah sich scheu um.

Während Nelly Toilette machte, führte die Tante Herrn Bollmann in das Empfangszimmer, das an Gottlieb's Atelier stieß.

„Ein reizendes Mädchen, Ihre Tochter!" begann sie dort das Gespräch. „Voll Geist und Humor. . . ."

Herr Bollmann seufzte.

„Ein Vater hat so viele Sorgen!“

„Ich begreife!“ Frau Agathe lächelte verständnißinnig.

„Sprechen wir aufrichtig,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort. „Es wäre Ihnen angenehm, wenn mein Neffe und ihre Tochter .... nun, wenn die jungen Leute sich tüchtig in einander verlieben würden, — wie?“

„Mein Gott, warum soll ich es leugnen? Nelly ist in einem heiratsfähigen Alter, und bei ihren glänzenden Eigenschaften, — ihrem Vermögen ....“

„Was das betrifft, ist natürlich nichts zu sagen. Aber von dem Gelde dürfen wir Gottlieb gegenüber um Gotteswillen nichts erwähnen. Er ist sehr delicat und legt wenig Werth auf Geld und Aeußerlichkeiten. ...!“

„Wenn die jungen Leute nur Gefallen an einander finden ..! Meine Nelly hat, offen gestanden, gewisse eigene Ideen ...!“

„Und mein Neffe?! Schrecklich, diese heutige Jugend, — nicht wahr? Da waren wir anders. Wenn wir uns hätten beifallen lassen, eigene Ideen zu haben ...! Aber damit müssen wir jetzt nun einmal rechnen. Lassen Sie mich nur machen! Ich habe mir das Zustandekommen dieser Parthie in den Kopf gesetzt, und wenn ich etwas durchführen will, lasse ich mich so leicht nicht abschrecken!“

„Sie sind ein Engel, verehrte Freundin!“

Herr Bollmann küßte der Tante die Hand und erklärte seufzend, die schlimmsten Sorgen seien entschieden die Vatersorgen. ...

Als Gottlieb gegen Mittag aus seinem Arbeitszimmer herüberkam, war Frau Agathe sichtlich aufgeregt. Die

Vorstellung ging übrigens besser von statten, als sie gefürchtet hatte; Gottlieb murmelte sogar etwas, das wie eine höfliche Phrase klang, worauf er sich allerdings schleunigst zurückzog und an diesem Tage nicht mehr sichtbar wurde. Auch Papa Bollmann empfahl sich endlich. Er umarmte seine Tochter mit theatralischer Zärtlichkeit und pfiff dann draußen im Vorgarten einen eben beliebten Gassenhauer, wobei er sein Spazierstöckchen vergnügt durch die Luft sausen ließ, wie Einer, der ein unangenehmes Geschäft erledigt hat und nun seine Freiheit wieder genießen darf.

Im Laufe des Nachmittags sprach Doctor Roland, der Hausarzt, bei Frau Agathe vor, die sich ermüdet auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte. Die Tante klagte wie stets über allerlei Beschwerden und Leiden: ein beängstigendes Stechen in der Herzgegend, schlechten Appetit, Schlaflosigkeit ....

„Nerven, meine Gnädigste, — nichts als Nerven!" entschied der Arzt gewichtig.

Er war klein, kahlköpfig, von quecksilberner Behendigkeit in allen Bewegungen und blickte aus kleinen, boshaft funkelnden Augen lustig in die Welt.

„Nerven!" wiederholte er jetzt in einem Tone, der zwischen Spott und Ernst die schwer zu bestimmende Mitte hielt. „Alles kommt von ihnen — auch der Gesundheitswahn, an dem gegenwärtig so viele kranken. Die Zeit ist eben nervös, und wir sind es mit ihr. — Ich werde Ihnen etwas Niederschlagendes verschreiben!"

Damit hatte er auch schon Hut und Stock weggestellt und saß am Tische, ein Recept kritzelnd.

Vergebens erklärte Frau Agathe, daß sie im Uebrigen mit ihren Nerven ganz zufrieden sei. Er schüttelte nur den Kopf, und seine Feder kratzte eilfertig über das Papier hin. Da er fertig war, erhob er sich und fühlte der Dame den Puls.

„Da haben wir's!" rief er triumphirend. „Sechsundsiebzig, und von einer Regelmäßigkeit . . . . !"

Frau Agathe sah ihn verblüfft an.

„Aber, ich denke, das ist doch der Beweis, daß ich — —"

„Daß Sie nervös sind!" fiel er ihr kategorisch in's Wort. „Früher galt das freilich als normal, aber gerade deshalb ist es heute das sicherste Symptom des Gegentheiles. Oder glauben auch Sie am Ende noch an die alte Theorie: Füße warm, Kopf kalt, regelmäßiges Leben, leicht verdauliche Nahrung? Ueberwundener Standpunkt, Verehrteste, — Urväter Hausrath, längst für den Trödler reif! Mit dieser Postkutschenweisheit ist es in unserer Zeit der Schnellzüge und Telephone vorbei. Heute heißt es: Wer schnell lebt, lebt doppelt. Die Nerven kutschiren und wir laufen! — Da, fühlen Sie einmal meinen Puls. Wie der jagt! Und von einer Unregelmäßigkeit! Sehen Sie, das ist der moderne, sozusagen der naturalistische Puls!"

Frau Agathe war an die Schrullen und wunderlichen Reden des alten Arztes gewohnt. Jetzt aber sah sie doch erschreckt auf.

„Mein Gott, Herr Doctor, Sie werden doch nicht unter die . . . . Naturalisten gehen?!"

„Warum nicht?“ lächelte Doctor Roland unerbittlich. „Wenn die Naturalisten unter die Aerzte gehen! Heutzutage treibt eben Jeder den Beruf des Andern. Das ist der nervöse Dilettantismus unserer Zeit! — Was mich betrifft, können Sie übrigens beruhigt sein. Meine Werke werden nur von den Apothekern gelesen, und das sind abgehärtete Menschen, die meinen Stil vertragen! — Aber an Ihrem Herrn Neffen haben Sie ein lebendiges Beispiel — —“

„Gottlieb ist wohl sehr nervös — nicht wahr?“

„Allerdings. Vielleicht nicht mehr als wir Alle, aber in anderer Weise. Er nimmt das Leben ernst — das ist immerhin schlimm!“

„Und sollte es denn kein Mittel gegen diese unglückselige Nervosität geben?“

„So wenig wie gegen die Liebe!“

„Bleiben Sie doch ernst, lieber Doctor!“

„Ich bin es mehr als Sie glauben, meine Gnädige!“

„Dann sage ich Ihnen, daß ich ein solches Mittel gefunden habe!“

„Wirklich?! Ah, nennen Sie es nur rasch. Man wird Ihnen ein Monument setzen, Sie als Nationalheilige verehren, — vorausgesetzt, daß Ihr Mittel auch wirklich hilft! Denn man hat Beispiele . . .“

„Mein Neffe soll heiraten!“

„Ganz hübsch. — Aber das Mittel?“

„Das ist es ja!“

„Oh!“

„Finden Sie es nicht gut?“

„Gegen die Liebe — vielleicht. Aber gegen die Nervosität? Nein.“

„Das heißt, Sie glauben —“

„Ich glaube nichts, das verbietet mir schon mein Beruf. Aber ich fürchte Alles. Uebrigens dürfte Herr Reiner sich nicht so ganz widerstandslos verheiraten lassen!“

„Nun, was das betrifft —! Das Mädchen, das ich für ihn im Auge habe —“

„Ach, Sie haben sogar schon für ihn gewählt? Das lasse ich gelten! Die junge Dame ist natürlich schön, wohlerzogen, reich, bescheiden, spricht sieben lebende und sämmtliche todte Sprachen, spielt Clavier wie Rubinstein, malt in Oel, wie weiland Makart, in Wasser wie Rudolf Alt und ist in sämmtlichen Wissenschaften zu Hause, wie ein Conversationslexikon, letzte Auflage? Kurz, was man einen gebildeten Engel nennt?“

Er hielt inne, um Athem zu holen. Da im selben Augenblicke Christel ins Zimmer trat, aber bescheiden an der Thür stehen blieb, glitt ein Lächeln über sein verkniffenes Gesicht.

„Sehen Sie,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, indem er vertraulich Frau Agathens Arm berührte, „die dort gleicht dem Dutzendmuster unserer heiratsfähigen Mädchen durchaus nicht. — Ich wette sogar, daß sie weder französisch spricht, noch malt, noch musizirt, noch mit den neuesten Sätzen der Naturwissenschaften jonglirt . . . und trotzdem, das wäre so eine Frau für meinen Neffen, — wenn ich einen hätte!“

Er lachte kurz auf, verbeugte sich, griff nach Hut und Stock und war verschwunden, ehe Frau Agathe etwas antworten konnte.

V.

Eine Woche war seit Nelly's Ankunft verflossen, ohne daß Frau Agathe die vielgesuchte Gelegenheit gefunden hätte, ihren Neffen und die junge Erbin einander näher zu bringen. Gottlieb erschien allerdings zu den Mahlzeiten, war dann aber durchaus nicht in ein gemeinschaftliches Gespräch zu verwickeln. Selbst Bemerkungen, die sonst gewiß seinen heftigsten Widerspruch geweckt hätten, ließ er jetzt unbeachtet, oder doch unbeantwortet. Nelly aber verhielt sich ihm gegenüber in gleich zurückhaltender Weise. Sie erwiderte seinen stummen Gruß mit einem ebenso wortlosen Kopfnicken und beachtete seine Gegenwart anscheinend nicht mehr, als die gebotene Höflichkeit es erforderte.

Uebrigens schien sich die verwöhnte junge Dame im Reiner'schen Hause trotzdem ganz wohl zu befinden. Tagsüber fuhr sie mit Frau Agathe von Laden zu Laden, um ihre Toiletten zu completiren, und Abends gab es Theater, Concerte oder Gesellschaften, wenn Papa Bollmann, der täglich herauskam, nicht einige jüngere Freunde mitbrachte, welchen Nelly mit Grazie den Thee bereitete. Der eifrigste Besucher aus der Reihe dieser jüngeren Freunde war jedenfalls Gerhard Langenbach,

der sich auch durch die offenkundig schlechte Behandlung von Seite Nelly's nicht abschrecken ließ, immer wieder sein Glück bei der capriciösen jungen Dame zu versuchen.

„Sie werden alt!" erklärte ihm diese eines Abends, da er ihr einen Strauß herrlicher Malmaison-Rosen überreichte.

„Weshalb?" fragte er verwundert.

„Weil Sie so entsetzlich galant sind! Das ist vieux jeu, mein Verehrtester!"

Er suchte sich zu vertheidigen. Er sei es nur ihr gegenüber, erklärte er, sie habe eben etwas von einer Despotin, der man nur auf den Knien zu nahen wage . . .

„Im Uebrigen sind das nur Rückfälle in einen überwundenen Zustand. Wir sind mit dieser altväterischen Höflichkeit offenbar noch erblich belastet. Das wird aber von Generation zu Generation besser. Meine Söhne werden die Galanterie vielleicht schon ganz überwunden haben!"

„Dann wünschte ich — meine Tochter zu sein!" antwortete Nelly achselzuckend und ließ ihn stehen.

Die Einladung zu einer Spazierfahrt in den nahen Wiener Wald, die Gerhard für den nächsten Morgen vorgeschlagen hatte, nahm sie trotzdem an.

„Wenn Sie feierlich versprechen, sich nur mit den Pferden zu beschäftigen!" fügte sie allerdings mit ernsthafter Miene hinzu. Gleich darauf zog sie Papa Bollmann, der melancholisch seinen Thee löffelte, in die nächste Fensternische.

„Armer Papa, Du langweilst Dich schrecklich bei mir, — nicht wahr?

„Ich?!"

„Ja wohl, Du! Ich bin Dir wohl schon sehr zur Last?"

„Oh, — wie kannst Du denken . . .!"

„Genire Dich doch nicht, ich nehme Dir's ja nicht übel. Weißt Du, Dresden war für mich zu klein und ich war den Dresdnern entschieden nicht ‚sinnig' genug. Aber hier sollst Du mich loskriegen, — ich verspreche es Dir!"

„Loskriegen! Was das für ein Ausdruck ist! Als Dein Vater habe ich die heilige Pflicht . . ."

Papa Vollmann räusperte sich hier und blickte verlegen um sich, denn seine Tochter hatte ihm geradezu ins Gesicht gelacht.

„Nein, Du bist doch nie komischer, Papa, als wenn Du recht ernsthaft sein willst! Meinst Du, ich hätte nicht errathen, weshalb ich gerade hier in diesem Hause untergebracht wurde? Deine heilige Pflicht ist, — mich loszukriegen. Ich bleibe bei meinem Ausdruck, weil er entschieden deckend ist. Aber es scheint, daß Ihr Euch verrechnet habt, — ich gefalle dem gnädigen Herrn nicht. Zum mindesten beachtet er mich nicht im Geringsten, und ich kann die Gefälligkeit für Dich doch unmöglich so weit treiben, mich dem mürrischen Misogyn aufzudrängen! Das wirst Du doch einsehen?"

Herr Vollmann seufzte.

Nelly sah ihn an. „Ja, wenn ich einen von denen da nehmen wollte!" lachte sie und wies dabei mit einem

halbverächtlichen Achselzucken nach den jungen Herren, die den Theetisch umstanden.

„Langenbach wäre so übel nicht!" murmelte der Vater zerknirscht.

„Letzte Reserve!" entschied Nelly, die Brauen hochziehend. „Laß mir noch ein paar Wochen Zeit. Langenbach läuft uns jedenfalls nicht davon!" Sie lachte abermals kurz auf, blieb aber den ganzen Abend über sichtlich verstimmt.

Am andern Morgen erwarteten Frau Agathe und Nelly, letztere in einer reizenden neuen Frühlingstoilette, Herrn Gerhard Langenbach, der sie nach einem beliebten Aussichtspunkte im nahen Wiener Wald fahren sollte. Die Tante war hinausgegangen, um nach dem Wagen auszuspähen, da die angesagte Stunde bereits überschritten war. Nelly stand im Wohnzimmer und ließ sich von Christel eine aufgegangene Schleife festnähen. Da trat Gottlieb ein.

„Wir fahren aus, Herr Reiner!" sprach ihn Nelly lächelnd an, während sie sich ein wenig zurückbog, um zugleich über die Achsel hin Christel's flinke Nadel überwachen zu können. „Wollen Sie nicht auch von der Parthie sein?"

Er sah sie erstaunt an.

„Ich danke!" erwiderte er trocken, besann sich dann aber und fügte höflicher hinzu: „Meine Zeit gestattet es nicht. Jedenfalls wünsche ich Ihnen eine angenehme Fahrt!"

Da er die Thür wieder hinter sich in's Schloß gezogen hatte, biß sich Nelly in die Lippen.

„Ein Gletscher auf zwei Beinen! .... Unausstehlich!“

Wenige Minuten später bestieg sie mit Frau Agathe lachend den leichten Korbwagen, dessen unruhiges Gespann Gerhard, in einem eleganten Kutschircostüme, selbst lenkte. Christel sah ihnen vom Fenster aus nach, bis der Wagen an der nächsten Straßenbiegung verschwunden war. Da sie in's Zimmer zurücktrat, stand Gottlieb vor ihr.

„Warum bedienst Du das Fräulein?“ fragte er barsch. „Dazu bist Du nicht da!“

„Die Frau Tant' hat mich g'rufen!“ entschuldigte sich Christel.

„Die Tante? Nun es ist gut. Ich werde ihr sagen, daß ich das in Hinkunft nicht wünsche!“

Er war sichtlich in übler Laune, und Christel zog sich denn auch sachte auf ihr Dachstübchen zurück, das sie bewohnte, seit ihr Zimmer auf Geheiß der Tante als Garderobe für Fräulein Nelly eingerichtet worden war. Es währte jedoch nicht lange, so wurde sie von dort herabgeholt. Die Damen waren plötzlich zurückgekehrt, — aber in einem langsam fahrenden Miethwagen, Frau Agathe ohne Hut, hoch geröthet, mit zerrissenen Kleidern, Nelly bleich, fast leblos in die Kissen zurückgelehnt.

„Ein bedauerlicher Unfall!“ stotterte Gerhard, der selbst blaß und zerzaust auf dem Kutschbock saß, von dem er nur mit sichtlicher Mühe herabzuklettern vermochte. „Die Pferde haben gescheut und uns in einen Straßengraben geworfen!“

Frau Agathe wehklagte in ihrer überlebhaften Weise und rang die Hände. Das liebe arme Kind sei todt oder doch rettungslos verloren. Christel rief Thomas und den Gärtner herbei, legte selbst Hand an und half die Ohnmächtige auf ihr Zimmer schaffen, wo sie ihr die Schläfen rieb und sie alsbald zum Bewußtsein zurückbrachte. Ernstlich verletzt scheine das Fräulein nicht, erklärte Doctor Roland, der über Christel's Weisung rasch herbeigeholt worden war, allein, da sich ein Fieber eingestellt habe, sei immerhin Vorsicht und Schonung geboten.

Während Nelly oben in ihrem Bette lag, von Christel betreut, die sofort wortlos die Krankenwache übernommen hatte, erzählte Frau Agathe unten wohl schon zum fünftenmale ihrem Neffen die Einzelheiten des Unfalles. Sie hatte Langenbach immer gewarnt, aber der sei des Kutschirens offenbar ganz unkundig und — —

Doctor Roland, der mittlerweile seine Verfügungen im Krankenzimmer getroffen hatte, kam endlich herab, um sich der aufgeregten Tante zu widmen. Er fühlte ihr den Puls und verordnete dann mit ernster Miene eine mindestens achtundvierzigstündige Ruhe; jedes Wort, das sie in dieser Zeit spreche, könne ihr eine gefährliche Krankheit zuziehen, erklärte er gewichtig. Nachdem er sie auf diese Weise veranlaßt hatte, schleunigst ihr Zimmer aufzusuchen und sich dort ängstlich unter Tüchern und Federdecken zu begraben, nickte er Gottlieb listig zu und verließ mit einem boshaften Schmunzeln das Haus.

Papa Bollmann, den man durch einen Boten verständigt hatte, kam gegen Abend angefahren. Er war ehrlich bestürzt und geängstigt. Erst als Gottlieb ihn

mit freundlichen Worten beruhigte, athmete er erleichtert auf.

„Was einem so ein Kind für Sorgen macht!“ klagte er, indem er ein paar Gläschen Cognac hinabstürzte, um sich ein wenig zu erholen. Dann setzte er sich, kreuzte die Beine und fuhr sich mit der behandschuhten Hand vorsichtig durch das dünne Haar.

„Ich komme gar nicht zu Athem“, fügte er melancholisch hinzu. „Wenn Nelly nun gesund wird, werde ich wahrscheinlich mit ihr reisen müssen, — ich kenne das. Am Ende gar in's Hochgebirge, das wäre schrecklich! Mich langweilt nichts so sehr, als eine sogenannte schöne Gegend. Immer dieselben Berge und Bäume, dieselben Seen, dieselben Wasserfälle, — das macht mich schließlich so nervös, daß ich die Augen schließe, um nur nichts mehr von all' diesen entsetzlichen Naturschönheiten zu sehen!“

Nelly kam übrigens doch mit dem Schrecken davon. Das Fieber wich über Nacht und schon am zweitfolgenden Tage erklärte der Doctor das Fräulein für hergestellt, während er grausam genug war, Frau Agathe noch nicht aus dem Bette zu lassen. Auf Christel gestützt, kam Nelly denn an diesem Morgen zum erstenmale wieder in den Garten herab, in welchem jetzt die Rosen blühten. Gerhard, der täglich mehrmals herausgekommen war, um sich nach dem Befinden der Patientin zu erkundigen, fuhr eben wieder vor und beeilte sich, Nelly in der Laube aufzusuchen, in der sie sich mit ihrer schweigsamen Wärterin niedergelassen hatte. Er beglückwünschte sie zu ihrer Genesung und erschöpfte sich in Entschuldigungen.

Die Pferde seien sonst lammfromm, nur das plötzliche Auffliegen einiger Krähen von dem Felde neben der Straße habe sie erschreckt.

„Das Furchtbarste ist für mich, daß Sie sich nun meiner Führung nicht mehr anvertrauen werden“, schloß er zerknirscht.

Nelly lächelte matt.

Während Gerhard hierauf betheuerte, daß ihn dies zum unglücklichsten aller Menschen mache, kam Gottlieb aus dem Hause auf die Laube zu. Da Nelly ihn erblickte, nestelte sie nervös an ihrer Morgentoilette.

„Ach, lassen Sie doch die altmodischen Phrasen!“ unterbrach sie Gerhard mit einem ärgerlichen Achselzucken. „Sie wissen ja längst, wie wenig Eindruck das auf mich macht!“ Gottlieb, der mittlerweile näher gekommen war, begrüßte die Genesene wärmer, als es sonst seine Art war.

„Sie haben uns ernste Sorgen gemacht!“ versicherte er freundlich.

„Auch Ihnen?“ lächelte Nelly. „Dann wäre ich Herrn Langenbach ja beinahe zu Dank verpflichtet. Denn ohne seine Ungeschicklichkeit hätte ich wohl kaum ein so liebenswürdiges Wort von Ihnen zu hören bekommen, — ehe ich Sie verlasse!“

„Sie wollen fort?“

„Ja. Auch der Doctor meint, daß ein Aufenthalt in Höhenluft für mich nothwendig ist. Ich möchte nach der Schweiz, — vielleicht nach Sanct Moriz oder nach Mürren, gleichviel wohin!“

Gottlieb dachte an Papa Bollmann's düstere Ahnungen und unterdrückte ein Lächeln. Sein Vetter aber fand den Reiseplan Nelly's vortrefflich.

„Selbstverständlich dürfen Sie in Sanct Moriz nur im ‚Hotel du lac' oder im ‚Victoria' und in Mürren nur im ‚Curhause' wohnen!" erklärte er mit wichtiger Miene. „Ich kenne beide Orte sehr genau und werde mir erlauben, Ihrem Herrn Papa einige nützliche Winke zu geben. ."

Da er sich endlich verabschiedet hatte, wandte sich Nelly an Gottlieb.

„Ich werde ihn treffen, wohin ich auch gehe!" sagte sie resignirt. „Diesem Schicksale entrinne ich nicht!"

„Oh, sind Sie dessen so sicher?" warf Gottlieb lächelnd ein.

Sie zuckte die Achseln.

„Wenn er das Geld für die Reise auftreiben kann, — gewiß!"

Es lag etwas in dem Tone dieser Antwort, das Gottlieb verletzte. Das Lächeln verschwand sofort aus seinem Gesichte, er grüßte höflich und wollte sich entfernen.

Allein Nelly hielt ihn zurück.

„Herr Reiner! Ein Wort noch, — wenn ich Ihre kostbare Zeit . . . Hm, . . so sehen Sie einen doch wenigstens an, wenn man mit Ihnen spricht! . . So! . . Also, . . ich möchte wissen, . . . aber Pardon!" sie wandte sich an Christel, die schweigend, und anscheinend auch ohne sich für das Gespräch irgendwie zu interessiren, hinter ihr stand. „Wollen Sie mir einen Shawl bringen, meine Liebe?"

Und da Christel die Laube verlassen hatte:

„Ich möchte wissen, ob Sie in Wahrheit so unglaublich — — aufrichtig sind? Oder ob das eben nur Ihr truc ist?“

Er sah sie an.

„Was für Männer haben Sie bisher kennen gelernt?“ fragte er ruhig.

Sie biß sich in die Lippen und mied seinen Blick, warf dann aber sofort wieder den Kopf zurück und zwang sich zu einem kurzen Lachen.

„Nein, ich will nicht prüde sein. Zudem, wer weiß, ob ich noch einmal Gelegenheit habe, mich mit Ihnen so offen auszusprechen. Also, ehrlich herausgesagt: Alle Männer, die ich kennen lerne, machen mir den Hof. Warum thun Sie das nicht auch?“

„Wenn Sie das Bedürfniß haben, angebetet zu werden, hätten Sie Cousin Gerhard nicht fortschicken dürfen. Er versteht sich darauf!“

„Oh, nicht Der! Er langweilt mich und macht mich nervös, — er und die Andern auch. Aus ihren Augen lächelt mich immer meine Mitgift an. Nein, im Ernste, ich sehe die Nullen ganz deutlich! Ueber diese bittere Erfahrung hinwegzukommen, bin ich nun einmal nicht naiv oder nicht leichtsinnig genug. Das ist ja das Nette an Ihnen, daß Sie auch Geld haben, dieser entsetzliche Verdacht also bei Ihnen wegfiele. Und gerade für Sie existire ich gar nicht. Ich muß also denken, daß es wirklich nur mein Vermögen ist, das den Andern gefällt, — nicht wahr?“

„Nun, das ist noch kein Beweis!“

„Mein Gott, wie wenig überzeugt Sie das sagen! ...... Wissen Sie, was ich von Ihnen denke?“

„Wohl, daß ich ein ungenießbarer, altväterischer Patron bin?“

„Zum Theile haben Sie es vielleicht wirklich errathen. Aber trotzdem, oder gerade deshalb glaube ich, daß Sie irgend einer großen Thorheit fähig wären, so einer, wie sie in den Romanen des Vieux jeu geschildert werden, und die wir Moderne in unserer Nüchternheit nicht mehr begreifen. Eigentlich sind wir sehr zu beklagen. Wir haben die Fähigkeit verloren, an das Glück zu glauben — ich meine das Glück der Kinder unterm Weihnachtsbaum, das pausbackige, dummselige ...! Ist das im Grunde nicht recht trostlos?“

„Mir erscheint es allerdings so!“

„Aber, wie es ändern?“

„Vielleicht durch Rückkehr zur Natur!“

„Die Natur! Ach, das ist ein Schlagwort, eine abgestandene Phrase der Sonntags-Nachmittagsprediger, die mich nervös macht. Eine wohlanständige Natur zum Gebrauche für höhere Töchterschulen, meinen Sie doch? Ich danke, — in diese taugen wir nicht mehr!“

Hier kam Christel mit dem gewünschten Shawl aus dem Hause. Gottlieb sah sie im Sonnenlichte über den Kiesweg schreiten. Er hatte hastig etwas erwidern wollen, schüttelte nun aber den Kopf, riß ein paar Blätter von dem wilden Wein, der die Laube umrankte, und streute sie vor sich hin.

„Und was wollen Sie dafür setzen?“ fragte er.

Nelly nestelte wieder an ihrem Kleide.

„Ja, sehen Sie, das ist's eben. Vorläufig wissen wir nur, was wir nicht wollen!" antwortete sie leise.

Da sie aber, Gottlieb's Blicken folgend, Christel durch den Garten näher kommen sah, richtete sie sich hastig auf.

„Soll ich mir eine Kattuntoilette componiren lassen mit Puffärmeln und Schürze, um Ihrer Haushälterin Concurrenz zu machen?" fuhr sie in einem spöttischen, gereizten Tone fort. „Das wäre doch so eine Art Rückkehr zur Natur in Ihrem Sinne? Ich fürchte nur, man würde finden, daß der Fasching schon vorbei ist! Sie sehen: Eines schickt sich nicht für Alle. So muß ich schon weiter in Seide und Spitzen um meine verlorene Einfalt trauern."

Sie lachte herb auf und sprach dann rasch von gleichgültigen Dingen, bis Christel völlig herangekommen war. Da Gottlieb sich nun mit einer höflichen Verbeugung empfahl, sah sie ihm unverwandt nach, so lange er im Garten sichtbar bieb.

Gegen Abend erschien Papa Bollmann mit niedergeschlagener Miene.

„Du willst nach der Schweiz?!" fragte er kläglich.

Aber zu seiner freudigen Ueberraschung hatte Nelly es sich überlegt. Sie war zu müde, zu abgespannt, um zu reisen.

Papa Bollmann küßte sie auf die Stirne. „Du bist halt mein kluges Kind!" erklärte er vergnügt. „Weißt Du, ich habe eine Idee. Wenn's Dir recht ist, arrangire ich eine kleine Unterhaltung zur Feier Deiner Genesung. Natürlich pikfein, im Waldsteingarten,

. . . oder auf dem Konstantinhügel, . . . wo Du willst. Was sagst Du dazu?"

Sie sagte nichts dazu, aber sie ließ ihn gewähren, da er sich sogleich hinsetzte, um die Einladungsliste zu entwerfen.

„Zuerst selbstverständlich Frau Simlein und Herr Reiner, . . das heißt, wenn der Menschenfeind annimmt!"

Nelly schloß die Augen.

„Ich hoffe doch!" sagte sie ruhig.

VI.

Christel war traurig. Sie wußte selbst nicht, was ihr fehlte, aber ihre Wangen waren bleich und ihre Augen roth. Des Nachts schlief sie nicht, und am Tage schlich sie müde durch das Haus. Am liebsten zog sie sich auf ihre Kammer zurück und saß dort, den Kopf in beide Hände gedrückt, stundenlang, ohne an etwas zu denken. Denn das Denken that ihr weh, und die Arbeit im Hause freute sie nicht, — sie, die sonst keine Minute unthätig sein mochte. Manchmal dachte sie, daß eine Krankheit in ihr stecke und malte sich mit einer Art grausam wohligen Behagens aus, daß es mit ihr recht schlimm stehen werde. Sie sah dann den Doctor an ihr Bett treten, ihr den Puls fühlen und ein bedenkliches Gesicht schneiden. Auch Herr Gottlieb kam herauf und sah sie traurig an. Wie ihr das gut that! Im Haus war es still, das fremde Fräulein war fortgezogen und

die Tante auch, . . . mit ihr stand es schlimm und schlimmer.

Es geht zu Ende! sagte irgendwer. Und Herrn Gottlieb's Blicke wurden immer trauriger . . .

Der wache Traum währte leider nie lange genug. Der alte Thomas oder die Köchin kamen herauf und störten sie mit einer Wirthschaftsfrage.

Auch heute saß Christel allein und träumte von ihrer „schönen Krankheit". Da pochte es schüchtern an die Thür. Das war Niemand vom Hausgesinde. Ein kleiner russiger Junge brachte ihr eine rothe Rose und einen Brief. Meister Taubinger, ihr abgewiesener Freier, schrieb ihr, daß sich ihm die Gelegenheit biete, in seiner Heimat Haus und Geschäft eines jüngst verstorbenen Verwandten unter günstigen Bedingungen zu übernehmen. Da er Wien jetzt gerne verlasse, habe er das Angebot angenommen und sage ihr nun ein letztes Lebewohl.

Meister Taubinger führte eine schwere, des Schreibens sichtlich wenig gewohnte Hand, und seine Orthographie erlaubte sich allerlei seltsame Allotria. Aber es wehte ein Hauch von treuherziger Ehrlichkeit, die wundersam berührende Wehmuth eines großen Kindes aus seinem Briefe, den Christel immer wieder überlas, bis die ungelenken, steifbeinigen Buchstaben vor ihren feuchten Augen zu verschwimmen begannen. Da kam der alte Thomas herauf und rief sie zu Herrn Gottlieb hinab, der „fuchsteufelswild" sei, wie ihn noch Keiner gesehen habe.

Christel erschrak, steckte eilends den Brief in die Tasche und hastete hinunter. Herr Gottlieb stand in

seinem Arbeitszimmer und warf ihr in der That einen ganz ungewohnt unfreundlichen Blick zu, als sie eintrat.

„Was soll das heißen — die Tante sagt mir, daß Du Briefe und Blumen von der Straße annimmst?!“ fuhr er sie an.

Sie erschrak und reichte ihm zitternd den Brief, wie ein ertapptes Schulmädchen einen unrechtmäßig angeeigneten Apfel herausgibt.

Gottlieb las das Schreiben, das er nicht verstand. Christel solle ihm erklären, ... forderte er, noch immer barsch und gereizt. Sie beichtete mit leiser, stockender Stimme. Vor zwei Monaten habe sie den Meister kennen gelernt, der alsbald mit seiner Werbung hervorgetreten sei.

„Und Du?“

„Ich hab' Nein g'sagt ... natürlich!“

„Und warum habe ich das nicht erfahren?“

„Aber, Herr Gottlieb, wie hätt' ich denn Ihnen .. so etwas ...!“

Trotz ihrer Angst und Beklommenheit lächelte sie. So ungeheuerlich schien es ihr, daß sie Herrn Gottlieb mit solchen Dingen hätte kommen sollen.

„Also, der Mann will Dich heiraten?“ begann Gottlieb auf's Neue. „Ist er ein ordentlicher Mensch, der sein Auskommen hat?“

„.. Ich .. ich glaub' schon!“

„Aber, warum willst Du ihn dann nicht?“

Christel riß die Augen auf.

„Mein Gott, warum ich nicht ...?! Aber, da müßt' ich ja ... fort von da .. und von .. Ihnen?!“

Sie zitterte so sehr, daß sie die Worte nur stoßweise über die Lippen brachte. Gottlieb trat auf sie zu.

„Nein, nein", sagte er, wieder in seiner gewohnten freundlich ernsten Weise. „Ich meinte ja auch nur so. Wenn Du nicht willst, ich schicke Dich gewiß nicht weg. Ich kann mir ja selbst nicht denken, wie es hier sein sollte ohne Dich . . .!"

Wie heller Sonnenschein huschte es über Christel's hübsches Gesichtchen. Ihre Wangen rötheten sich jählings und ihre Augen leuchteten.

„Sehen's, Herr Gottlieb!" sagte sie nur. Und dann athmete sie tief auf. Eine Weile stand sie still lächelnd, dann trat sie plötzlich auf Gottlieb zu und wollte seine Hand fassen, um sie zu küssen.

Da wurde die Thür geöffnet und Fräulein Nelly blickte herein.

„Stört man? . . . Ich wollte Sie bitten, mir ein Buch zu leihen!"

Christel fuhr erschreckt zurück, drückte sich in den Schatten des Thürflügels und huschte hinaus, sobald Nelly vollends eingetreten war.

Gottlieb vermißte sie auch nicht weiter.

VII.

Frau Agathe vermochte nur mit Mühe ihr Erstaunen und ihre Genugthuung zu verbergen, als Gottlieb am nächsten Tage nach dem Mittagessen erklärte, er nehme die Einladung zu dem Bollmann'schen Feste an

und werde Abends pünktlich im Waldsteingarten erscheinen.

„Wie haben Sie das nur zuwege gebracht? fragte sie Nelly, sobald Gottlieb sich zurückgezogen hatte. „Er, der nirgends hin geht . . .?!“

Nelly nahm eine gleichmüthige Miene an.

„Nun, gar so groß ist die Herablassung doch wohl nicht!“

So kam der Abend.

Der Waldsteingarten war aufs Beste ausgeschmückt mit flatternden Fähnchen und japanischen Lampions, die ihr buntfärbiges Licht über Kieswege und Rasenplätze warfen. Im rothen Saal des Pavillons wurde lustig darauf losgetanzt und auf der Terrasse plauderten fröhliche, geputzte Menschen. Gottlieb hielt sich wohl abseits von den Gästen, aber die lieblichen Walzerweisen, die ihn wohlig umschmeichelten, der Blumenduft und die Heiterkeit ringsumher berauschten ihn doch ein wenig. Er stieg die breiten Stufen hinab in den Garten und schritt langsam, die kühle Abendluft in tiefen Zügen einsaugend, durch die dunklen Laubgänge. Jenseits des Gitters fluthete das lärmend-lustige Volksleben des Praters. Ab und zu trillerte aus dem dumpf herübertönenden Geräusch ein helles Mädchenlachen auf, ein paar Bursche sangen einen Gassenhauer, im nahen Kaffeehause erklangen Zigeunerweisen, Fiedeltöne kreischten und das Cymbal hämmerte dazwischen. Da Gottlieb an einer lauschigen Stelle hinüberblickte, überraschte er ein Pärchen, das sich küßte, indeß im Pavillon just die Lanner'schen „Werber“ zu locken begannen.

In welch' eine seltsame, heißathmende Welt war er da gerathen?! Sie zog ihn an und stieß ihn ab, beseligte und beunruhigte ihn. Selbst die Grillen im Grase schienen von Liebe zu zirpen...

Da er seinen Rundgang beendet hatte und den Buffetraum betrat, sah er Nelly in einer weißen Empire-Robe, die ihr entzückend ließ, ein einfaches lichtes Band in den dunklen Haaren, an der Saalthür stehen. Drei tadellos befrackte junge Herren und ein Lieutenant standen um sie her. Sie bemerkte den Eintretenden nicht und sprach eifrig mit ihren galant lächelnden Gästen.

„..... Aber, Herr von Dalberg! Lassen Sie doch das langweilige Süßholzraspeln. Erzählen Sie mir lieber von Ihren Freundinnen, .. von der schönen Ada Fioretti zum Beispiel!"

„Erlauben, Fräulein, ich weiß wahrhaftig nicht ..!"

„Nein, das unschuldige Gesicht! So sollten Sie sich für einen Steckbrief photographiren lassen. Kein Detectiv wird Sie erkennen. Sagen Sie, .. das Fränlein ist wohl sehr .. pschütt?! — — Bitte, strengen Sie sich nicht etwa an, die Dame zu verleugnen, ehe der Hahn dreimal kräht. Ich bin gut informirt. Diese Prinzessinnen von der Schminke haben es übrigens leicht, amüsant zu sein. Sie dürfen sich ja selbst amüsiren, dürfen sprechen, was sie wollen, .. sogar was sie denken ...!"

„Das können Fräulein doch auch!"

„Ja, wenn ich einmal verheiratet bin. Aber als Mädchen —!"

„So heiraten Fräulein!"

„Wen? Am Ende Sie?"

„Warum nicht?“

„Um mit meiner Mitgift die Schulden des Fräulein Ada oder irgend einer anderen Dame vom Ballet zu bezahlen? Nein, so naiv bin ich nicht!“

Die Herren, mit Ausnahme des also Abgetrumpften, lachten laut auf.

„Lachen Sie nicht, meine Herren“, fuhr Nelly fort, „Sie sind wahrscheinlich nicht wesentlich besser als Herr von Dalberg! Ihr habt ja vielleicht recht, so zu sein, wie Ihr seid, aber eben deshalb kann man Euch nicht heiraten. Ihr seid keine Männer!“

„Oh!“ riefen alle durcheinander. „Was sind wir denn?“

„Ihr seid — junge Herren, die sich gleichen wie die Bleisoldaten aus einer Schachtel. Derselbe Schnitt der Haare, dieselbe schöne Halsbinde, dieselbe gelangweilte Miene und — dieselben Schulden!“

Der Lieutenant lachte jetzt allein.

„Sehr gut, Fräulein Bollmann!“ erklärte er selbstgefällig. „Sagen Sie es den Civilisten nur tüchtig. Von Unsereinem glauben sie es nicht. Und Unsereiner ist doch was anderes, — nicht wahr?“

„Gewiß! ‚Unsereiner‘“ — Nelly ahmte dabei den schnarrenden Ton des Lieutenants graziös nach — „Unsereiner ist ja aus der Schachtel mit den blanken Knöpfen, — das ist ein wesentlicher Unterschied!“

Nun lachten die im Frack und der Lieutenant biß sich in die Lippen. Papa Bollmann stürzte eben erhitzt und mit geräuschvoller Geschäftigkeit aus dem Saal in den Buffetraum.

„Tanzen! Tanzen, meine Herren!“ rief er mit liebenswürdigem Vorwurf. „Das Leben ist ernst — es giebt Pflichten!“

Die Gruppe zerstreute sich und Gottlieb zog sich sachte wieder in den Garten zurück. Das Gespräch, das er da hatte anhören müssen, summte ihm in den Ohren nach. Um die Stimmung von vorhin war es geschehen. Jedes Wort aus dem Munde Nelly's hatte ihn verletzt, — er mußte immerzu an das Kindermärchen von der Prinzessin mit den Fröschen denken.

Und doch! . . Hübsch war sie, auch während sie den Kaffeehauston dieser Sorte von jungen Herren anschlug. Eine trügerische Nixenschönheit mit häßlichem Fischleib wohl, aber . . . wie wunderlich all' das war! Es zog ihn aufs Neue in den Pavillon. Da er sich diesem näherte, trat ihm Tante Agathe entgegen und nahm seinen Arm, den er ihr, ärgerlich zwar, überließ. Auch sie sprach nur von Nelly.

. . . Sie ist schön, — wie?! Dieser Teint, diese Haare, . . diese Haltung, . . eine Fürstin, nicht wahr? Was für Partien das Mädchen aber auch hätte machen können! Du wirst es nicht glauben. Und alle hat sie ausgeschlagen. Ich begreife es nicht. Ein Graf war auch darunter. Nicht vielleicht ein polnischer, der ihr Geld in Monte Carlo verspielen möchte, — nein, ein echter und rechter deutscher Graf, — noch jung, — Rittmeister in der Landwehr . . .! Vollmann hat mir sein Bild gezeigt, . . . in Uniform! Ein schöner Mann! Und ganz verrückt soll er in sie gewesen sein. Aber sie hat Nein gesagt! Unbegreiflich, — nicht wahr? Vollmann war

auch ganz außer sich. — — Jetzt aber hat sie Feuer gefangen! . . Ich sage Dir, sie ist verliebt! . . Willst Du wissen, in wen?

„Nein!“

Gottlieb ließ die mittheilsame Tante mitten im dunklen Garten stehen und schritt dem Ausgange zu. Selbst, da sie ihm jammervoll nachrief, antwortete er nicht. Es war auch zu albern! Ihn mit solchen Phrasen einfangen zu wollen! Offenbar hatte die Tante mit Vollmann von einer derartigen Thorheit gesprochen und Nelly wußte gar nichts davon. Sie würde auch lachen . .

Da stand Gottlieb an dem Ausgange. Die wartenden Kutscher riefen ihn an und fragten nach der Nummer seines Wagens. Jetzt erst fiel ihm ein, daß er den Wagen ja für Nelly und für die Tante zurücklassen mußte. Er blieb stehen, wandte sich dann und schlenderte wieder zurück, — abermals dem Pavillon zu. Und nach wenigen Minuten stand er wieder im Büffetraum. Dieser war leer, die Thüren zum Saal, in welchem jetzt noch lebhafter als vorhin getanzt wurde, hatte man geschlossen. Gottlieb stand einen Augenblick zögernd. Sollte er warten? — Worauf? Sollte er fortgehen? — Wohin? Da regte es sich hinter einem Palmen-Arrangement, das eine allerliebste kleine Plauderecke halb verbarg. Er sah hin: Nelly trat ihm entgegen.

„Sie tanzen nicht?“ fragte er verwundert.

„Wie Sie sehen! Ich habe keinen Tänzer bekommen!“ lachte sie. „Wollen Sie sich vielleicht des armen Mauerblümchens erbarmen?“

„Ich? Oh, — ich bin kein Tänzer!“

„Das glaube ich Ihnen auf's Wort. Sie sehen wirklich nicht darnach aus! — Trösten Sie sich übrigens. Unsere modernen jungen Herrn tanzen auch nicht. Sie thun nur so, — in Wahrheit langweilen sie sich mit den Beinen. Das ist alles. — Wollen Sie den Cotillon mit mir verplaudern?"

Damit schritt sie der Palmenecke zu, ließ sich dort auf die kleine Ottomane gleiten, sah eine Weile zu Gottlieb empor und lachte dann laut auf.

„Nun, gerade begeistert hat Sie mein Vorschlag nicht, das kann man Ihnen von der Stirne ablesen. — Nein, nein, entschuldigen Sie sich nicht. Das ewige Versteckenspielen zwischen Männlein und Weiblein, wie der sogenannte gute Ton es erfordert, ist ja im Grunde wirklich so entsetzlich dumm und langweilig! Wollen wir es einmal mit der Ehrlichkeit versuchen? Kommen Sie, es gilt ja nur ein Gesellschaftsspiel wie irgend ein anderes. Sagen Sie mir also gerade heraus, was Sie von mir denken!"

Er zog die Brauen hoch.

„Ganz ehrlich?" fragte er ernsthaft.

Sie nickte erst lebhaft, schüttelte dann aber den Kopf und hielt den Fächer wie zum Schutz vor sich hin.

„Nein, doch besser nicht. Ich spüre etwas wie Lampenfieber. Das ist feige, ich gebe es zu. Aber, was wollen Sie? Man erzieht uns dazu! . . Und doch: Sprechen Sie trotzdem, sagen Sie mir das Schlimmste ins Gesicht. Sie sollen sehen, daß ich mit keiner Wimper zucke!"

Und sie neigte den schönen Kopf mit einer allerliebst demüthigen Miene, die ihr auch vortrefflich ließ.

Gottlieb betrachtete sie eine Weile aufmerksam.

„Das Schlimmste ist, daß Sie in jedem Augenblick eine Andere sind,“ begann er dann langsam mit seinem lehrhaften Tone. „Ich fürchte, Sie wissen selbst nicht mehr, was eigentlich Ihre wahre Natur ist!“

„Das wäre das Schlimmste? Oh, dann bin ich zufrieden!“

„Wir wollten ehrlich sein, Fräulein Nelly — auch gegen uns selbst, denke ich!“

„Ich verstehe! Sie glauben nicht an meine Bescheidenheit?“

„Ich glaube, daß Sie Geist haben, — viel, wenn nicht zu viel Geist!“

„Da haben wir's! Sind Sie auch von dem altmodischen Vorurtheil befangen, daß ein junges Mädchen mit ängstlich niedergeschlagenen Augen ergebungsvoll warten müsse, bis es einem Manne gefällt, das Zauberwort Liebe vor ihr erklingen zu lassen? Fühlen Sie denn nicht, wie absurd, wie ungerecht diese Forderung ist? Unsere Seele soll ein unbeschriebenes Blatt, unser Herz fühllos, unser Geist naiv bis zur Dummheit sein. Und morgen, wenn wir heiraten, sollen wir die moralische Kraft besitzen, Leiden und Freuden mit unserem Gatten zu theilen, sollen begreifen, fühlen und denken, wie er, sollen sein Kamerad sein! Nicht wahr? So denken Sie sich ja doch Ihre Lebensgefährtin?! Nun — eines ist so thöricht wie das andere. Wir leben unter den andern Menschen, haben Ohren, um zu hören, Augen,

um zu sehen, wie diese. Es ist also eine Komödie, die man von uns verlangt, so lange wir Mädchen sind, und das plötzliche Aufhören dieser Komödie ist im Grunde eine Rohheit! ... Wie Sie mich ansehen! Es verletzt Sie wohl, daß ich dies alles so gerade heraussage? Das ist unweiblich, nicht wahr? Und Sie verurtheilen mich deßhalb, — ich lese es in Ihren Blicken, erkenne es an Ihrem Betragen. Sie haben mich überhaupt immer nur als eine Art sonderbaren Naturspiels, ein beklagenswerthes fin de siècle-Geschöpf betrachtet, das weiß ich wohl. Von jedem andern wäre mir das auch höchst gleichgiltig, würde mich vielleicht sogar amüsiren. Aber Ihnen gegenüber will ich mich rechtfertigen. Nehmen Sie es als eine Laune, als was Sie sonst wollen, — ich will mich nun einmal aussprechen und Sie sollen mich anhören, ... ich bitte Sie darum!"

Es lag etwas in ihrem Tone, das ihn verwundert aufsehen ließ. Sie schien sehr erregt, ihre Hände spielten nervös mit dem Ballfächer.

„Ich höre, mein Fräulein!" sagte er erwartungsvoll. Sie rief vorerst einen Diener an, der eben mit Erfrischungen aus dem Ballsaale trat, und ließ sich ein Glas Sherry reichen, das sie auf einen Zug leerte.

„Trinken Sie nicht auch?" fragte sie Gottlieb, während sie sich bequem zurecht setzte und den Kopf weit zurückbog.

Gottlieb lehnte dankend ab und der Diener entfernte sich.

„Wie schwerfällig Sie sind!" lachte Nelly in ihrer hastenden Weise. „Mir zu Liebe hätten Sie doch ein paar

Tropfen trinken können!“ Und plötzlich den Ton wechselnd, begann sie mit vibrirender Stimme: „Sie kennen meinen Vater. Er ist gut und schwach. Meine Mutter beherrschte ihn denn auch vollständig. Sie war eine schöne Frau, und unser Vermögen stammt von ihr, denn Papa war dem Ruine nahe, als er Mama heiratete. Mit ihrer Mitgift half er dem sinkenden Geschäfte auf. Dafür galt im Hause auch nur ihr Wille. Ich sah das frühzeitig und machte mir darüber meine Gedanken. Das war nicht gut, denn es weckte Fragen in mir, die ich aus unklarer Scheu nicht auszusprechen wagte und darum immer wieder mir selbst zu beantworten suchte. Als ich endlich heranzuwachsen begann, steckte man mich in ein Institut. Dort fand ich andere Mädchen, denen es daheim ähnlich ergangen war, wie mir. Auch in ihren Köpfen waren allerlei Fragen aufgetaucht, die sie nicht auszusprechen wagten. An die Erzieherinnen durften wir uns nicht wenden. Es schicke sich für junge Mädchen nicht, derlei zu denken! erklärten sie verweisend. Das war eine bequeme Methode, uns abzufertigen, aber sie beruhigte uns keineswegs. Im Gegentheil. Enthielt doch jedes Zeitungsblatt, das von ungefähr in unsere Hände gerieth, tausend brutale, häßliche Dinge, die mit der lieblichen Idealwelt, welche man um uns her aufzubauen bemüht war, im grellsten Widerspruch standen. Man täuscht uns also, sagten wir uns, unsere Lehrer lügen, selbst die Bücher, die man uns zu lesen gestattet, lügen! — Warum aber verheimlicht man uns die Wahrheit? Eines Tages entdeckten wir, daß eine unserer Lehrerinnen, die gerade am prüdesten that, mit einem

Officier heimlich zusammenkam. Da schlug die Flamme heraus. Alles ist Lüge, — flüsterten wir uns zu. Das Ehrbare, Schöne und Gute, von dem sie so salbungsvoll reden, sind nur Masken für das Wahre, und das ist gemein, häßlich und schlecht! . . Mit diesem Erziehungsresultat kehrte ich ins Vaterhaus zurück. Meine Mutter war noch schön, noch gewöhnt, Triumphe zu feiern. Sie können sich leicht vorstellen, daß ihr die siebzehnjährige, von Unglauben und Argwohn erfüllte Tochter recht ungelegen kam. So lange ich ein Kind war, hatte sie mich wie ein Aeffchen herausgeputzt und neben sich in den Wagen gesetzt, wenn sie im Prater spazieren fuhr. „Oh, die junge Mutter!" hatten damals die Leute gerufen. Jetzt rief man: „Oh, die junge Tochter!" Denn ich sah reifer aus als ich war und spielte die Dame, — schon um meine Mutter zu ärgern, die mich durchaus nicht für voll nehmen wollte. Das konnte sie, die nie im Leben einem ernstlichen Widerstand begegnet war, nicht verwinden, und darum begann sie allmälig mich zu hassen."

„Oh!" unterbrach Gottlieb hier das junge Mädchen, das mehr und mehr in eine Art fanatischen Eifers gerathen war.

„Ja wohl, sie haßte mich!" fuhr Nelly mit harter Stimme dazwischen. „Wenn sie es auch vor der Welt nicht zeigte, — empfunden habe ich es doch und redlich erwidert. . . So lebten wir in einem unterbrochenen, wenn auch heimlichen Kampfe drei volle Jahre nebeneinander. Ich führte den Kampf mit der rücksichtslosen Grausamkeit meiner Jugend, die noch keiner Kunst

bedurfte, um zu gefallen; sie wehrte sich Schritt um Schritt und mit einer Erbitterung . . . ! Am Ende behauptete ich das Feld. Vielleicht war es doch ein spät erwachendes Gefühl der Mutterliebe, die mir diesen Sieg leichter machte, — vielleicht. Für mich kam diese Liebe ebenfalls zu spät. In mir war etwas erstorben, das nichts mehr zu erwecken vermochte! — — Ah, es gibt glückliche Menschen, — wenn sie etwas nicht sehen wollen, dann schließen sie eben die Augen und sind blind. Mir hilft das nichts. Ich sehe durch die geschlossenen Lider. . . Und immer das Häßliche! Als ich den Othello las, mußte ich immerzu an den ersten Kuß denken, den Desdemona von dem Mohren mit den wulstigen Lippen empfing, und es überlief mich dabei so eigen . . . !"

Sie sprang hier auf und schüttelte sich wie im Fieber. „Warum sage ich Ihnen das Alles?" unterbrach sie sich selbst, und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Um mich vor Ihnen zu rechtfertigen? Wie einfältig! . . . Nein, nein, das ist ein sonderbares Ballgespräch. Geschwind etwas anderes . . . lustiges . . . ! Es ist ja so albern, von derlei Dingen zu sprechen! . . . Da drinnen amüsiren sie sich im Schweiße ihres Angesichtes, und wir, denen der ganze Unfug gilt, schneiden hier einsam ernsthafte Gesichter und spielen Beichte! Das ist eine Lustspielscene alten Stiles, — finden Sie nicht? — So lachen sie doch!"

Gottlieb sah mitleidig auf das nervös erregte Mädchen nieder.

„Armes Mädchen, wie tief sind Sie zu beklagen!" sagte er ehrlich bewegt.

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Um des Himmels Willen, nur jetzt keine Phrase von Mitleid oder Freundschaft!“ rief sie mit einem erzwungenen Lachen. — „Und daß Sie es nur wissen: ‚bessern‘ lasse ich mich nicht! Wenn ich nicht auf meine Façon glücklich werden kann, dann ist's mir eben nicht bestimmt und ich verzichte! . . . Glück! Am Ende ist das auch nur ein Wort, wie tausend andere, eines von den vielen läppischen Ammenmärchen, mit welchen man uns große Kinder einlullt, wenn wir einmal zu vorwitzig fragen!“

Gottlieb ergriff ihre Hand, die kalt war und widerstandslos in der seinen ruhte.

„Nein, so müssen Sie nicht sprechen!“ sagte er in einem schier väterlich beruhigenden Tone. „Sie sind noch so jung. Was wissen Sie im Grunde von der Welt? Auf Bällen und Soiréen lernt man sie nicht kennen. Sie liegt noch weit und mit allem Zauber des Unbekannten geschmückt vor Ihnen, kann all' Ihre Wunden noch tausendfältig heilen . . .“

Ein mattes Lächeln flog über Nelly's hübsches Gesicht.

„Die hergebrachte Heuchelei steht gerade Ihnen schlecht an!“ wehrte sie achselzuckend. „Warum sagen Sie, was Sie doch selbst nicht glauben können? Lebenslust? Frohsinn? Wie halten Sie es denn damit? Sie predigen Wein und trinken Wasser!“

„Ich? Oh, von mir ist hier nicht die Rede. Das ist denn doch ein ganz anderer Fall!“

„Natürlich! Ihr Unglück ist selbstverständlich das allein unselig machende! Daß doch die Menschen auf

nichts so eingebildet sind, wie auf ihre besondere Berechtigung, sich unglücklich zu fühlen!"

In Gottlieb's Miene zuckte es schmerzlich auf.

„Wie Sie mit den Worten spielen!" sagte er bitter. Und ihre Hand heftig drückend, fuhr er mit heiserer Stimme fort: „Haben Sie eine Ahnung, was es heißt, seine Lebenskraft auszunützen im heißen Ringen nach einem Ziele, das Ihnen im strahlenden Lichte der Verheißung vor Augen stand, seit Sie zu denken und zu fühlen begannen? Und können Sie begreifen wie es thut, wenn mit Eins die furchtbare Erkenntniß über Sie hereinbricht: Dieses Ziel ist Dir für ewig verrammelt!? Der hat es erreicht, Jener klimmt die Höhe hinan, — nur Du vermagst es nicht, nur Du bist verdammt, in der Niederung zu bleiben! Dein Leben war eine Täuschung, Deine Begabung eine Lüge, — Du bist nichts als ein Nervenvirtuos, ein erbärmlicher Dilettant!"

Er lachte hier heiser auf und wendete sich ab. Nelly sah ihn mit sichtlich enttäuschter Miene an.

„Das also ist's?"

„Ja wohl, das ist's!" wiederholte er bitter. „Der alte Jammer vom großen Wollen und kleinen Können, an dem wir alle kranken, wir Narren unserer überhitzten Einbildung . . . .!"

Sie faltete nachläßig die Hände und sah ihn unter den gesenkten Lidern prüfend an.

„— — Also keine Frau steckt hinter Ihrer interessanten Melancholie? Keine unglückliche Liebe? Nicht einmal der kleinste „schändliche" Verrath?! Alles nur —

gemeine Nerven? — Dann müssen wir einander ja vorsichtig meiden!“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Nun, ich meine des gewissen Planes wegen, den mein Vater und Ihre Tante . . .“

„Wie, man hat Ihnen gesagt —?“

„Natürlich hat man das. Wir sind doch nicht darnach angethan, ohne unser Wissen und Willen über uns verfügen zu lassen! Aber nun müssen wir diesen Gedanken wohl fallen lassen! Eine Ehe zwischen uns wäre so etwas wie eine Gleichung mit zwei Unbekannten, — und eine solche zu lösen, sind wir wohl Beide nicht fest genug in der Seelen-Mathematik!“

Sie schwieg und er antwortete nicht. So standen sie eine Weile stumm nebeneinander. Endlich fuhr Nelly aus ihrem Sinnen auf und reichte Gottlieb die Hand.

„Was suchen Sie noch hier? Papa und Tante Agathe werden Sie überfallen, wenn Sie sich nicht rechtzeitig retten! Im Ernste, sie planen einen Ueberfall, glaube ich. Lassen Sie sich also warnen!“

Damit wandte sie sich dem Saale zu, dessen Thür in diesem Augenblick geöffnet wurde. Die lustige Walzermusik drang in den stillen Vorraum.

„Fräulein Nelly?“

Es war Gerhard, der suchend herauskam und Nelly, da er sie hier erblickte, zu einer Extratour aufforderte.

„Man bemerkt Ihre Abwesenheit!“ flüsterte er ihr mit einem Seitenblick auf Gottlieb zu.

Sie nahm mit einer mechanischen Bewegung seinen Arm.

„Ist man wirklich so gütig?“

Noch einmal blickte sie zurück, dann richtete sie sich energisch auf, lachte laut, und verschwand mit ihrem Tänzer in der Thür, die sich sachte hinter ihnen schloß.

VIII.

Gottlieb hatte den Wagen für Tante Agathe und Nelly zurückgelassen und den weiten Heimweg zu Fuß zurückgelegt. Die Nacht war lau und feucht, ihm stand der Schweiß in dicken Perlen auf der Stirne, als er endlich sein Haus erreicht hatte, das stumm und dunkel vor ihm lag. Nur aus dem Dachfenster schimmerte ein schwaches Licht. Der alte Thomas und der Gärtner erfreuten sich offenbar eines gesegneten Schlafes, denn Gottlieb ließ wiederholt vergebens die Klingel ertönen. Niemand kam, ihm das Thor zu öffnen. Endlich trat er in die Mitte der Straße zurück und rief Christel's Namen zum Giebel empor. Alsbald erschien der Kopf des jungen Mädchens in der Umrahmung des beleuchteten Fensters.

„Sie sind's, Herr Gottlieb? Und allein? Und zu Fuß?“

„Ja, ich bin's, — allein und zu Fuß. Mach' mir das Thor auf!“ Der Kopf verschwand und bald darauf erschien Christel im Vorgarten.

„Der alte Thomas schlaft so fest!“ sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Ich hab' ihm den Schlüssel wegg'nommen und er hat nix g'merkt.“

„Er wird betrunken sein!“ meinte Gottlieb ärgerlich, während Christel das Thor aufschloß.

„Oh, nein, nur müd'!“ entgegnete sie zurücktretend. „Er arbeit' den ganzen Tag und fallt dann ins Bett!“

„Und Du, weßhalb bist Du noch auf?“ fragte Gottlieb, während er über den Kiesweg dem Hause zuschritt. „Es ist nach Mitternacht!“ Christel antwortete nicht. Sie drehte den Schlüssel wieder ab und folgte Gottlieb ins Haus. Im Flur brannte sie eine bereitstehende Kerze an. Indem sie diese hoch hielt, ging sie nun Gottlieb voran nach seinem Arbeitszimmer.

„Soll ich die Lampe anzünden oder gehen Sie gleich schlafen?“ fragte sie dort.

„Zünde die Lampe an, ich kann noch nicht schlafen!“

Christel that wie ihr geheißen. Da sie fertig war, sagte sie gute Nacht und schritt zur Thür.

„Christel!“

„Herr Gottlieb?“

„Du bist mir Antwort schuldig geblieben. Warum bist Du noch auf?“

„... Grad hab' ich schlafen gehn wollen!“

„Das ist nicht wahr. Du hast auch geweint. Deine Augen sind roth.“

„Ich ... ich hab' meine Sachen eingepackt!“

„Eingepackt? Was heißt das? Willst Du denn fort?“

Christel schlug die Augen nieder.

„Ich hab' mir gedacht ... Sie haben ja selbst gesagt, wenn er ein ordentlicher Mensch ist, der sein Auskommen hat ..“ kam es leise von ihren Lippen.

„Also .. heiraten willst Du? Den Schlosser?!“

„Ja."

„Du hast doch erst Nein gesagt? ... Und jetzt auf einmal ..?! Muß denn das überhaupt so rasch sein?"

„Er geht ja fort!"

Gottlieb wollte noch etwas fragen, wandte sich aber wortlos ab und trat an seinen Schreibtisch.

„Kann ... ich jetzt geh'n?" fragte sie mit erstickter Stimme. Er nickte nur. Da er zurück sah, war sie bereits fort. Er hatte die Thür gar nicht schließen gehört. Achselzuckend warf er sich in einen Lehnstuhl, streckte die Beine aus und schloß die Augen. Was er in den letzten Stunden alles erlebt hatte! In bunter Folge zogen die Bilder an ihm vorüber. Und in jedem als leuchtender Mittelpunkt die helle Erscheinung Nelly's. Was war ihm das seltsame Geschöpf? Er rang nach Klarheit und fand sie nicht. Liebte er das Mädchen? Nein, Liebe war es gewiß nicht, was er empfand; es beseligte ihn nicht, es machte ihn ärgerlich, unzufrieden — böse. Was aber war es sonst? Vielleicht unbefriedigte Neugier, vielleicht die getäuschte Hoffnung, eine Verirrte auf den rechten Pfad zurückzuführen, — denn auch damit hatte es nun seine guten Wege. Nichts war zurückgeblieben als ein Gefühl der Ermüdung, wo nicht des Widerwillens. Jetzt, da er nicht mehr unter dem unmittelbaren Einflusse der Schönheit und eigenartigen Beredsamkeit Nelly's stand, sträubte sich sein ehrliches Empfinden gegen die halb komödienhafte, halb brutale Art, mit der das junge Mädchen den Schleier von ihrem Seelenleben gerissen hatte. War das wirklich eine ehrliche Beichte? Oder war es nur Pose, eine kühne Art, mit

Schwächen und Mängeln zu kokettiren? Je länger er darüber nachsann, desto fester wurde seine Ueberzeugung, daß die Ehrlichkeit hier nur Maske gewesen sein konnte. Und wenn er sich auch täuschte, so vermochte diese Wahrheit ihn doch nur abzustoßen. Nein, — mit Nelly war er fertig, sie taugte nicht zu ihm, er nicht zu ihr. Jedes Wort, das ihr über die Lippen kam, verletzte ihn, weckte seinen Widerspruch schon durch den Ton, in welchem sie es sprach, durch die Miene, mit der sie es begleitete. Er wollte sich nicht weiter mit ihr beschäftigen, sie beunruhigte ihn, lenkte ihn von seinen Arbeiten und Studien ab. Uebrigens blieb sie ja nun wohl nicht mehr lange in seinem Hause. Und war sie erst fort, dann trat wieder die schöne Ruhe ein, die ihm früher so wohl gethan hatte und die er nun so schwer vermißte .... Auch die Tante sollte wieder fort, er wollte für sie sorgen, ihr ein anderes Asyl bieten, — für Geld war das ja gewiß zu finden. Dann blieb er, wie ehedem, allein mit Christel. .... Ach nein, Christel verließ ihn ja noch früher, vielleicht schon morgen ... Also ganz allein — noch besser! Er griff nach einem Buche, begann darin zu blättern, ließ es aber bald wieder aus den Händen gleiten. Noch besser? Nein, besser war das nicht. Ein Gefühl der Beklemmung überkam ihn. Heftig erhob er sich und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen. Das gleichmäßige Geräusch seiner Schritte beruhigte ihn, that ihm wohl.

Ganz allein! Wie sonderbar, daß ihn dieser Gedanke jetzt erschreckte. Er hatte ja vordem mit Christel tagelang kaum ein Wort gewechselt, war also genau be-

sehen, seit dem Tode seiner Mutter nicht anders als „ganz allein“ gewesen! Und doch! Christel's stille Geschäftigkeit, die sichere und zugleich bescheidene Art, mit der sie schier mütterlich für ihn gesorgt hatte, kam ihm in den Sinn. Das war es wohl auch, was ihm dieses Mädchen so sympathisch gemacht hatte. Natürlich — nur das. Was auch sonst? Wunderlicher Gedanke! Und nun verließ sie ihn, um irgend einen rohen Kerl, — einen Schlosser, oder was der Mensch war, — zu heirathen. Ueber den schreienden Undank! Aber so sind die Weiber. Wer weiß, wie lange sie schon auf diesen Augenblick gelauert hatte! Denn das mit dem ersten Nein war sicher nicht wahr oder doch nur Komödie! Da überhäuft man solch' ein Wesen mit Wohlthaten, zieht es aus dem Schlamm heraus, hebt es zu sich empor, — aber die Natur kann man nicht bessern, nicht veredeln. Die Sehnsucht nach der Niedrigkeit bleibt immer zurück und sobald sich die erste schwielige ungewaschene Hand bietet, — hui wird sie ergriffen und hinunter geht es in den Schmutz . . . .

Wie häßlich, wie abscheulich! Bah, wozu einen Gedanken daran verschwenden, wozu sich ereifern! Art läßt eben nicht von Art. Von einem Mädchen wie Christel kann man nicht ein verfeinertes Empfinden fordern, wie etwa von einer Dame wie Nelly . . . Da standen die beiden Mädchengestalten plötzlich vereint vor seinem geistigen Auge: Kopf an Kopf, Schulter an Schulter. Wie wunderlich, daß er sie vergleichen sollte! Aber es drängte sich ihm auf, er konnte es nicht vermeiden.

Hm, eigentlich war Christel viel hübscher als Nelly. Der klare, treue Blick, die offene Stirn, das regelmäßige Oval ihres Gesichtes, die schlanken und doch schwellenden Formen ..... Wo hatte er doch nur seine Augen gehabt, das nicht zu sehen? Christel war schön, ganz entschieden schön! ...

Seltsam! Das Bild Nelly's zerrann mehr und mehr neben demjenigen Christel's und dieses allein blieb zurück, klar und scharf umrissen, einen Schimmer um den fein geformten Kopf mit den üppigen braunen Flechten. Wie straff das Kattunkleidchen die volle Büste umspannte! Wo nur hatte er sie zuletzt so geseh'n? Richtig! Damals, als er mit Nelly in der Laube stand und Christel durch den sonnenbeschienenen Garten auf sie zukam ...

Und nach diesem entzückenden Mädchen langte mit plumper Hand ein Bräutigam von der Straße, irgend ein roher Bursche, in dessen Heim sie nach kurzer Zeit zur Magd werden mußte, — der sie vielleicht sogar schlug, wenn er abends betrunken aus der Kneipe nach Hause kam ...!

Gottlieb blieb stehen und stampfte mit dem Fuße auf. Er war plötzlich so ärgerlich geworden, so empört, so wüthend! Und nichts gegen ein solches Unglück thun zu können! Ein Unglück? Ja doch, das war es, ein unausweichliches Unglück, in das sich Christel da stürzte. Liebte sie diesen Menschen? Unmöglich! Sie hatte ja stets Sinn für Besseres gezeigt, — ja, das hatte sie. Und noch gestern wollte sie nichts von ihm wissen ... Was also konnte ihr an dem Rüpel jetzt gefallen? Denn ein Rüpel war es, mußte es sein, darüber war

jeder Zweifel ausgeschlossen. Warum aber heiratete sie ihn doch?! Ja, hier begann das Dunkel, das undurchdringliche Geheimniß. Gottlieb warf sich auf's Sopha. Wie abgeschmackt, sich ernsthaft mit der Frage zu beschäftigen, ob seine Haushälterin aus Liebe oder aus irgend einem anderen Beweggrund heirathete! Mochte sie immerhin in ihr Unglück rennen. Was ging es ihn an, ob ein Dienstmädchen glücklich werde oder nicht? Ein Dienstmädchen, — mehr war Christel ja doch nicht! Er wiederholte das Wort: Dienstmädchen mehrmals, zuletzt sogar mit lauter Stimme, und in einem scharfen, hochmüthigen Tone. Das that ihm wohl, beruhigte ihn. Man nahm ein anderes . . . ‚Dienstmädchen' auf und die Sache war abgethan. Basta.

Sie war aber nicht abgethan. Sie beschäftigte ihn vielmehr unausgesetzt, während er zur Decke emporstarrte, über welche flüchtige Schatten huschten. Er sah Christel das Haus verlassen, gesenkten Blickes und zum Umsinken bleich, wie sie vorhin dort an der Thür gestanden hatte, — sah sie über die Straße schreiten und mit dem Rüpel, der sie dort erwartete, weiter gehen. Die Straße dehnte sich ins Endlose, sie gingen immerzu, ohne sich doch zu entfernen, und so oft der Rüpel seine Arme um sie schlingen wollte, zuckte sie zusammen und bog aus. Aber der Kerl suchte immer wieder, sie an sich zu ziehen. Am Ende wurde ihre Abwehr schwächer und schwächer, ihre Kniee begannen zu zittern, — Gottlieb glaubte, einen lauten Wehlaut zu hören, einen erstickten Hilferuf . . .

Hastig sprang er auf. Alles war still um ihn her, — er hatte mit wachen Augen geträumt. Aber

dieser Zustand war unerträglich. Ohne zu denken, was er that, griff er nach der Lampe, die auf dem Tische stand, verließ das Zimmer und stieg langsam, wie ein Nachtwandler, die Treppe empor. Vor Christel's Thür hielt er inne und horchte. Nichts regte sich. Schlief sie schon? So schien es. Er biß die Zähne zusammen. Die Lächerlichkeit dieser Expedition kam ihm plötzlich zum Bewußtsein. Er, der Herr, in Unruhe vor der Kammer eines Dienstmädchens, das ihn verlassen wollte — und sie, tief und gesund schlafend, wahrscheinlich von ihrem Bräutigam träumend. Er blies heftig die Lampe aus und wandte sich, wieder hinabzugehen. Da gewahrte er einen Lichtschimmer, der sich durch das Schlüsselloch stahl. Sie wachte also doch. Unwiderstehlich zog es ihn wieder, einen Blick in die Kammer zu werfen. Christel stand abgewendet von ihm vor einem kleinen, halbgefüllten Koffer, ihre Hände hingen lässig herab, nur ab und zu nestelten die Finger an den Falten des Kleides, hielten aber immer wieder kraftlos inne. Jetzt kehrte sie das Gesicht der Thür zu. Wie traurig die großen, feuchtschimmernden Augen blickten. Es zuckte um die Lippen, schwere Thränen rannen langsam über die Wangen nieder, ein heftiges Schluchzen ließ die jugendliche Gestalt des Mädchens erbeben.

Das war keine glückliche Braut, die sich nach der Umarmung des Bräutigams sehnte! Das war eine Unglückliche, die — — —

Da hatte er auch schon die Thür geöffnet und stand vor dem Mädchen, das ihn mit weitgeöffneten Augen anstarrte wie eine Gespenstererscheinung.

„Christel!“

Sie rührte sich nicht, hob nur wie abwehrend die Arme.

„Christel! Du willst fort von mir? Aber das ist ja unmöglich, . . das kann nicht sein. Hast Du's denn überdacht? Ich ohne Dich — Du ohne mich — — — kannst Du's ausdenken? Kannst Du Dir's vorstellen? Nicht wahr, Du siehst selbst ein, daß es ganz unmöglich ist?!“

Er hörte seine Stimme, aber er wußte selbst nicht, was er gesprochen hatte. Nur daß er sie nicht ziehen lassen durfte, das wußte er.

Sie hatte sich nun doch zuerst gefaßt. Ein trauriges Lächeln flog über ihr Gesicht, das erst blutroth und dann wieder blaß geworden war.

„Es ist . . . so gut von Ihnen, daß Sie mir das sagen!“ begann sie endlich leise. „Und ich werd's Ihnen gewiß nie . . . nie vergessen. Aber Sie wissen ja, daß ich fort muß . .“

Er schüttelte den Kopf.

„Warum mußt Du fort? Ich begreife das nicht!“

Verwundert sah sie zu ihm auf. Er begriff es nicht? Und Fräulein Nelly?! . . . Warum spielte er so mit ihrem Schmerze?

„So sprich doch. Warum mußt Du fort?“

„Weil . . . !“ Sie vermochte das Wort nicht über die Lippen zu bringen. In sich zusammenknickend, schlug sie die Hände vor die Augen.

„Bitt' schön — fragen S' mich nicht!“ flehte sie, sich abwendend. Da plötzlich begriff er's, wußte er alles.

Woher ihm das nur so plötzlich zugeflogen war? Und das ohne jeden äußeren Anhalt.

Aber es war ihm klar, daß ihn dieses Mädchen liebte, und daß er es wieder liebte, heiß, innig, mit einer tiefen, ruhigen, das ganze Leben erfüllenden Liebe. Alle flackernde Unruhe war mit einem Schlage von ihm gewichen. Er trat ganz nahe an das Mädchen heran, und löste ihr die widerstrebenden Hände von dem thränenüberströmten Gesichte, das nun wieder in purpurner Scham erglühte.

„Weil Du mich liebst?" fragte er flüsternd.

Ein Zittern überlief sie. Sie wollte angstvoll aufschreien, aber die Kehle war ihr zugeschnürt, sie wollte heftig den Kopf schütteln, aber sie vermochte keinen Muskel zu bewegen, sie wollte die Augen von seinem strahlenden Blicke abwenden, aber dieser zog sie mit unwiderstehlicher Macht an. Endlich stöhnte sie ein angstvolles, halbersticktes: Nein! Es klang wie der gurgelnde Hilfeschrei eines Ertrinkenden.

„Christel!" sagte Gottlieb sanft. „Was fürchtest Du? Fühlst Du denn nicht, daß auch ich Dich liebe? Hörst Du's: Ich liebe Dich! Auf langen Reisen, in Büchern, Tönen und Farben habe ich das Glück gesucht, das große Glück des Lebens, nach dem wir uns alle sehnen, als nach unserem verheißenen Erbtheil, — und indessen war es längst still neben mir aufgeblüht. Ich sah es nur nicht, denn ich war blind, kläglich blind! So lange bin ich neben Dir hergegangen und hab' nicht geahnt, daß ich Dich suche, immer nur Dich! Aber nun ist die Nacht zu Ende, der helle Morgen pocht stürmisch

an mein Herz: Das Licht ist da, die Liebe ist da, — das Glück!! .... Christel, — willst Du bei mir bleiben bis ans Ende?"

Die Hände an die Schläfen gepreßt stand Christel vor ihm und rührte sich nicht. Was er da gesprochen hatte, verstand sie wohl nicht, aber es war eine himmlische Musik, die an ihr Ohr schlug und ihr Herz vor Entzücken schier stille stehen machte. Hatte er ihr wirklich gesagt, daß er sie liebe? Nein, — o nein, das konnte ja doch nur ein Traum sein, — ein berauschender Traum, vor dessen Ende ihr bangte, wie vor einem jäh hereinbrechenden Unglück. Und da Gottlieb nun endlich erwartungsvoll schwieg, seufzte sie tief auf, hielt aber die Augen geschlossen, um den entschwindenden Traum noch länger festzuhalten.

Erst als sie sich kräftig umschlungen fühlte, kam es ihr zum Bewußtsein, daß es wahrhaftiges Leben war, was sie da gehört hatte, — eine schier unfaßbare, ungeheuerliche Seligkeit. Der überreiche Glanz blendete sie.

„Jessas .. Maria!" murmelte sie erschrocken, „aber das is ja gar nit möglich, .. das kann ja nit möglich sein!"

Gottlieb's Lippen, die heiß begehrend die ihren suchten und fanden, sagten ihr in einem langen Kusse, daß es doch möglich war.

— — — — — — — — — — — —

Als sie sich endlich in seinen Armen wiederfand, war die Bangigkeit von ihr gewichen. Das scheue kleine Herz hatte das große Glück der Liebe begriffen.

IX.

Am nächsten Morgen, die Sonne stand bereits ziemlich hoch am Himmel, pochte es an die Thür, die vom Korridor her in Gottlieb's Arbeitszimmer führte.

„Herein!?"

Nelly stand auf der Schwelle. Sie sah müde und abespannt aus, wenigstens schien es Gottlieb so, da er ihr entgegentrat, um sie zur Ottomane zu führen. Sie lehnte mit einem leichten Kopfschütteln ab.

„Ich komme, Ihnen für Ihre Gastfreundschaft zu danken!" sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Papa ist endlich mit der Einrichtung unserer Wohnung fertig und so erübrigt mir nur noch, ehe ich Ihr Haus verlasse —"

Sie hielt inne und sah ihn prüfend an.

„Was haben Sie? fragte sie sich unterbrechend. „Sie sind so verändert! Und dieses Zimmer — —! Was geht hier vor?"

Er blickte um sich. Es sah hier wirklich anders aus als bisher, freundlicher. Von der Staffelei und von den Wänden waren die grauen Bilder verschwunden, die Aschermittwochsphantasien, wie sie Vetter Gerhard genannt hatte, und durch das weitgeöffnete Fenster strömte das warme Sonnenlicht ungehindert herein, den sonst so ernsten Raum mit seinem reichen goldigen Glanze erfüllend. Auch Gottlieb, der alle diese Veränderungen absichtslos, nur einem unbewußten Bedürfnisse folgend, vorgenommen hatte, begriff es nun erst. Er nickte still vergnügt vor sich hin.

Nelly betrachtete ihn mit steigender Verwunderung.

„Mein Gott, — Sie lachen ja?!"

In der That, er lachte, ohne es zu wissen. Einen Augenblick schämte er sich fast, als hätte sie ihn bei irgend einem Unrecht ertappt. Aber es ging vorüber.

„Allerdings, — ich lache!" erwiderte er triumphirend.

„Und darf man fragen, weshalb Sie so fröhlich sind?" forschte sie weiter.

„Vielleicht — weil ich glücklich bin!"

„Ueber meinen Abschied etwa?"

„Oh, wie können Sie glauben! Ich habe wahrhaftig nicht an Sie gedacht!"

„Nun, das ist wenigstens aufrichtig. Aber was sonst kann ....?

„Errathen Sie es nicht? Ich liebe!"

„Oh! Und so plötzlich ist das gekommen?"

„So plötzlich!"

„Wie sonderbar! Und Ihre Nerven?!"

„Richtig, meine Nerven, die hatte ich ganz vergessen!"

„Nein! Sie spotten heute ja wie ein Gesunder! Aber wer hat dieses Wunder vollbracht? Ich suche vergebens! Gestern verließen Sie uns so spät, daß — — Ach, lassen Sie mich nicht lange rathen. Wer ist die Zauberin?"

„Sie werden es erfahren!"

„Bald?"

„Noch heute!"

„Das lasse ich gelten. — Ich bin wahrhaftig neugierig .... Hm, sie ist doch hoffentlich schön?"

Er nickte nur. Sichtlich hatte er sein Vergnügen an ihrem Erstaunen.

„Wissen Sie, daß Sie unausstehlich sind, mit Ihrem Lächeln?“ entfuhr es ihr plötzlich. „Und ich wollte Sie um einen wichtigen Rath bitten!“

Er zwang sich, ernst zu scheinen.

„Womit kann ich Ihnen zu Diensten sein?“

„Beantworten Sie mir eine Frage: Wie denken Sie über Ihren Cousin Langenbach?“

„Ueber Gerhard? Was soll's mit ihm?“

„Er hat . . gestern, nachdem Sie fortgegangen waren und ich den Schlußwalzer im Cotillon mit ihm tanzte, zum dritten Mal um meine Hand angehalten. Zum dritten Mal, — ich muß gestehen, daß diese Beharrlichkeit Eindruck auf mich macht!“

„Wirklich?“

„Ja. — Soll ich ihn nehmen?“

„Wenn Sie glauben, ihn lieben zu können —!“

„Ach, Sie sprechen wie eine alte Großtante! — Jetzt erst erkenne ich Sie wieder. Lieben . . .! — Ich will Ihnen etwas sagen: es gibt Mädchen, welche heiraten, weil sie lieben, und solche, welche lieben, weil sie heiraten!“

„Nun? Und Sie? Zu welcher dieser beiden Arten zählen Sie?

„Ich fürchte, zu keiner. Trotzdem kann ich mir meine Ehe ganz leicht vorstellen. Sie wird sehr chic sein. Mein Mann wird in einen Club eintreten, hoch spielen und sich eine Geliebte halten; ich werde meine Nerven in alle fashionablen Bäder spazieren führen, werde mich elegant langweilen und mir den Hof machen lassen, bis — — aber Sie hören mir ja gar nicht zu!“

Gottlieb war in der That hastig an's Fenster getreten. Auf dem Kiesweg des Gartens waren leichte Schritte hörbar geworden, und nun schimmerte durch die Weinranken der Laube ein helles Frauenkleid. Nelly sah blinzelnd hin und erkannte Christel, welche mit vorsichtiger Hand die grünen Blätter auseinander schob. Was sollte das? Jetzt lächelte Gottlieb ihr zu, und das Mädchen nickte erröthend . . . .

„Die ist's?', fragte Nelly laut.

Gottlieb erschrak einen Augenblick, setzte sich aber rasch und erwiederte im festen, ein wenig herausfordernden Tone:

„Ja — die ist's. Nimmt es Sie Wunder?"

Nelly antwortete nicht. Sie summte eine Arie aus „Carmen" vor sich hin:

„Die Liebe vom Zigeunerstamme . . ."

Nach einer Weile begann sie wieder:

„Sagen Sie, Herr Reiner, — wollen Sie das Mädchen heirathen?"

Es lag dabei etwas in ihrer Miene, das Gottlieb verstimmte.

„Selbstverständlich will ich das!" antwortete er gereizt.

„Im Ernste?"

„Ich hoffe, Fräulein Bollmann, Sie zweifeln nicht an meiner Ehrenhaftigkeit?"

Nelly schlug unwillkürlich die Augen nieder.

„Nein!" erklärte sie dann demüthig. Und wieder aufblickend, streckte sie ihm die kleine Hand entgegen.

„Sie haben Recht!" sagte sie bewegt. „Sehen Sie, jetzt möchte ich lachen und kann es nicht. Ich habe so-

gar eine verdächtige Anwandlung .... nein, nein, das sind nur die dummen Nerven, die wieder einmal rebelliren! Sie mißverstehen mich doch nicht? .... Ich habe nie ehrlich an das Glück geglaubt, und nun leuchtet es mir so heiß, so überzeugend aus Ihren Augen entgegen ... Das Glück! Wie altmodisch das klingt. Es riecht nach Lavendel und Kinderstube, — finden Sie nicht? — — Leben Sie wohl, — — am Ende hatten unsere Großtanten doch nicht so Unrecht?!"

Sie wich langsam bis an die Thür zurück. Gottlieb wollte etwas erwidern, aber sie unterbrach ihn durch eine heftige Geberde.

„Nicht doch! Sie werden mich hoffentlich nicht trösten wollen? — — — Mir bleibt ja Ihr eleganter Cousin und alle die andern Bleisoldaten aus der Dutzendschachtel. Einer von ihnen wird wohl mein Schicksal sein ... Bah, man findet sich darein. Adieu!"

Sie öffnete die Thür und schritt über die Schwelle. Gottlieb hatte sie bis dahin geleitet, nun eilte er hastig an's Fenster zurück, um nach Christel auszuspähen, die sich langsam dem Hause näherte, ein Lächeln auf dem erglühenden Gesichte, den zierlichen Kopf vom goldigen Sonnenschimmer umwoben.

— — — — — — — — — — —

„Eigentlich ist es herzlich albern," murmelte Nelly, die durch den dunklen Corridor ihrem Zimmer zuschritt. „Aber ich glaube, ich werde diesen Langenbach doch nicht nehmen!"

*

* *

Aus einem Briefe Gottlieb Reiner's an Dr. Roland in Wien:

. . . . . . auf Rügen, am 25. August . .

„. . . . . Ja, es ist erstaunlich, wie leicht Christel sich das bischen Formenkram aneignet, das ihr zur sogenannten Dame fehlt. Alle Tage bemerke ich Fortschritte auf diesem Gebiete und ärgere mich fast darüber. Denn ich fürchte, sie wird dafür an ihrer entzückenden Natürlichkeit einbüßen. Sie, mein lieber Freund, kann das natürlich nicht Wunder nehmen. Sie waren ja der Einzige, der meine Wahl nicht nur begriff, sondern sogar billigte, und auch die Wandlungsfähigkeit Christel's voraussagte. Aber die Art, wie sich dieser Prozeß vollzieht, konnten Sie doch nicht prophezeien. Schon auf der Reise hieher habe ich erfahren, wie süß es ist, das Erwachen einer wahrhaft aufnahmsfähigen Seele still zu beobachten. Die hohen Berge, die großen Städte und schließlich das weite, unendliche Meer. Welch' ein Staunen in den weit geöffneten Augen, welch' ein andachtsvolles Bewundern der Schöpfung! Man beginnt das Geheimniß des Glaubens zu ahnen, wenn man so sachte nebenher geht. Und erst hier! Wir sitzen stundenlang am Ufer, hören den Wind brausen und sehen Welle auf Welle heranrollen und zerschellen. Ab und zu blicken wir uns an, und dann lachen wir der kleinen Menschen, die uns unser Glück nicht gönnen wollen. Wir haben es, wir halten es fest . . . ."

— — — — — — — — — — —

Der Steinhofbauer.

Von

Waldemar Brugg.

Keifend und fluchend humpelte der an einem Bein gelähmte Steinhofbauer vor seinem Hause auf und nieder. „Wo sie nur wieder bleibt, das ehr- und pflichtvergessene Weib!“ schrie er laut in die Lüfte hinaus. „Bis in die sinkende Nacht muß sie sich draußen herumtreiben! — Aber wart', bis du heim kommst!“ und drohend erhob er seinen Krückstock.

Das Gesinde hörte wohl das laute Schelten, schenkte demselben jedoch keine Beachtung und ging ruhig seiner Arbeit nach. Es kannte ja längst den „sakrischen Hamur“ seines Herrn. — Aber freilich, seit der Bauer vor vier Jahren die junge Frau genommen, da war vollends der Teufel in ihn gefahren. — Das arme Weib hatte ein Höllenlos. Was sie auch thun mochte, stets hatte er sie im Verdacht einer Schlechtigkeit. Bald beschuldigte er sie des sträflichen Verhältnisses mit diesem, bald mit jenem Burschen, und glaubte ihre vermeintliche Untreue mit den unfläthigsten Schimpfworten und gelegentlich derben Hieben mit dem Krückstock bestrafen zu müssen.

Und doch wußte es das ganze Dorf, daß die Steinhofbäuerin ihrem alternden Gatten treu war, und so mancher Bursche, der die hübsche Frau über ihr häusliches Unglück hatte trösten wollen, und erfolglos wieder abziehen mußte, hätte ihm dies bezeugen können.

Aber heute blieb sie wirklich über Gebühr lange aus. — Schon warf die Nacht ihre grauen Schatten auf die Erde, schon blitzten die Sterne langsam auf und von der Steinhofbäuerin war noch immer nichts zu erblicken.

Jetzt zündete Eins das kärgliche Lämpchen über der Hausthür an und der Zorn des Bauern erreichte damit seinen höchsten Grad. Sein lautes Poltern verwandelte sich nun in eine stille Wuth, der unheimlichen Ruhe vergleichbar, die orkanartigen Gewittern voranzugehen pflegt. — Auf seinen Stock gestützt, den Oberkörper vorgeneigt, blieb er stehen und starrte mit angehaltenem Athem lauernd in die Dunkelheit.

Rings um ihn war es stille geworden und das Geräusch der fernen Menschen drang als ein einziger, summender, in ein Seufzen ausklingender Ton zu ihm.

Da, plötzlich raschelte das auf dem Boden liegende herbstliche Laub, wie wenn ein scheuer Vogel es in seinem Fluge gestreift hätte, und athemlos, mit unsicheren Schritten, trat die Steinhofbäuerin aus dem Dunkel. Rasch wollte sie in das Haus hineinschlüpfen, doch im selben Momente erfaßte sie der vor der Thür Stehende und mit einem unartikulirten Laute der Befriedigung hielt er sie fest.

Das kümmerliche Lämpchen flackerte auf und beleuchtete die Beiden, die sich so im Dunkel der Nacht gegenüberstanden. Die elende, krüppelhafte Gestalt des Bauern, mit dem spitzigen, fahlen Gesicht, in welchem nichts lebte als ein paar unheimlich funkelnde Augen, und das Weib vor ihm, schlank und doch von Lebens-

kraft strotzend, eine jener Blumen der Berge, die bei aller Zartheit doch die überkräftige Natur nicht verleugnen können, die sie geschaffen.

Der schwache Lichtschein huschte über das mädchenhafte Gesicht, tanzte auf den vollen Lippen, die dunkelroth wie im Fieber glühten, und blieb in den hellen Augen haften, welche in einem seltsamen, feuchten Glanze leuchteten. — — —

Jetzt machte der Steinhofbauer endlich seinem zurückgehaltenen Zorn in lautem Fluchen Luft, und sein Weib mit roher Gewalt vor sich in die Stube stoßend, begann hier die volle Entfaltung der täglichen Scene mit ihrem wüsten Lärm, ihren Vorwürfen und gemeinen Beschuldigungen.

Stumpfsinnig saß die Steinhofbäuerin da und ließ theilnahmslos Alles über sich ergehen. War sie ja doch schon daran gewöhnt, war es ja nie anders gewesen, gestern wie heute. — — Heute?! Sie zog das Kopftuch tiefer über ihr glühendes Gesicht. Nicht doch! Heute zum ersten Male wußte sie, wofür sie mißhandelt wurde. —

Der heilige Dräusus.

Novelle

von

Emil Marriot.

I.

Als sie in die Gasthausstube traten und die Thüre hinter sich zuzogen, erscholl ein kurzer, schriller Glockenton — wahrscheinlich, um denjenigen, welche es anging, kundzuthun, daß neue Gäste gekommen wären. Eine Kellnerin erschien auch ohne Säumen und blickte die Ankömmlinge fragend an, ungewiß darüber, wo diese Platz zu nehmen wünschten. Es waren eine Dame und ein Herr; sie dunkel und einfach gekleidet, mit einem schwarzen Halbschleier vor dem Gesichte; er in einem hellen Sommeranzug, eleganten Halbschuhen und bunten Strümpfen, das Gesicht glatt rasirt, die Haut von der Schminke ein wenig verdorben . . . offenbar ein Schauspieler.

„Welcher Tisch ist Ihnen gefällig, gnädiges Fräulein?“ fragte er seine Begleiterin.

Sie setzte sich in die Nähe eines der zwei Fenster, an einen kleinen, viereckigen Tisch und langte nach der Speisekarte. Er nahm ihr gegenüber Platz und ließ, während sie die Augen auf das Kärtchen geheftet hielt, einen halb neugierigen, halb belustigten Blick in dem Local umherschweifen.

Der Restaurant bestand aus zwei Räumen, aus zwei langen, schmalen Zimmern, deren Einrichtung

weniger an Gasthaus- als an Privatstuben gemahnte, welche man provisorisch für fremde Gäste in Stand gesetzt. Die Längenwand des hinteren Zimmers nahm ein breiter, mit schwarzem Leder überzogener Divan ein. Davor stand ein schmaler, mit Wachsleinwand bedeckter Speisetisch und um diesen herum Stühle aus Holz. Im vorderen Raume waren kleine Tische aufgestellt. Darinnen befand sich auch ein Buffet, woselbst Flaschen von verschiedener Größe und mit verschiedenem Inhalte, hauptsächlich aber Obst und getrocknete Früchte und allerhand Süßigkeiten aufgestapelt standen und lagen. An den Wänden hingen Broschüren und Zeitungen; Bücher, Broschüren und Zeitschriften lagen zerstreut auf den Tischen und Stühlen. Indessen hätte man unter diesem Wust von Drucksachen die gewöhnlichen Tagesblätter oder periodischen Zeitschriften Berlins vergebens gesucht. Es war unschwer zu errathen, daß dieses Local kein Gasthaus der gebräuchlichen Art vorstellte, sondern daß es für eine bestimmte Classe Menschen, für eine Sekte da war. Ein Blick auf die umherliegenden Bücher und Zeitungen genügte übrigens, um erkennen zu lassen, für welche Sekte. Alle diese Schriften behandelten e i n e n Gegenstand: den Vegetarismus. Man befand sich hier in einem vegetarischen Speisehause.

Das Local lag im Erdgeschosse. Der Straßenlärm und Straßenstaub drang ungeschmälert und ungehindert durch die geöffneten, mit Gittern versehenen Fenster in die Stuben und vermengte sich in einer für die Gehör- und Geruchsnerven just nicht angenehmen Weise mit dem Klappern der Gabeln und Messer und den Dünsten,

welche aus der nahen Küche hereinströmten. Ein sehr stilles und, wie es schien, anspruchsloses Publikum war hier versammelt. Alles verzehrte schweigend die einfachen Gerichte und las während des Essens in den aufliegenden Büchern und Zeitungen. Die eben angekommene junge Dame war von den meisten der Gäste stumm gegrüßt worden, — sie mußte hier eine gewohnte Erscheinung sein. Ihren Begleiter hatte man flüchtig angesehen — er kam offenbar zum ersten Male hierher — und hatte sich dann nicht weiter um ihn bekümmert. Ein um so lebhafteres Interesse bekundete er für Alles, was ihn umgab. Aufmerksam musterte er das Local und die darin befindlichen Menschen, und das halb neugierige, halb ergötzte Lächeln, mit welchem er die Stube betreten, wollte noch immer nicht aus seinem Gesichte schwinden. Er fand es augenscheinlich sehr belustigend, in einem vegetarischen Speisehause zu sein.

„Wählen Sie", sagte nun die Dame und überreichte ihm die Speisekarte.

„Was haben Sie bestellt?"

„Linsensuppe, Spinat mit Kartoffeln und einen Eierkuchen .... und als Getränk dazu ein Glas Milch".

„Ich nehme das Gleiche ... nur nicht die Milch. Ist denn Wein mit der vegetarischen Kost unverträglich?"

„O nein, Sie mögen trinken, was Ihnen gefällt ... ich ziehe eben die Milch dem Weine vor. Nehmen Sie eine Flasche Moselwein. Das ist die Sorte, welcher die Vegetarier vor allen anderen den Vorzug geben."

Einer der Gäste, ein älterer, sehr wohl und sehr gutmüthig aussehender Mann, welcher am Tische nebenan saß, blickte zu ihnen herüber.

„Lange nicht dagewesen, Fräulein Went", redete er die junge Dame an.

„Ja, es ist wahr", sprach sie leise und senkte ein wenig das Gesicht.

„Sind Sie von uns abgefallen?" fuhr er mit freundlichem Lächeln fort.

„Nein . . . das heißt" . . . sie stockte und ihre Wangen überzog eine leise Röthe. „Ich fürchte, daß ich Ihnen niemals ganz angehört habe", fügte sie unsicher und hastig hinzu, „wie es denn meinem Wesen überhaupt an der nöthigen Ausdauer fehlt. Ich bleibe immer auf halbem Wege stehen."

„Vielleicht thut Ihnen die vegetarische Kost nicht gut", meinte er in nachsichtigem Tone, „oder Sie bilden sich das wenigstens ein".

Sie schüttelte den Kopf und sah ihren Begleiter an. „Da habe ich Ihnen zum Ersatze einen neuen Schüler gebracht", sagte sie. „Erlauben Sie, daß ich Sie miteinander bekannt mache. Herr Zirse, Kaufmann, Handelsagent, — nicht wahr? — und hier Herr Fantow, seit Kurzem Mitglied unseres — Theaters".

„Ah! ein Musensohn, ein Künstler", sagte Herr Zirse mit einer tiefen Verbeugung. „Ich liebe und verehre die Schauspielkunst. Verschafft sie uns Menschen doch die schönsten und genußvollsten Stunden! Welchem Fache gehören Sie an, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin Charakterdarsteller", antwortete der Schauspieler und warf mit einer etwas theatralischen Bewegung das Haar zurück.

„Ein sehr interessantes, aber auch schwieriges Fach. Ja. — Und Sie wollen Vegetarier werden?"

„Verzeihen Sie mir. Ich bin sozusagen nur auf Gastrollen in diesem Local. Ob es sich meiner andauernd versichern wird, weiß ich noch nicht. Ich versuche es eben mit der vegetarischen Kost ... aufrichtig gesprochen, mehr aus Neugierde denn aus einem ernsteren Beweggrunde."

„Sie sind kein Berliner?" fragte ihn Herr Zirse.

„Nein. Ich bin aus Wien. In meiner Vaterstadt hatte ich kein Glück", setzte er nach augenblicklichem Schweigen hinzu. „Das dortige Stadttheater, an welchem ich unter sehr vortheilhaften Bedingungen engagirt worden war, brannte ab, ehe ich auftreten konnte. So mußte ich Wien verlassen und kam hierher ... und bereue es nicht. Berlin gefällt mir sehr wohl."

„Aber daß Sie hier den Versuch machen würden, Temperenzler zu werden, das haben Sie wahrscheinlich nicht geahnt", sagte seine Begleiterin.

„Nein ... mich dünkt sogar, daß ich nur geringe Anlage dazu besitze. Indessen ... versuchen kann man es immerhin; wäre es auch nur, um sich Ihrer Führung anzuvertrauen, gnädiges Fräulein Paula. Auf diesem Wege erreiche ich wenigstens, daß Sie sich mit mir beschäftigen, und das ..."

„Hier ist unsere Suppe", unterbrach sie ihn. „Lassen Sie uns nun hurtig essen, ehe die Gerichte kalt werden.

Es wird Ihnen bald auffallen, daß der Vegetarier ein heißes Gericht nicht kennt. Unser braver Wirth läßt ein solches nicht aus der Küche. Man glaubt, es schade den Zähnen und mit Recht. Wir . . . ich will sagen, die Vegetarier folgen in Allem und Jedem einem feststehenden Systeme."

Nach dem einfachen Mahle wollte Fantow sich eine Cigarette anzünden.

Paula hielt ihn zurück. „Nicht doch!" sagte sie, „hier ist es nicht gestattet, zu rauchen."

„Nicht!? warum denn nicht?"

„Weil hier Niemand raucht, und weil man das Verpesten der Luft durch Cigarrenrauch für eine Art Verbrechen halten würde. Leben Sie eine Zeitlang vegetarisch und Sie lassen es von selber sein, weil Sie kein Bedürfniß mehr darnach haben."

„Wirklich? Aber das wäre mir recht unangenehm. Das Rauchen ist einer meiner liebsten Genüsse."

Paula lächelte. „Alle diese Genüsse werden durch die kunstlose vegetarische Kost überflüssig . . . man entbehrt sie auch nicht; ja man begreift kaum, wie man einstens ihr Sklave sein konnte."

„Aber das ist wirklich schrecklich . . . wenn Einem Alles, woran man sonst Behagen fand, gleichgiltig wird. Da hat man bald keine Freude mehr auf der Welt!"

„Sind denn diese uns künstlich anerzogenen Reizmittel wirklich von so hoher Bedeutung? . . . Indessen will ich nicht zu viel auf einmal von Ihnen verlangen. Wenn es Ihnen recht ist, brechen wir auf und gehen nach dem Café Bauer. Da können Sie Ihre Tasse

Kaffee, nach welcher Sie sich wahrscheinlich ebenfalls sehnen, trinken und Cigaretten dazu rauchen."

„Gottlob! Sie sind keine strenge Priesterin," sagte er lachend und winkte der Kellnerin.

In diesem Augenblick ertönte ein neuer Glockenschlag. In den Zügen des Schauspielers, der nach der Thüre schaute, malte sich helles Erstaunen, das nicht frei war von einem gewissen Mitleid. . . Ein neuer Gast war eingetreten und kam, auf einen Knotenstock gestützt, langsam in die Mitte des Zimmers geschritten.

„Kennen Sie diesen?" fragte Fantow, sich an Paula wendend, fuhr jedoch befremdet zurück. Ihr Auge hing starr an dem neuen Gaste und über ihr Gesicht verbreitete sich eine leichenartige Blässe.

„Was ist Ihnen?" fragte der Schauspieler beunruhigt.

Sie gab keine Antwort. Aber sie drückte sich scheu in ihre Ecke und zog den Schleier über das Gesicht . . . ja, es schien, als wollte sie sich hinter ihrem Begleiter verbergen, um sich den Blicken des Ankömmlings zu entziehen.

Dieser aber hatte sie schon bemerkt. Er stand still, schaute sie an und grüßte sie stumm und kalt; dann nahm er am Tische in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers Platz.

Paula hatte seinem Gruße scheu gedankt; nun klopfte sie mit einem Messer, das in ihrer Hand zitterte, an ein Trinkglas. „Wo nur die Kellnerin bleibt?" murmelte sie voll Unruhe. „Ich möchte fort."

Die Kellnerin kam eilends herbei. Paula beglich hastig ihre Zeche, Fantow folgte ebenso rasch ihrem Beispiel. Hierauf standen sie auf und schritten dem Ausgang zu. Als sie an dem Tische des Fremden vorbeikamen, konnte Fantow nicht umhin, diesen noch einmal ins Auge zu fassen. Die Erscheinung war wirklich sehr merkwürdig. Er saß mit dem Rücken an die Wand gelehnt und hielt die Augen fest auf Paula gerichtet. Ohne ihn zu beachten, wollte sie hastig an ihm vorübergleiten. Aber sein starrer Blick — oder etwas Anderes — schien sie zu ihm hinzuziehen. Sie hemmte plötzlich den Schritt, wendete das Haupt nach ihm hin und sah ihn an. . .

„Wir sind einander lang nicht begegnet," sagte sie stockend, mit sichtbarer Aufregung.

„Lange nicht", sprach er mit dumpf klingender Stimme nach.

„Ihnen ist das gleichgiltig, ich weiß es", fuhr sie fort, „dennoch aber hätte ich erwarten dürfen" . . . Unter seinem unverwandten Blicke verwirrte sie sich mehr und mehr. Sie vergaß, was sie hatte sagen wollen. . . „Warum suchen Sie mich niemals auf?" stotterte sie, „Sie wissen doch, wo ich wohne."

Er antwortete nicht sogleich. „Wozu Sie aufsuchen?" fragte er sodann, „zu welchem Zwecke? Unsere Wege gehen auseinander. Sie haben mir, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Wenigstens scheint es mir so."

Sie machte eine unwillkürliche Bewegung nach ihm hin, als wollte sie sich ihm nähern, ihm vielleicht die Hand geben . . . er aber hatte sich abgewendet von ihr. Da wich sie rasch zurück.

„Leben Sie wohl“, sagte sie kurz, fast rauh und schritt der Thüre zu.

„Leben Sie wohl“, sagte auch er, finster, mit langsamem Kopfnicken.

Der Schauspieler war dieser Scene mit wachsendem Unbehagen gefolgt. Ein unklares Empfinden preßte ihm das Herz zusammen; er war erschrocken, enttäuscht, empört . . . nicht anders, als hätte ihm Jemand, von dessen Seite er es am allerletzten erwartet, bitteres Unrecht zugefügt.

Als sie die Straße erreicht hatten, schaute er seiner Begleiterin fragend und streng in's Gesicht. Jetzt würde sie ihm doch wohl Aufklärung geben über diese seltsame Begegnung! Daran schien Paula jedoch nicht zu denken. Sie blickte ihn nicht einmal an . . . Eilig schritt sie dahin, als ob es gälte, einem Verfolger zu entfliehen, und er schritt hinter ihr her, mit verbissenem Zorn und sich verschärfender Unruhe, — im Herzen eine zwar uneingestandene, darum aber nicht weniger peinigende — Eifersucht.

II.

Das Recht, irgend eine Frage an sie zu stellen, besaß er nicht. Er war durch eine Wiener Dame, die vor mehreren Jahren an einem Badeort viel mit Paula Went verkehrt hatte, an diese empfohlen worden. Paula hatte ihn liebenswürdig aufgenommen und er sah sie ziemlich oft, — sei es, daß er sie in ihrer chambre

garnie aufsuchte, oder daß sie zusammen einen Spaziergang machten. Von Freundschaft war jedoch einstweilen noch nicht die Rede. Kannten sie einander doch erst seit sechs Wochen. Er wagte nicht zu fragen, wer der Fremde gewesen, dessen unvermutheter Anblick sie so tief erschüttert hatte. Wenn sie ihm nicht aus freiem Antrieb darüber Aufschluß gab, mußte er sich, wohl oder übel, in Geduld fassen und es der Zeit und dem Zufall überlassen, ob vielleicht diese ihm das Räthsel lösen würden. Die kleine Episode hatte ihn sehr verstimmt... Als sie im Café Bauer an einem der eleganten Tischchen saßen und er sich mit Kaffee und den ersehnten Cigarretten versorgt sah, war er noch immer nicht im Stande, eine unbefangene Miene zur Schau zu tragen und ein gleichgiltiges Gespräch einzuleiten. Paula, welche ebensowenig wie er zum Reden aufgelegt schien, blätterte in einer illustrirten Zeitschrift. Mißmuthig schlürfte Fantow den heißen Kaffee, blies Rauchwolken in die Luft und betrachtete sein Gegenüber . . . Wie hatte sie sogleich sein Herz gewonnen, als sie ihm zum ersten Male entgegenkam, mit ihrer nicht großen, schlanken, biegsamen Gestalt, ihrem blassen, feinen Gesichtchen und den großen grauen Augen, die so wundersam erglänzten, wenn sie lächelte! O, dieses kluge, sanfte, zarte Gesicht, dessen niedere, blasse Stirn die dunklen Scheitel des Haares wie ein Schleier einrahmten, — Tag und Nacht schwebte es ihm vor, dieses Gesicht. Paula trug das Haar kunstlos gescheitelt und den schweren Zopf in einem einfachen Knoten am Hinterhaupt befestigt. Das stumpfe Näschen, die vollen Lippen, die sanft gerundeten

Wangen . . . Alles war hübsch an ihr. Am meisten aber entzückten ihn die hellen Augen mit den dunklen Wimpern und Brauen. Diese Augen konnten so unsagbar zärtlich und schmerzlich blicken . . . was dem Wesen Paula's nicht recht entsprach. Sie war heiter und als echtes Berliner Kind, auch dem Spotte — sofern er nicht in verletzender Form auftrat — nicht abgeneigt. Man konnte sie weder gefühlvoll noch schwärmerisch nennen. Ihre Augen aber waren die Augen eines echten Weibes, das sich gesehnt, das geliebt, gelitten und — geweint hat . . .

Sie blickte plötzlich auf und legte das illustrirte Blatt bei Seite. Er hatte die Augen rasch abgewendet von ihr. Hatte sie seinen langen, unausgesetzt auf ihr ruhenden Blick gefühlt? Das wäre ihm unlieb gewesen. Sie sollte sich nicht einbilden, daß . . . Aber was immer er darunter verstehen mochte: er wurde schnell belehrt, daß Paula sich nichts „einbildete" und daß ihre Gedanken sich keineswegs mit ihm beschäftigt hatten.

„Wie er aussieht! mein Gott! wie er aussieht!" sprach sie vor sich hin, mit leisem, gleichsam verwundertem Kopfschütteln.

„Wer? Jener junge Mann im vegetarischen Speisehause? Der sieht in der That sonderbar aus: halb verhungert, krank, herabgekommen" . . . Nicht eben großmüthig (die Eifersucht kennt keine Großmuth) sagte er das mit einer gewissen boshaften Befriedigung.

„Nicht wahr?" sprach sie, ohne auf den Ton zu achten, und versank in Nachdenken. Dann hob sie den Kopf empor. „Warum sollte ich ein Geheimniß daraus

machen?“ fragte sie, Fantow fest anblickend. „Es war das der liebste Freund, den ich jemals hatte, jemals haben werde. Sie werden nun verstehen, weshalb sein Anblick mich so sehr ergriff ... Ihn so wiederzufinden, hatte ich nicht erwartet.“

„Warum aber verkehren Sie nicht mehr mit diesem Ihren liebsten Freunde?“ fragte Fantow, hastig rauchend.

„Sie haben es ja gehört“, erwiderte sie mit bitterem Lächeln. „Unsere Wege gehen auseinander; wir haben uns gegenseitig nichts mehr zu sagen. Waren das nicht seine Worte?“

„Nun ja ... aber sind dergleichen Aeußerungen buchstäblich aufzufassen? Was sagt man nicht Alles in einer Stunde der Erbitterung, was man, wenn man wieder ruhig geworden, gern zurücknimmt! Vielleicht haben Sie ihn gekränkt oder ihm unrecht gethan ... was weiß ich! Gewiß aber liegt es in Ihrer Macht, ihn zu versöhnen, sobald Sie das nur ernstlich wollen.“

Sie schüttelte das Haupt. „O nein! o nein! Sie kennen ihn nicht. Es ist Alles aus.“

Fantow athmete halb erleichtert auf ... „Wie heißt er?“ fragte er nach einer kleinen Weile. „Was ist er?“

„Ein unglücklicher, vereinsamter Mensch ... unglücklich und vereinsamt, wie Alle, welche, als Erste, eine neue Religion verkünden.“

„Thut er das?“ fragte Fantow verwundert. „Indessen sieht er wirklich wie ein Prophet aus ... freilich wie einer, den man schon einmal ans Kreuz geschlagen hat. Aber welche neue Religion verkündet er?“

„Darauf kann ich Ihnen nicht so in aller Eile Antwort geben; am wenigsten in einem Kaffeehause. Auch wäre ich jetzt nicht in der Stimmung ... Bitte, zahlen Sie und lassen Sie uns gehen. Ich möchte nach Hause."

Sie verließen das Café und schlugen den Weg nach Paula's Wohnung ein. Sie wohnte in der Nähe der Königgrätzerstraße, drei Treppen hoch, in einer von einer einstmaligen Schauspielerin schlecht und recht geleiteten Pension für alleinstehende Damen. Bis vor Kurzem hatte Paula weit draußen in Moabit gewohnt ... Sie sprach noch jetzt gern von ihren dortigen Quartiergebern, einfachen Leuten, die sie auf Händen getragen und geweint hätten, als sie fortgezogen. „Dort war ich das verhätschelte Kind, die vornehme Dame, eine hochwichtige Persönlichkeit", sagte sie nicht ohne Wehmuth, als sie ihr Ziel erreicht hatte, und einen Blick zu dem hohen, kahlen Hause, das sie jetzt beherbergte, emporsandte. „Hier bin ich eine Pensionärin wie die Anderen, bin, so zu sagen, die Zimmernummer vierzehn, werde schlecht bedient, erbärmlich verköstigt und zahle weit mehr dafür als da draußen, bei meinen armen und braven Bäckersleuten".

„Warum sind Sie nicht dort geblieben?" fragte Fantow.

Sie zuckte die Achseln. „Weil es mich stets nach Veränderung drängt ... und dann waren auch andere Ursachen da ... Wann sehe ich Sie wieder?" fragte sie abbrechend und reichte ihm die Hand.

„Heute noch, wenn Sie es gestatten. Oder nein. Heute spiele ich. Aber morgen. Morgen Abend vielleicht?

Es ist jetzt so schön, ein so herrlicher Mai! Wenn wir morgen nach Charlottenburg oder sonst wohin ins Freie führen?"

„Vedremo", sagte sie. „Da Sie heut' Abend spielen, will auch ich fleißig sein und zu arbeiten versuchen. In meiner chambre garnie stört mich Niemand . . . die Aufwärterin ist froh, wenn man sie in Ruhe läßt. Wie ganz anders war es in Moabit! Davon hatten meine guten Bäckersleute keinen Begriff, daß man nämlich Ruhe haben müsse, wenn man geistig arbeiten will. Sie meinten vielmehr, ich hätte ohnehin nichts zu thun (meine Arbeit zählte in ihren Augen für nichts, und sie hatten vielleicht Recht), und, um mich nützlich zu beschäftigen, schickten sie mir ihren kleinsten Jungen auf das Zimmer, damit ich ihn beaufsichtigen möchte. Er war ein reizender kleiner Bengel, aber ein Tyrann. In einem fort mußte ich mit ihm spielen oder ihm Märchen erzählen, — an Arbeit war nicht zu denken." Sie lachte herzlich. „Indessen", fügte sie ernster hinzu, „wer weiß, ob die Zeit nicht besser angewendet ist, wenn man sie einem jungen Menschenkinde widmet, anstatt unnützes Zeug zu schreiben. Damals beschäftigte ich mich damit, Gedichte von Shelley in's Deutsche zu übertragen. . . Denken Sie, wie überflüssig! Bei meiner geringen Ausdauer hätte ich so wie so nichts zu Stande gebracht. Ich muß dem kleinen Jungen noch dankbar sein dafür, daß er mir zum Vorwand diente, meine Trägheit vor mir selbst zu entschuldigen."

„Sie sprechen immer davon, daß Sie nichts thun, nichts leisten, keine Ausdauer haben, und doch sind Sie,

soviel mir bekannt ist, auf mehr als einem Gebiete der Kunst thätig."

„Das ist richtig! Ich zeichne, male, singe, schriftstellere — ein wahrer embarras de richesse! Und zu meinem Unglück habe ich zu Allem Talent, — die Bäume hindern mich den Wald zu finden, in dessen Schatten ich mich dauernd niederlassen könnte. So viele hingebungsvolle Förderer wie mir sind wohl selten Jemandem zu Theil geworden ... Welchem Kunstzweig immer ich mich zuwenden mochte, es flogen mir Freunde zu, die mich anleiteten, an mich glaubten, mir eine große Zukunft prophezeiten. Jeder meiner Lehrer hegte den Wahn, ich würde für mein Streben in's Feuer gehen ... und dennoch ... wie Sie sehen, habe ich es in nichts zu etwas Rechtem gebracht."

„Versuchen Sie es nun noch mit meiner Kunst", sagte Fantow zärtlich. „Auch ich will Ihnen ein hingebungsvoller Lehrer sein und an Ihren Beruf für Schauspielkunst glauben. Denn ich wette, daß Sie auch dazu Talent besitzen."

„Ihr Antrag kommt zu spät", erwiderte sie lachend. „Auch das habe ich seiner Zeit versucht ... und wieder aufgegeben."

„Wer hat Sie damals unterrichtet?" fragte er mit eifersüchtiger Regung.

„Eine Dame... Aber nun sei es genug. Es ist gar nicht comme il faut, so lange Zeit mit einem Herrn am Hausthor zu stehen. Adieu."

Sie gab ihm die Hand und eilte in das Haus hinein ... und er schaute ihr nach, der eleganten Gestalt,

bis sie seinen Blicken entschwunden war und schlug dann mit einem heimlichen Seufzer den Weg nach seiner Wohnung ein.

Er war in sie verliebt, — nur zu gut merkte er das an der immer regen Eifersucht, der unsäglichen Freude, die er in ihrer Nähe empfand, der unruhvollen Sehnsucht, die ihn erfaßte, sobald er ihr fern, er merkte es an seinen Gedanken, die sich unablässig mit ihr und nur mit ihr beschäftigten. Wie leicht und sorglos sie durch das Leben schritt — ohne Beschützer, ohne rechtes Heim, ohne zu wissen, was der morgige Tag ihr bringen würde. Durch Dritte hatte er erfahren, in welchen Verhältnissen sie lebte. Früh verwaist, hatte sie die erste Jugend in einem Institute zugebracht und war dann mit einer ebenso jungen Freundin, welche wie sie verwaist und unabhängig war, fröhlich durch die Welt gewandert. Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Italien durchstreiften die beiden jungen Geschöpfe auf ihrer frohen Fahrt und wären sicher noch Gott weiß wie weit gekommen, wenn nicht — ihr Geld zur Neige gegangen wäre. Dieser Umstand zwang sie umzukehren und daran zu denken, einen Broterwerb zu finden. Paula's Freundin wurde nach Amerika verschlagen und verheiratete sich dort . . . Paula hingegen blieb in Berlin sitzen und gründete sich daselbst, Dank ihren vielseitigen Talenten, ihrer reizenden Erscheinung und dem sieghaften Zauber ihrer zwanzig Jahre, eine gewisse Stellung. In den literarischen und künstlerischen Kreisen Berlins sprach man von ihr und „poussirte" sie. Ihr niedlicher Gesang, ihre literarischen Versuche, die, wenn sie sich auch stets

an irgend eine ernste sociale Frage heranwagten, doch immer weiblich-liebenswürdig blieben und anmuthig geschrieben waren, selbst die kleinen fehlerhaften Aquarelle, die sie ausstellte, wurden über Gebühr beachtet und herausgestrichen. Eine Zeit lang war sie in der Mode, war ein echtes, rechtes Schoßkind der Gesellschaft. Dann hörte man ungefähr zwei Jahre nichts von ihr. Sie wohnte, völlig zurückgezogen, weit draußen in Moabit und man sagte von ihr, daß sie, nach Art der Nihilistinnen, ganz und gar in und mit dem einfachen Volke lebe . . . Am Beginne des jüngst verflossenen Winters tauchte sie, nach fast zweijähriger Verschollenheit, plötzlich neuerdings in der Berliner Gesellschaft auf; sie knüpfte ihre vernachlässigten Beziehungen wieder an, warf sich mit großem Eifer auf die Schriftstellerei, suchte nach Schülerinnen, um diese im Zeichnen und Malen, im Gesang und Clavierspiel zu unterrichten, war, kurz gesagt, eifrig bemüht, sich eine Existenz zu gründen. In diesen Verhältnissen hatte Fantow sie vor sechs Wochen kennen gelernt . . .

„Warum hat sie sich nicht verheiratet?" hatte er einmal gefragt.

„Paula Went und heiraten!" hatte man ihm darauf zur Antwort gegeben. „Wie kann Jemand heiraten, der selber nicht weiß, was er will! Was ihr heute gefällt, ist ihr morgen gleichgiltig... wie hätte sie sich für's ganze Leben binden können? Ein Mädchen ihres Charakters bringt es nicht einmal zu einer Verlobung."

Fantow sann auch heute lang über diesen schwer ergründlichen Charakter nach. Wahrscheinlich hatte sie

niemals geliebt, war nicht fähig, tiefe, echte Leidenschaft zu empfinden. So wie sie in der Wahl eines Berufes sprunghaft geblieben war und sich keinem mit ganzer Seele hatte hingeben können, ebensowenig war sie sonder Zweifel im Stande, mit ganzem Herzen einem einzigen Manne anzugehören. Fantow wünschte nichts lebhafter, als daß dem so gewesen sein möchte ... bis heute. Aber jene kurze Scene im vegetarischen Speisehause ...! Was hatte sich zwischen jenem Manne und Paula begeben? Was sie von einander getrennt? Die Schuld der Trennung mußte auf ihrer Seite stehen: der Mann hatte nicht zu ihr gesprochen wie Jemand, der sich eines Unrechtes bewußt ist; aus ihren Worten, aus dem Ton ihrer Stimme, aus ihrem ganzen so sichtbar erschütterten Wesen hatte es herausgeklungen wie Reue, wie das drückende Bewußtsein einer nimmer gutzumachenden Schuld ...

„Aber es ist vorbei", suchte Fantow sich zu beruhigen. „Sie selbst sagte, daß Alles unwiderruflich aus wäre. Und als sie am Hausthore mit mir plauderte, war sie schon wieder so heiter, so sorglos, als ob diese Begegnung gar nicht stattgehabt hätte. Welche Art von Religion mag er denn verkünden, dieser unglückliche Schwärmer? Vielleicht — wahrscheinlich — hat er das Mädchen geliebt und sie — ihn zu lieben geglaubt und dann, als sie ihren Irrthum erkannt, ihn verlassen ...? Der arme Mann! Gott bewahre Einen davor, von einem so wetterwendischen Geschöpfe geliebt zu werden! Das müßte ein Leben sein! Keinen Augenblick der Ruhe, keine Stunde, wo man sich seines Glückes sicher wähnen

dürfte, wo man nicht fürchten müßte, es könnte Einem unter den Händen zerflattern wie Rauch, — für ein solches Glück danke ich."

Welche Befriedigung die Menschen nur darin finden, sich selbst zu belügen? Was würde er nicht darum gegeben haben, hätte er dieses verlästerten Glückes sich rühmen dürfen! Was Alles würde er nicht freudig hingenommen und ertragen haben für die Seligkeit, das schöne flatterhafte Wesen nur einmal in den Armen zu halten, sie nur einmal zu küssen, nur einmal, ein einziges Mal nur von ihren Lippen das Geständniß zu hören, daß sie ihm gut sei, daß sie ihn liebe!

III.

Der nächste Morgen brachte Fantow ein Billet von Paula, — eine Absage für heute. Sie wäre von plötzlichem Arbeitsfieber ergriffen, schrieb Paula, und dürfe diese Stimmung durch nichts kreuzen lassen. Wenn sie wieder die Alte, das heißt, der Arbeit überdrüssig geworden sein würde, wollte sie sich melden. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als zu warten, bis es ihr gefällig sein würde, sich zu „melden", und mit einer Art Angst dachte er über das quälende Empfinden nach, welches ihr liebenswürdig-gleichgiltiges Billet in seinem Herzen wachgerufen hatte. Und wenn sie sich nun überhaupt nicht wieder „meldete"? Wenn sie ihn schon satt bekommen hätte . . .? Seine Stimmung war heute so wie

so nicht die beste ... Diese Absage hatte gerade noch gefehlt. Er war gestern in einer neuen Rolle aufgetreten und hatte nicht sonderlich gefallen, — ganz abgesehen davon, daß es auf jeden Fall sein unveränderliches Schicksal war, sich mit zweiten und dritten Rollen begnügen zu müssen. Immer war einer oder gar zwei da, denen er den Vorrang lassen mußte; niemals wurde ihm die Befriedigung, der Träger eines Stückes zu sein. Er lief eben so mit, — ohne viel zu helfen, noch viel zu verderben. Was wissen andere Künstler von dem sich täglich erneuernden Kampfe um die Gunst des Publikums, den der Schauspieler zu kämpfen hat, so oft er vor die Rampe tritt? Kein anderer Künstler sieht so klar den Sieg der Nebenbuhler und die eigene Zurücksetzung, empfindet so unmittelbar die Wärme und die Lauheit der Zuhörer. Für den Schauspieler ist eine Täuschung, ein Selbstbetrug kaum möglich ... und Fantow gehörte außerdem nicht zu jenen, die sich überschätzen. Halb und halb hatte er sich schon daran gewöhnt, rückwärts zu stehen und war auch längst schon zur Erkenntniß gekommen, daß er mehr Fleiß als Talent besaß, daß er besser geschult als das war, was man eine Individualität nennt. „Ein gewöhnlicher Mensch!“ sagte er sich mit einem wegwerfenden Achselzucken, das der eigenen Person galt. „Gewöhnlich im Leben und gewöhnlich in meiner Kunst ... Einer von jenen, die eben das Dutzend voll machen.“

Seine üble Laune, welche durch Paula's Absage noch um ein Beträchtliches verschärft worden war, bestimmte ihn, sich in den folgenden Tagen der Einsamkeit

zu überlassen. „Ich bin ein viel zu wenig interessanter Mensch", dachte er, „als daß ich hoffen dürfte, man würde Geduld mit meiner trüben Stimmung haben oder sich vielleicht gar die Mühe geben, mich aufheitern zu wollen. Darum ist es das Klügste, wenn ich allein mit Allem, was mich bedrückt, fertig zu werden trachte." Indessen konnte er nicht umhin, täglich das vegetarische Speisehaus aufzusuchen, und that dies in der stillen Hoffnung, Paula daselbst zu begegnen. Aber er fand sich in seiner Erwartung betrogen. Paula kam nicht. Der Agent Zirse, mit welchem Paula ihn bekannt gemacht hatte, war ein täglicher Gast in dem Local. Der gutmüthige alte Herr freute sich darüber, daß Fantow wiedergekehrt war, und lud ihn bald ein, an seinem Tische Platz zu nehmen. Fantow fragte nun seinen Tischnachbar, aus welchem Grunde er sich zur vegetarischen Lebensweise entschlossen hätte.

„Aufrichtig gesagt", gab Zirse zur Antwort, „geschah es im Anfang aus Gesundheitsrücksichten. Ich war ehedem magen- und leberleidend und hatte schon alle möglichen Kuren versucht, ohne Erleichterung zu finden. Da rieth mir Jemand, es mit dem Vegetarismus zu probiren. Ich befolgte den Rath und fühle mich seitdem vollkommen wohl."

„Und empfinden Sie niemals das Bedürfniß nach Fleisch?"

„Niemals. Im Gegentheil; der bloße Geruch des Fleisches ist mir unangenehm. So ergeht es übrigens Allen, die längere Zeit, sagen wir, ein Jahr lang vegetarisch gelebt haben."

„Ich denke", bemerkte Fantow nach kurzem Nachsinnen, „daß die Meisten Ihrer Gesinnungsgenossen aus Gesundheitsgründen vegetarisch leben."

„Ohne Zweifel. Wenn wir diese Ernährungsweise für ungesund hielten, würde es wohl keinem einfallen, sich derselben zu unterwerfen. Immerhin geschieht es nicht ausschließlich der Gesundheit halber, sondern auch aus ethischen Gründen. Ich gestehe, daß ich die Thiere, seitdem meinetwegen keines mehr geschlachtet zu werden braucht, mit anderen Augen ansehe, als früher. Ein jedes scheint mir nun eine Art Bruder, den ich schützen muß. Ich könnte keiner Fliege etwas zu Leide thun. Und ich denke, daß fast alle Vegetarier ebenso empfinden. Wenigstens der weitaus größte Theil. Freilich darf man darin nicht zu weit gehen und Andersdenkenden mit seinen Ansichten nicht beschwerlich fallen. Damit schadet man unserer Sache. Ist Ihnen, geehrter Herr Fantow, nicht neulich ein junger Mann aufgefallen, der unser Local in dem Augenblick betrat, als Sie und Fräulein Went im Begriffe standen, es zu verlassen? Mir schien, als ob Sie ihn bemerkt hätten."

„So ist es in der That", sagte Fantow mit plötzlichem Interesse. „Eine Erscheinung wie diese kann man unmöglich übersehen. Der Mann machte einen wahrhaft bejammernswürdigen Eindruck auf mich."

Zirse nickte mit dem Kopfe. „Ja, ja. Mir ergeht es ebenso. Er ist Einer von jenen, welche übertreiben. Und daran geht er moralisch langsam zu Grunde. Seit zwei Jahren hat er keine gekochte Speise genossen. Er lebt ausschließlich von Rohkost, — von Früchten und Körnern."

„Aber, mein Gott!“ rief Fantow aus, „er sieht ja aus, als ob er dem Hungertode nahe wäre! Hat er denn Niemand, keinen Freund, keine Familie, die ihm von seiner selbstmörderischen Lebensweise abrathen würden?“

„Seine Familie hat sich, soviel mir bekannt ist, von ihm losgesagt, — eben dieser seiner Lebensweise halber. Und mit seinen wenigen Freunden hat er sich entzweit. Es war kein Auskommen mehr mit ihm! Uns gemäßigte Vegetarier sieht er gar nicht als solche an. Nun steht er freilich völlig vereinsamt da, — jedoch was läßt sich machen?“

„Ein vereinsamter, unglücklicher Mensch . . .“ Paula's Worte fielen ihm ein; und plötzliches Mitleid wandelte ihn an . . .

„Wovon lebt er?“ fragte er den Agenten. „Hat er Vermögen?“

„Seine Eltern sind sehr wohlhabend. Wenn ich nicht irre, senden sie ihm jeden Monat hundert Mark. Er sollte Arzt werden. Aber das war bei seiner Gesinnung ein Ding der Unmöglichkeit. Er glaubt ja nicht an das, was seine Professoren ihn lehren! Indessen besucht er noch immer die Vorlesungen an der Universität, — natürlich ohne die Absicht zu haben, jemals eine Prüfung abzulegen. Er will nur, wie er sagt, im Stande sein, zu ermessen, wie weit die Irrthümer der medicinischen Wissenschaft gehen.“

„Wie heißt dieser seltsame Mensch?“

„Dressen — Julian Dressen. In Freundeskreisen nennt man ihn den heiligen Dräusus . . . Diesen Namen

hat Fräulein Went ihm aufgebracht. Und eine gewisse Richtigkeit hat es mit seiner Heiligkeit, — wenn er nebenbei auch halb verrückt ist."

„Fräulein Went war wohl innig mit ihm befreundet?" fragte Fantow mit halblauter Stimme.

„Ja, das war sie. Aber endlich hat auch sie ihn aufgeben müssen, — was bei seinem Eigensinn und seiner starren Unduldsamkeit unausbleiblich war."

„Kommt er häufig hierher?"

„Aeußerst selten. Die hiesige Gesellschaft sagt ihm nicht zu. Auch ist er, wie mir scheint, menschenscheu geworden. Immer allein sein! Ich bitte Sie: ist das ein Leben für einen erst sechsundzwanzigjährigen Menschen?"

„So jung ist er noch?"

„Ja, noch so jung. Und ein guter, ein edler Mann. Aber leider — wenn ich mich so ausdrücken darf — ein Narr."

Auf dem Heimwege sann Fantow lange über dieses fremde Schicksal nach. Das Bild Julian Dressen's hatte sich seinem Gedächtnisse mit scharfen Zügen eingeprägt. Im Geiste sah er ihn vor sich, so wie er ihn die Gasthausstube hatte betreten sehen, — in gebückter Haltung, schleppenden, kraftlosen Ganges, mit beiden Händen fest auf einen wuchtigen Knotenstock gestützt. Er sah den abgetragenen, zerschlissenen Wintermantel, der so wenig passen wollte zur hellen Maiensonne, den zerdrückten, schäbigen Hut, welcher ursprünglich Gott weiß was für eine Farbe gehabt haben mochte. Er schaute im Geiste das hagere Gesicht mit den scharfen Linien um Mund und Nase, das wirre, lange Blond-

haar, den spärlichen, ungepflegten Vollbart, die tiefliegenden, gleichsam vorwurfsvollen blauen Augen. Und dennoch — wie edel war das Profil, trotz seines zergrämten Ausdruckes, trotz der beinahe grauen Farbe der Haut, trotz seiner krankhaften Magerkeit! Die leicht gebogene Nase, die festgeschlossenen Lippen, die breite Stirn waren edel gebildet. Man konnte diese bettlerartige Erscheinung einem grausam zerstörten Meisterwerke vergleichen; sogar aus den Trümmern noch erkannte man, daß es ein Meisterwerk gewesen.

Welche Rolle mochte Paula Went im Leben dieses Mannes gespielt haben? Lange grübelte Fantow über die Frage nach.... „Eine glückbringende gewiß nicht!" sagte er sich am Ende. „Und dennoch hat sie ihn geliebt oder zu lieben geglaubt, was auf Eines hinausläuft... und wird, das fühle ich, nach diesem keinen Anderen mehr lieben."

Eine beklemmende Traurigkeit preßte ihm das Herz zusammen ... und als er, nach Hause gekommen, auf dem Schreibtische ein weißes Briefchen schimmern sah, empfand er keine Freude darüber. Das Billet war von Paula... Sie lud ihn darin ein, sie am folgenden Tage zu besuchen. Lange hatte sie auf eine Kunde von sich warten lassen; allzu lang. Das Harren von Tag zu Tag hatte ihn entnervt. Und daß er so angstvoll, so ungeduldig geharrt und gehofft und sich bis zur Erschöpfung gesehnt nach ihr, diese seine schmähliche Abhängigkeit von eines Weibes Launen verdroß ihn unsäglich. Es drängte ihn, ihr zu zeigen, daß er nicht gesonnen wäre, einem Lakaien gleich, auf einen Wink der Gebieterin gehorsam

herbeizueilen. Mochte nun auch sie das Warten lernen! Und eine besondere Heldenthat meinte er zu vollführen, als er sich an den Schreibtisch setzte und an Paula eine im kühlsten Tone gehaltene Absage schrieb. Er bedauere unendlich, er hätte keine Zeit. Leider bereute er seine Heldenthat schon am nächsten Tage. Und vierundzwanzig Stunden später stand er vor Paula's Thüre und zog hochklopfenden Herzens an der Klingel.

IV.

Er hoffte Paula ein wenig erzürnt gegen ihn zu finden. Seine kurze, kühle, unbegründete Absage mußte sie doch verdrossen haben! Im Geiste bereitete er sich vor, was er ihr sagen, wodurch er ihre möglichen Vorwürfe entkräften würde . . . und als er ihr gegenüber stand, kam nichts von alledem über seine Lippen.

Sie hatte soeben geschrieben und legte bei seinem Eintreten die Feder zur Seite. In ihrer Stube, einer echten unwohnlichen, schablonenhaften chambre garnie, die einen Ueberschuß an schlechten Gemälden und Stühlen, hingegen einen Mangel an Schränken aufwies und deren winziger Schreibtisch zu allem Anderen eher als zum Schreiben geeignet schien, herrschte, wie gewöhnlich, eine gewisse Unordnung. An der spanischen Wand, welche vor dem Bette aufgestellt war, hingen mehrere Kleidungsstücke und auf dem Fußboden stand ein geöffneter, stark abgenützter, zum Platzen vollgepferchter Koffer. . . In der Stube sah es immer so aus, als ob deren Bewoh-

nerin gerade von einer Reise angekommen wäre oder just im Begriffe stände, abzureisen.

„Setzen Sie sich“, sagte Paula, „und gedulden Sie sich einen Augenblick. Ich bin gleich mit meinem Briefe fertig.“

Ihr Ton klang freundlich ... wie immer. Fantow biß sich auf die Lippen. Wie er sich nur hatte einbilden können, sie erzürnt gegen ihn zu finden! Gleichgiltigen Menschen zürnt man nicht... Verdrossen setzte er sich an den Tisch, einem Spiegel gegenüber und ärgerte sich über sein eigenes Bild, das ihm aus dem Glase entgegenschaute. Nicht groß und nicht klein, nicht hübsch und nicht häßlich, nicht blaß und nicht roth — eine recht gewöhnliche, recht alltägliche Erscheinung, wie man sie schon tausendmal gesehen zu haben meint. „Ein gewöhnlicher Mensch!“ dachte er wieder. „Auf den ersten Blick sieht man mir das an.“ Mißmuthig wendete er die Augen von dem Spiegel ab.

„Dieser Brief hat einen weiten Weg vor sich“, sagte Paula, das nun fertige Schreiben in einen Umschlag steckend. „Er geht nach Virginia, an meine theuerste Freundin. Sie wird nicht müde, mich zu sich zu rufen ... In Amerika, meint sie, wäre ein weit dankbareres Arbeitsfeld für mich, als in Europa. Meine musikalischen Kenntnisse würden sich dort viel besser verwerthen lassen als hier. Daran zweifle ich nicht ... und bin auch halb und halb entschlossen, Ellen's Rufe zu folgen.“

„Sie wollen nach Virginia?“ fragte Fantow ungläubig.

„Warum nicht? Ich bin Europa — und besonders Berlin — müde. In Amerika herrschen doch größere, freiere Verhältnisse. Und die Stellung der Frau ist dort eine ganz andere. Das ist es in erster Linie, was mich über das Meer lockt."

„Worüber haben Sie sich zu beklagen?" warf Fantow ein. „Sie leben doch ein so selbständiges Leben wie ein Mann."

„Das scheint nur so. Hören Sie. Als ich vor zehn Jahren in der Berliner Gesellschaft auftauchte, interessirte man sich für meine Person. Ich glaube selbst, daß ein gewisser Reiz in einem jungen Mädchen liege, das, alleinstehend und unabhängig von irgend einem Manne, ihren eigenen Weg geht und nicht, wie es sonst der Brauch ist, von Papa und Mama oder anderen Verwandten beschützt, behütet und in geistiger wie gesellschaftlicher Unmündigkeit gehalten wird, bis es einem der Erlöser, das heißt einem der Herren der Schöpfung gefällt, sich ihrer zu erbarmen und sie durch die Ehe erst zu einem ganzen Menschen zu machen. Nein, ein solches Mädchen war ich nicht. Aber gerade weil ich selbständig auftrat, erwartete man irgend etwas von mir. Was will sie denn? fragte man sich. Man wartete und wartete, und weil nichts kam, schob man mich schließlich bei Seite. Ich habe enttäuscht, — glauben Sie mir. In unserem lieben Europa läßt man nur zwei Arten von Frauen gelten: diejenigen, welche heiraten wollen und heiraten. Diese sollen tugendhaft sein, — das verlangt der Bräutigam und verlangt später der Gatte. Die zweite Classe, die nicht heiraten will, soll dem Manne zum Zeitvertreib

dienen ... und da kann man strenge Tugendhaftigkeit natürlich nicht recht brauchen. Und darum habe ich enttäuscht. Ich bin zu anständig gewesen!“

Alles das wurde ohne die leiseste Bitterkeit vorgebracht, — ja mit einem heiter-spöttischen Lächeln auf den Lippen.

„Aber gnädiges Fräulein“, begann Fantow, ließ es jedoch bei diesem schwachen Widerspruche bewenden. Zu gut kannte er das eigene Geschlecht, um nicht zu wissen, daß die Männer die weibliche Tugend gewöhnlich nur so lang schön und lobenswerth finden, als es sich um ihre Bräute, Frauen, Schwestern und Töchter handelt.

„Wollen Sie Beweise?“ fuhr Paula in munterem Tone fort. „Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Sie trug sich vor ungefähr sechs Jahren zu. Damals war ich noch in der Mode. Der Held der Geschichte ist ein bekannter Berliner Kritiker, die Heldin — meine Wenigkeit. Besagter Kritiker sah und hörte mich singen — mein Gesang galt als sehr chic — und er fand Gefallen an mir; ganz besonders aber behagte ihm meine selbständige Stellung und der Umstand, daß ich allein wohnte, — das ist so bequem ...! Hören Sie weiter. Zwei Monate lang nahm er einen Dienstmann in seinen Sold, und dieser Mann hatte die Aufgabe, jedem meiner Schritte aufzulauern, auszukundschaften, wohin ich ginge, wen ich empfinge und so fort — mit einem Worte, den neugierigen Herrn genau zu unterrichten von Allem, was ich vom Morgen bis zum Abend trieb. Und nun stellen sie sich die Enttäuschung des armen Kritikers vor! Nicht

das Geringste ließ sich meinem Privatleben nachsagen; zu seinem Schrecken entpuppte ich mich als eine Frau von ganz verzweifelter Anständigkeit . . . und das hatte er nicht zu finden gehofft. Selbstverständlich entließ er den Dienstmann und kümmerte sich nicht weiter um mich, — ich hatte ihn allzu bitter enttäuscht", schloß sie herzlich lachend.

„Ich begreife, daß Sie sich über die Männer lustig machen und gering von ihnen denken", sagte Fantow. „Aber Alle sind doch nicht wie jener Dummkopf . . . Und würden Sie es übrigens für wünschenswerth halten, wenn Frauen und Männer in rein kameradschaftlicher Weise mit einander verkehrten, wenn jede Courmacherei und Galanterie und Koketterie verbannt würde? Mir würde das ziemlich langweilg erscheinen."

„Mir ebenfalls", gab Paula zu. „Aber davon ist auch nicht die Rede. Wir dürfen nicht von einem Extrem in's andere verfallen. Sehen Sie die Amerikaner an! Diese sind von Natur ritterlich gegen das Weib, — jedoch ohne sofort einen Lohn dafür zu beanspruchen. Und die amerikanischen Mädchen und Frauen haben bei aller Freiheit, die sie genießen, und bei allen Rechten, welche der Mann ihnen eingeräumt hat, nichts von ihrem weiblichen Reize eingebüßt. Bei uns erscheint die emancipirte, die arbeitende, die selbständige Frau noch immer als eine Art Popanz. Man stellt sie sich vor mit kurzem Haar und einer Brille auf der Nase, unschön, halb männlich gekleidet, baar jedes weiblichen Reizes . . . und man verhöhnt den Selbstbefreiungskampf der Frau, macht ihn lächerlich, begegnet ihm mit feindseliger Ge-

häßigkeit. Wir Europäer sind eben noch zu tief in Jahrtausende alte Vorurtheile verstrickt. Das freie, das arbeitende Weib ist uns etwas Ungewohntes und Fremdartiges. Ich sehe dieses Kampfes kein Ende! Und darum will ich die Flucht ergreifen, um in einer freieren Luft freier athmen zu können."

„Reizt es Sie denn nicht, gerade der Schwierigkeit des Kampfes halber, hier auszuharren?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Ich bin keine Heldin. Wenn Sie mich für tapfer und ausdauernd halten, irren Sie sich. Einem Ziele zuzustreben, das zu erreichen vielleicht erst kommenden Geschlechtern beschieden ist, lockt mich nicht. Mich lockt nur ein schneller und leichter Sieg. Wenn ich die Hoffnung darauf nicht habe, lasse ich die Fahne bald sinken. Mögen Andere sie hochhalten und vorwärts dringen! Ich bin zu ungeduldig oder wenn Sie wollen, zu selbstsüchtig, um die Saat zu legen für eine Ernte, deren Reifen ich niemals schauen werde."

Fantow schwieg eine kurze Weile.

„Und was sagt Ihr Freund Julian Dressen zu diesen Grundsätzen?" fragte er sodann — ganz plötzlich.

„Wer?" entgegnete sie jäh erblassend und sah ihm mit starrem Blicke in's Gesicht.

„Julian Dressen," wiederholte er, „oder der heilige Dräusus, wie Ihr Spott ihn benannt hat. Dieser Heilige gehört doch auch zu jenen Schwärmern, welche sich für eine ferne Zukunft opfern. Oder nicht?

„Ja, ja," sprach sie leise, ganz leise und fuhr mit der Hand über ihr bleiches Gesicht. Es schien, als könnte sie seinen Namen nicht aussprechen hören, ohne zu erblassen...

„Ich will Ihnen von ihm erzählen,“ fügte sie nach einer Weile hinzu. „Sie interessiren sich für ihn. Kein Wunder! Jedermann, der ihn sieht oder von ihm hört, interessirt sich für ihn. Betrachten Sie diese Photographien.“ Sie war zum Schreibtisch gegangen und hatte aus einer Lade zwei Photographien hervorgeholt, die sie ihm nun hinreichte. „So sah er vor fünf, und so vor zwei Jahren aus.“

Fantow heftete die Augen auf die Bilder. Seinen Lippen entfuhr ein Laut der Ueberraschung.

„So schön ist er gewesen?“ rief er verwundert aus.

Das Bild älteren Datums zeigte die schlanke, ebenmäßige Gestalt eines Jünglings in einer seltsamen Tracht. Eine Art Kutte von heller Farbe, um die Lenden von einem Strick zusammengehalten, legte sich in weichen Falten um die harmonisch gebildeten Glieder. Der Hals war bloß, das kühn erhobene Haupt von langen, dichten blonden Locken umwallt; das klassisch-edle, noch bartlose Gesicht hatte einen muthvollen, selbstbewußt-freudigen Ausdruck. Julian sah auf diesem Bilde aus wie ein junger Prophet, der, sicher seines Sieges, der Welt voll frohen Selbstvertrauens eine neue, glückbringende Botschaft verkündet.

„So war er vor fünf Jahren“, sagte Paula, die hinter Fantow stand und über dessen Schulter auf das Bildchen in seiner Hand blickte. „Es war dies im Anfang seiner Bekehrung, wie er selbst seine Umwandlung zu bezeichnen pflegt. Er lebte damals in München, ganz so wie ich und Sie und andere Menschen . . . Da gerieth er in eine Gesellschaft von Temperenzlern

äußerster Richtung. Sie gaben ihm ihre Bücher zu lesen und erzählten ihm von ihrer Lebensweise und sagten ihm, daß die Menschheit, um wieder gesund zu werden, zur Natur zurückkehren und einfach werden müsse, wie diese ... und er glaubte ihnen und wurde ihr Jünger. Noch einen Abend brachte er im Kreise seiner bisherigen Freunde zu und nahm bei üppigem Mahle und dem Knallen von Champagnerpfropfen Abschied vom alten Leben ... und am nächsten Tage verzehrte er ein Erbsengericht und trank ein Glas Wasser dazu ... und — blieb dabei. Seit jenem Abschiedsmahle hat er weder einen Bissen Fleisch genossen noch einen Tropfen Wein gekostet."

„Aber diese seltsame Tracht ..." warf Fantow ein. „In einer solchen Kutte kann man sich doch unmöglich auf der Straße zeigen!"

„Ich glaube, daß sie auf der Straße einen Mantel umlegten und nur zu Hause oder auf dem Lande in ihrer Kutte und bloßfüßig gingen. Als erste Aufgabe erschien ihnen, den Körper zu stählen und gegen Witterungseinflüsse so viel wie möglich unempfindlich zu machen. Indessen trat hinsichtlich der Kleidung bald eine Aenderung ein. Das Wollregime des Professor Jäger trat an die Stelle der losen und luftigen Kutte. Dressen und seine Gesinnungsgenossen trugen sich nun, wie Jäger es vorschreibt: die Wäsche und Kleider aus Wolle, Alles eng anschließend und bis hinauf zum Halse fest zugeknöpft, das Haar kurz geschnitten". Sie wies mit der Hand auf das zweite Bildchen. „In dieser Kleidung sehen Sie Dressen hier".

„Er ist auf dieser Photographie nicht mehr so schön wie auf der anderen", sagte Fantow, das kleine Brustbild betrachtend. „Das Gesicht ist ernster, gereifter, der Ausdruck weniger schwärmerisch und hoffnungsvoll . . . Auch thut es mir um seine Lockenfülle leid. Immerhin ist er auch hier noch schön."

„So lernte ich ihn kennen", fuhr Paula fort, „vor zweieinhalb Jahren. Er hatte jene überzeugende, jene bezwingende Kraft in sich, die allen Propheten innewohnt, die an ihre Lehre glauben und nach ihrer Lehre leben . . . Es fiel ihm nicht schwer, mich schwankes, unfertiges, unbefriedigt nach einem Halt suchendes Geschöpf sich zu unterwerfen. Ich unterwarf mich ihm mit einer Hingebung, einer Begeisterung, einem Glauben, von welchen ich wähnte, sie würden ewig währen . . ." Sie hielt inne und wandte sich ab. „Wir wohnten draußen in Moabit bei jenen Bäckersleuten, von welchen ich Ihnen bereits erzählte", hob sie nach kurzem Schweigen aufs Neue an. „Jedes von uns hatte eine Kammer, die nur das Nothwendigste enthielt . . . Sommer und Winter schliefen wir bei offenem Fenster. Auch ich trug wollene Kleidung, — immer dasselbe graue Fähnchen; ein Verbrechen wäre es gewesen, wechseln zu wollen, auch nur eine Spur von weiblicher Eitelkeit zu zeigen. Ich verschenkte jeden Toilettentand, verkaufte allen Schmuck, den ich hatte, — wozu dergleichen aufbewahren, da ich's nicht mehr brauchte! Schon damals hatte Dressen jeder gekochten Speise abgeschworen. ‚Wir müssen natürlich leben', sagte er. ‚Was wir erst künstlich zubereiten müssen, um es genießen zu können, taugt unserem

Magen nicht. Kennt das Thier in der Freiheit gekochte Speisen?' So lebten wir denn von Früchten, Wurzeln und Rohkörnern. Und Sie werden es mir wohl glauben, wenn ich es Ihnen sage: diese asketische Nahrung schlug mir vortrefflich an. Ich habe mich niemals so gesund, so leicht und frei gefühlt, wie in jener Zeit... Meine Haut wurde zart und rein wie ein Rosenblatt, meine Augen erschienen größer und hatten einen wundersamen Glanz, ich wurde schlanker, biegsamer, schöner ... vergeistigt, möchte ich sagen ... und es war mir auch zu Muthe, als hätte ich keinen Körper mehr. Ich war ganz Seele, ganz Empfindung, gleichsam losgelöst von allem Irdischen... Und denken Sie sich dazu die Begeisterung, die mich emporhob, den Glauben, daß Alles anders, daß die Menschen, weil einfach und bedürfnißlos geworden, auch gut, edel, selbstlos, rein werden müßten, wenn sie nach Julian Dressen's Lehre lebten, — denken Sie sich dieses heiße Verlangen, Jünger und Jüngerinnen zu werben, sie herüberzuziehen zu uns, sie auszusenden, auf daß sie Anderen die heilbringende Botschaft verkünden, — denken Sie sich die vollkommene Gleichgiltigkeit gegen allen Spott und Hohn, unsere muthvolle, felsenfeste Ueberzeugung, die, wenn es hätte sein müssen, den Märtyrertod für die Idee erlitten hätte... O Gott! In jenen Tagen dachte ich oft, daß so wie wir heute, einstens die Jünger Jesu Christi und die ersten Christen empfunden haben müßten, und darum haben sie die Welt bezwungen..."

Paula bedeckte die Augen mit den Händen und stand so eine Weile da — schweigend und verloren in Erinnerungen an eine entschwundene Zeit.

„Und dann?“ fragte Fantow mit gedämpfter Stimme, als ihre Hände wieder schlaff herabsanken.

„Dann — mußte ich hören, daß ich ein frivoles Geschöpf sei,“ sagte Paula, und es zuckte wie feiner Spott um ihre Lippen. „Ja, Dressen nannte mich frivol. Und warum? Weil ich nicht andauernd ernst bleiben konnte. Die Begeisterung für die Idee war ja da, — aber was dabei mitlief, kam mir mitunter doch recht drollig vor. Wenn wir zur Winterszeit in unserer ungeheizten Stube einander gegenüber saßen, in unserer puritanischen Kleidung und mit blau gefrorenen Händen und Nasen und harte Aepfel und noch härtere Körner verzehrten, — da mußte ich manchmal lachen. Oder wenn Dressen jeden zerlumpten Jungen auf der Straße anhielt und den ihn anglotzenden, verblüfften Rangen unser Erlösungs-Evangelium vortrug; oder wenn wir nach der Markthalle gingen und bei Höckerweibern Obst und Körner einhandelten und dabei für unsere Ideen Propaganda zu machen suchten und die Weiber uns verwundert anstierten oder zu uns sagten: ‚Lassen Sie mir zufrieden mit Ihre Dummheiten‘: Du lieber Himmel! Da konnte ich nicht immer ernst bleiben! Und das verargte er mir und darum nannte er mich frivol.“

Sie lachte, aber es war ein trauriges Lachen, das nicht vom Herzen kam.

„Und noch Eines, woran ich am Anfang nicht gedacht hatte, trat hinzu, um mich muthlos zu stimmen,“ sprach sie sodann. „Die Vereinsamung. Haben Sie jemals erfahren, was es heißt, zu vereinsamen? Nicht? Nur

wer, wie ich, für eine Idee gekämpft hat, welcher die Menschen voll Hohn und Feindseligkeit gegenüberstehen, vermag zu ermessen, wie sehr man dabei vereinsamt und wie unheimlich dieses Alleinsein ist, — nicht anders als ob man in eine Wüste verschlagen wäre. Man sucht alte Freunde auf. Ehemals verstand man einander; jetzt aber spricht Jedes seine eigene Sprache. Welche Saite immer man berührt: es gibt einen Mißton. Man findet den Weg zu einander nicht mehr. . . Die Einen, Duldsameren, hören uns aufmerksam zu, stimmen uns in Manchem vielleicht sogar bei, suchen uns aber im Großen und Ganzen doch von unseren Ideen abzubringen. Andere wieder, die weniger Nachsichtigen, überhäufen uns und unseren Glauben mit Spott und Verachtung, werden unhöflich, nicht selten brutal. . . Kurz gesagt: bekehrt habe ich Niemanden, abgefallen von mir sind mit der Zeit Alle, und ich selbst zog mich, verletzt und abgestoßen, von ihnen zurück. Wie roh, gleichgiltig und verblendet erschienen sie mir, — ich wurde krank in ihrer Gesellschaft! Und so stand ich bald allein. Hatte Niemanden als den einen Menschen. Und das dünkte mich beängstigend. Mein Glaube schwand. Ich sah die Vergeblichkeit des Kampfes voraus und mir sank der Muth. Dressen's Glaube und sein starrer Charakter, der nicht anders konnte, als sein Ziel mit eiserner Consequenz verfolgen, fehlten mir. Meine Begeisterung glich einem Strohfeuer, das leicht entzündet war, aufflackerte und wieder erlosch — ich bin nun einmal keine Heldin, und daß Dressen eine solche in mir sah, war nicht meine, war seine Schuld."

Tief aufathmend fuhr sie sich mit der Hand über die Stirne.

„Und dann mein Verhältniß zu ihm“, setzte sie hierauf ihre Erzählung in rascherem und leiserem Tone fort. „Er war noch so jung, erst fünfundzwanzigjährig, ich um vier Jahre älter.“ Eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. „Das störte mich, ich gestehe es unumwunden ein. Freilich nannte er auch das frivol und kindisch und ein gänzliches Mißverstehen unseres gegenseitigen Verhältnisses. Aber ich dachte an die Zukunft. Nach zehn Jahren würde er noch jung, ich, für eine Frau, beinahe alt sein. Ihm würde es immer leicht fallen, Freunde zu finden und einen anderen Weg einzuschlagen; nicht aber mir, der gealterten, vereinsamten, von jedem früheren Umgang abgeschnittenen Frau. Je älter ich würde, in eine desto drückendere Abhängigkeit von ihm würde ich gerathen. Davor graute mir, — auch davor, daß ich eines Tages alle unsere Ideen als tolle Unmöglichkeiten erkennen, umkehren wollen und den Weg zurück nicht finden könnte . . . Solche Geister beschwört man nicht ungestraft herauf. Haben sie einmal ganz von uns Besitz ergriffen, so wird man sie so leicht nicht wieder los, auch wenn man es möchte . . . Fragen Sie Alle, die einen besonderen Weg haben gehen wollen! Auch wenn sie umkehrten und den Weg einschlugen, welchen die breiten Massen gehen, — sie waren und blieben Sonderlinge, Fremdlinge, sie fanden sich auf dem ausgetretenen Wege der Alltäglichkeit nimmermehr ganz zurecht. Das stand auch mir bevor, dieses mich fremd und unbehaglich Fühlen, wenn ich nicht bei Zeiten um-

kehrte ... Und wie bangte mir vor dem Gedanken, hinauszutreten unter die Menschen und unser Evangelium öffentlich zu verkünden! Denn darauf arbeiteten wir hin. Einstweilen befanden wir uns noch in der Lehrzeit und bereiteten uns in aller Stille und Zurückgezogenheit auf unsere Mission vor, auf eine Mission, an die ich beinahe nicht mehr glaubte ... O diese Lehrzeit! Wie traurig waren meine Tage! Immer dieselben ernsten Gespräche, welche sich ausschließlich um die Idee drehten, niemals ein kurzer Waffenstillstand, eine Abwechslung, ein Sonnenstrahl! Und niemals sagen, niemals zeigen dürfen, wie mir zu Muthe war ... Wie eine Schande verbarg ich meinen Abfall, so wie etwa ein Priester angstvoll bemüht sein mag, geheim zu halten, daß er abgefallen von dem Glauben, welchen seine Lippen verkünden ... Aber wozu noch viele Worte? Ich ertrug diesen Zustand am Ende nicht mehr. Und da ich eher gestorben wäre, als dies Dressen in's Gesicht zu bekennen, wählte ich den Ausweg aller Feiglinge, die heimliche Flucht ..."

Sie brach plötzlich ab, ging zum Fenster hin, blieb da stehen und blickte hinaus.

„Und er?" fragte Fantow nach einer langen Stille.

„Ich ließ ihm einen Brief zurück", sprach sie, ohne sich umzuwenden, in kurzem, abgerissenem Tone. „Der sagte ihm Alles. Eine Antwort wurde mir nicht zutheil. Ich war wohl von dieser Stunde an todt für ihn."

„Er hat Sie ohne Zweifel sehr geliebt", bemerkte Fantow ernst.

„Ja, ja", sprach sie hastig, angstvoll, „mehr als irgend ein anderer Mann ... und anders, o! so ganz

anders ... Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?" fragte sie plötzlich und wendete sich um. „Fahren Sie mit mir nach Moabit. Ich muß wissen, wie er lebt ... Als ich ihn jüngst wiedersah, nach einem halben Jahre zum ersten Male — Sie waren ja dabei — da erkannte ich, daß er unversöhnlich gegen mich ... und das läßt mir keine Ruhe ... Ich muß diese Rechnung bezahlen, ehe ein's von uns Zweien stirbt! Kommen Sie! Warten wir nicht erst bis morgen. Wer weiß, was von heut' auf morgen geschieht!"

„Ich bin bereit", sagte Fantow. „Aber meinen Sie nicht, daß es besser wäre, Sie gingen allein?"

„Nein! nein!" wehrte sie erblassend ab. „Allein — fürchte ich mich."

„Sie fürchten seine Macht über Sie?"

„Ich weiß nicht, was ich fürchte. Ich fühle mich so furchtbar schuldig! O! fahnenflüchtig gewesen sein, den Kameraden, dem man Treue zugeschworen, treulos verlassen haben, — unter Soldaten steht darauf der Tod ... und ich hab' es gethan, bin fahnenflüchtig und treulos gewesen. .."

Er sagte nichts auf diese Worte. Im Grunde seines Herzens fand er ihre Selbstanklage nicht unberechtigt. Sie hätte sich hüten sollen, eine Hoffnung zu erwecken, ehe sie selber wußte, ob sie auch im Stande sein würde, diese Hoffnung zu erfüllen. „Und was für eine Rolle spiele ich bei alledem!" dachte er, als sie sich schweigend nach der Straße begaben und eine Droschke bestiegen, um sich nach Moabit fahren zu lassen. „Eine ähnliche, wie sie mir auf der Bühne zugetheilt werden; eine be-

langlose Nebenrolle. Ob nun ich diese Rolle spiele oder ein Anderer, — bleibt sich gleich. Es ist seltsam, wie schwer man sich daran gewöhnt, immer seitwärts stehen zu müssen!"

V.

Der Wagen hielt vor einem grauen, kahlen, vierstockhohen Hause. Paula betrat den vollkommen finsteren Flur, Fantow folgte ihr unsicher, in der Dunkelheit über ein paar Stufen stolpernd.

„Wie oft bin ich hier hinaufgestiegen, mit einem Korb voll Aepfel und Körnern über dem Arme!" sagte Paula, während sie sich die gleichfalls finstere Treppe emportasteten. „Manchmal trug ich auch ein Stück Schrotbrod nach Hause, an welchem ich, als einem besonderen und verbotenen Leckerbissen, heimlich naschte . . . und die gute Frau Jürgen, meine Quartierfrau, hielt dann Wacht vor meiner Thüre, um mir Dressen's Kommen rechtzeitig zu melden, damit ich die verbotene Frucht, ehe er sie entdeckt, verschwinden lassen könnte. . ." Sie mußte bei dieser Erinnerung lachen. „Wie Frau Jürgen mich wohl aufnehmen wird?" setzte sie gedankenvoll hinzu. „Die Gute, Brave, die mich so lieb hatte . . . auch *sie* habe ich heimlich verlassen und nicht mehr gesehen — seitdem."

Sie hatten das dritte Stockwerk erreicht. Paula stand vor einer niederen Thüre still und zog — ganz schwach — an der Glocke.

„Wie mir das Herz klopft!“ murmelte sie.

Die Thüre wurde bald geöffnet. Eine einfache Frau aus dem Volke, der man die harte Arbeit und Sorgen und Entbehrungen aller Art vom Gesichte herablesen konnte, empfing sie und wich beim Anblick Paula's einen Schritt weit zurück.

„Unser gnädiges Fräulein!“ rief sie in überraschtem Tone aus. „Na, wer hätte das gedacht!“

„Ja, ich bin's!“ sagte Paula hastig und verlegen. „Ich wollte längst schon einmal kommen, aber ... Wie geht es Ihnen, Frau Jürgen, und Ihrem Manne und den Kindern?“

Sie befanden sich in einer schmalen, luft- und lichtlosen Küche. Im Herde war Feuer angemacht, das einen flackernden Schein über den halb finsteren Raum warf. Ein Topf voll Wassers brodelte auf dem Herde.

„Danke, wir sind gesund!“ sagte Frau Jürgen. Sie hielt einen Säugling auf dem Arme, — ihr viertes Kind. Paula schaute das blutlose, schwache Geschöpfchen voll Erbarmen an. Es war während ihrer Abwesenheit zur Welt gekommen, und sie erinnerte sich noch, wie Frau Jürgen weinte und sich härmte, als ihr die Gewißheit geworden, daß sie neuerdings Mutterfreuden entgegensehe; und nun war er da, der arme Wurm. . .

„Wollen Sie sich nicht nach der guten Stube bemühen?“ fragte die Frau.

„O nein! Wir bleiben lieber in der Küche, nicht wahr? sagte Paula, sich an Fantow wendend. „Dies hier ist mein Freund, Herr Fantow aus Wien, ein Künstler, ein Schauspieler. . .“

„Ah!“ machte die Frau und schaute ihn von der Seite an. „Ein neuer Freund“, setzte sie mit eigenthümlicher Betonung hinzu.

„Ich habe darum die alten nicht vergessen!“ sagte Paula rasch und erröthete.

„Wirklich nicht?“ Frau Jürgen wartete die Antwort auf ihre Frage nicht ab, sondern drehte sich dem Herde zu und sagte zu Jemandem, den Paula und ihr Begleiter in Folge der dürftigen Beleuchtung nicht bemerkt hatten: „Komm' hervor, Anna, zünde die Lampe an und bring' zwei Stühle aus der Stube, damit die Herrschaften sich doch setzen können.“

Jemand im Hintergrunde bewegte sich, verschwand aus der Küche und kehrte bald zurück, mit beiden Händen vorsichtig eine brennende Lampe tragend. Es war ein aufgeschossenes, blasses Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, eine echte kümmerliche Großstadtpflanze, schmächtig und blutleer, mit glanzlosen Haaren und bleichen Lippen. Ihre Augen waren schön, groß, dunkel, der Blick ernst und frühreif.

„Gib doch dem gnädigen Fräulein die Hand,“ sagte Frau Jürgen zu dem Mädchen, als diese die Lampe auf den Küchentisch gestellt hatte. „Sie ist brav,“ sagte sie, sich an Paula wendend, „und hilft mir im Hause, so viel sie kann. Aber gegen Fremde wird sie täglich scheuer. Und das darf nicht sein bei Jemandem, der heute oder morgen in fremdem Hause wird dienen müssen.“

Fantow wollte es nicht scheinen, als ob die blasse Kleine Scheu vor Paula empfände. Der Blick, welchen

das Kind aus dem Volke auf die feine Dame heftete, war ohne Furcht, jedoch sehr kalt. So sieht man Jemanden an, gegen welchen man eine tiefe Abneigung nährt. Auch Paula mochte das fühlen. Zögernd streckte sie dem Mädchen die Hand entgegen und fragte in ungewissem Tone: „Bist Du mir böse, Anna?"

„Nein," sagte diese, Paula's Hand flüchtig berührend. „Ich will nun die Stühle holen."

Sie brachte zwei Stühle aus Holz und stellte sie in der Nähe des Herdes nieder. Paula und Fantow setzten sich. Das Mädchen blieb, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, in ihrer Nähe stehen. Ihre dunklen Augen fixirten dabei den Schauspieler — prüfend und aufmerksam, als vergliche sie ihn im Geiste mit Jemandem . . .

„Was sie nur an mir sieht?" dachte Fantow, dem dieser lange Blick lästig zu werden anfing. „Ich schaue doch, weiß Gott, gewöhnlich genug aus."

„Weshalb stehst Du da und gaffst den Herrn an?" verwies sie ihre Mutter. „Nimm mir lieber das Kleine ab und bring' es zu Bett. Es schläft. Das arme Ding," sagte sie zu Paula, während ihre Tochter das Kind behutsam in die Arme faßte und mit ihm aus der Küche ging, „verursacht uns viel Plage. Oft schreit es die halbe Nacht . . . und das ist hart für Leute, welche am Tage arbeiten sollen."

„Ist es ein Mädchen?" fragte Paula.

„Ja. Es ist mir auch lieber so. Die Mädchen bringt man leichter fort . . . sie machen weniger Sorgen als die Jungen, die oft auf Abwege gerathen. Nun,

unsere zwei Jungen sind brav bis heute. Der ältere ist dem Vater schon recht nützlich. Und der kleinere, Ihr Quälgeist, gnädiges Fräulein, geht jetzt in die Schule und lernt recht fleißig."

„Wo steckt er denn, der kleine Bengel?"

„Unten in der Backstube, beim Vater und beim großen Bruder. Hier ist er mir im Wege. Er ist so lebhaft und weckt mir mit seinem Getöse so oft das Kleine auf. Und so muß er denn hinunter, was ihm übrigens ganz recht ist. Hier, in meiner Nähe, wird er, nach seinem Geschmack, zu viel beaufsichtigt."

Irgendwo in der Nähe ertönten Tritte. Paula, welche den Worten der Frau nur mit halbem Ohr gefolgt war, fuhr leise zusammen. Frau Jürgen blickte sie forschend an.

„Ich schwatze und schwatze" sagte sie dabei, „und vergesse ganz zu fragen, was Sie zu uns geführt hat, gnädiges Fräulein. Wünschen Sie vielleicht etwas von mir?"

„N — nein," sagte Paula stockend. „Ich wollte Sie nur wieder einmal sehen und hören, wie es Ihnen Allen geht . . . Aber Sie sind so verändert gegen mich, Frau Jürgen, so fremd und förmlich, als ob wir niemals unter einem Dache gelebt hätten. Habe ich Ihnen etwas zu Leide gethan?"

„Mir? Behüte!" versetzte Frau Jürgen ziemlich kalt.

Diesen Worten folgte eine kurze Stille. Die beiden Frauen blickten einander an — wohl eine Minute lang.

„Warum sind Sie von uns gegangen?" fragte Frau Jürgen plötzlich und legte die abgearbeitete Rechte

auf Paula's Schulter. „Wir trugen Sie auf Händen. Was wir Ihnen an den Augen absehen konnten, wurde gethan. Sie waren uns so lieb, ich war so glücklich, daß Sie, die gute, kluge, feine Dame, sich so viel mit meinen Kindern abgaben, daß diese im Umgang mit Ihnen so Manches erlernen und Anderes, Schlimmes verlernen konnten. Und plötzlich verließen Sie uns, als ob Jemand Sie gekränkt hätte. Das war nicht schön von Ihnen, Fräulein Paula. Verzeihen Sie mir dieses Wort."

„Sie wissen ganz gut, daß ich mich von der ersten bis zur letzten Stunde in Ihrem Hause wohl und heimisch fühlte", sprach Paula. Ihre Lippen zuckten. „Nimmermehr wäre ich fortgezogen, wenn . . ."

Die Frau winkte mit der Hand. „Ich weiß, ich weiß. Der Herr Doctor war es, der Sie forttrieb."

„Der Herr Doctor?" wiederholte Fantow halblaut, in verwundertem Tone.

„Nun ja, so nennen wir ihn", entgegnete Frau Jürgen mit einer gewissen zurechtweisenden Schärfe. „Wenn er auch kein Examen gemacht hat, versteht er von der Heilkunde doch ebenso viel und mehr als die Herren Aerzte, die von Rechtswegen den Doctortitel tragen. Und außerdem ertheilt er uns armen Leuten seine Rathschläge ohne irgend ein Entgelt und mit der größten Freundlichkeit und Geduld, was man nicht allen Aerzten nachrühmen kann."

Fantow schwieg. Er fühlte, daß diese Frau sofort, als er ihre Schwelle überschritt, eine tiefe Abneigung gegen ihn gefaßt hatte. Vermuthete sie in ihm Dressen's

Nachfolger und bevorzugten Nebenbuhler? „Wie sehr sie sich irrt!“ dachte er nicht ohne Bitterkeit.

„Ja, der Herr Doctor trägt die Schuld daran, daß wir Sie verloren“, fuhr Frau Jürgen, sich wieder Paula zuwendend, fort. „Sie selber sagten es mir. Aber das hätten Sie ihm nicht anthun sollen. Sie hätten Geduld mit ihm haben sollen. Er ist ein kranker Mann.“

„So fürchte ich“, sprach Paula erregt. „Und eben darum — ich will es bekennen — kam ich heute hierher. Ich muß hören, was ihm fehlt . . . Seit wann ist er krank?“

Frau Jürgen schüttelt den Kopf. „So war es nicht gemeint. Da ist er krank“ — sie schlug sich mit der Hand auf das Herz. „Sein Herz ist krank. Und das wissen die Menschen. So wie sie herausbekommen haben, daß einer einen wunden Fleck hat auf der Brust, rühren sie daran und trampeln mit den Füßen darauf herum. Es gewährt ihnen eine boshafte Freude, einem ohnehin kranken Menschen noch weher zu thun. Sehen Sie seine Freunde an! Sind das Freunde? Alle lassen ihn im Stich, und wenn noch ab und zu einer zu ihm kommt, dann geschieht es, um sich über ihn lustig zu machen, ihn zu verhöhnen. Seine Eltern und Geschwister haben sich abgewendet von ihm und ihm die Thüre verschlossen. Er soll sich ändern und wieder so werden, wie er war und wir sind, sagen sie. Als ob er das könnte! Als ob nicht jeder Mensch so sein müßte, wie seine Natur es verlangt! Wenn er nach dem Markte geht, um sein bischen Obst einzukaufen, stoßen die Hökerweiber einander in die Seiten und sagen: ‚Da kommt unser Herr

Jesus Christus'. Um ihn zu höhnen, sagen sie das. Sogar mein Mann, der sonst kein böses Herz hat, ist ihm gram, — weil Herr Dressen anders ist, als andere Menschen. Es ist wahr, daß er allen unseren Lehrjungen — einem nach dem anderen — die Köpfe verdrehte. Die Jungen waren ganz närrisch, wollten nichts Anderes thun, als Herrn Dressen's vegetarische Schriften lesen, bei offenen Fenstern schlafen, genau so leben, wie er lebt. — Vorträge hielten die Jungen einander und ihresgleichen von der einzig gesunden Lebensweise, von der Vereinfachung der Sitten, vom wahren Christenthum und vergaßen über all' dem Schwatzen ihre Arbeit. Das verdroß meinen Mann, und er bat den Herrn Doctor, er möchte die Jungen in Ruhe lassen oder sich anderswo ein Quartier suchen. Aber das war unrecht von meinem Manne, — ihm das zu sagen. Wohin sollte der arme Mensch gehen, weltfremd und scheu, wie er es mit der Zeit geworden ist? Ich verwies denn meinem Manne solche Reden und auch Anna legte sich ins Mittel und bat und bettelte beim Vater so lang, bis sie sein Versprechen hatte, daß von einer Ausquartierung des Doctors kein zweites Mal die Rede sein würde. Wir also, meine Tochter und ich, werden ihn niemals von uns stoßen, wie Andere gethan haben. Und wenn wir auch nur einfache Menschen sind, so sind wir doch immer besser als nichts . . . und außer uns zweien hat Herr Dressen keine wahren Freunde."

Sie schwieg, trat zum Herde hin und machte sich mit dem Feuer zu schaffen. Paula saß nach vorne ge-

beugt. Ihre Hände ruhten gefaltet im Schoße. Starren Blickes schaute sie in die jäh aufflackernde Glut — lange, lange.

„Was kann ich für ihn thun?“ fragte sie endlich mit kaum hörbarer Stimme.

„Jetzt?“ entgegnete Frau Jürgen, ohne sich umzuwenden. „Ich fürchte, daß Sie zu lang gezögert haben. Heute ist er mit dem Kummer um Ihren Verlust fertig geworden. Reißen Sie die kaum vernarbte Wunde nicht wieder auf.“

„Hat er sich oft über mich beklagt?“ fragte Paula tonlos.

„O nein, niemals. Aber in mancher Nacht hörte ich ihn stundenlang auf und abgehen — von einem Ende seiner Kammer bis zum anderen, hin und her, her und hin, so unermüdlich wie ein armes Thier, das einen Ausweg sucht aus seinem Käfig. Und am Tage saß er wieder stundenlang auf einem Flecke, las nichts, sprach nichts, stierte in Einem fort vor sich hin. Da dachte er wohl an Sie, — das merkte man ihm an. Aber beklagt hat er sich kein einziges Mal. Nur als er so schwer krank darnieder lag . . .“

„Wann war das?“ fiel Paula hastig ein.

„Im Februar. Er litt an einer sehr heftigen Lungenentzündung. Und da, im Fieber, meine ich, sagte er wohl manches Wort, das verrieth, bei wem seine Gedanken weilten. Doch als das Fieber wieder geschwunden war, wurde er auf's Neue still.“

„Was sprach er im Fieber? Klagte er mich an?“

„Es waren meist unzusammenhängende Worte. Wiederholt rief er aus: Fort, wirklich fort! Dann sagte er wieder: Vergessen können! Und in welch' schmerzlichem, verzagtem Tone er das sagte! Ein ander Mal blickte er mir starr ins Gesicht und nannte mich Paula."

Sie schaute sich um. Ihre blasse Tochter war geräuschlos in die Küche geglitten und trat nun mit raschem Schritte knapp an die Mutter heran.

„Wozu erzählst Du ihr alles das, Mutter?" raunte sie dieser zu. „Glaubst Du, daß es dem Doctor lieb wäre, wüßte er darum?"

Paula's scharfem Ohre waren diese Worte nicht entgangen. Sie schaute das Mädchen, und das Mädchen schaute sie an, und sie — verstanden einander. Sie waren Rivalinnen; die eine die geliebte und treulose, die andere die treue und ungeliebte. ‚Dieses Kind liebt ihn!' Einer plötzlichen Erleuchtung gleich blitzte in Paula diese Erkenntniß auf. „Und darum haßt sie mich . . ."

Sie stand auf.

„Ist Dressen zu Hause?" fragte sie.

Frau Jürgen blickte ihre Tochter an.

„Nein," sagte diese.

„Wird er bald kommen?"

„Das weiß ich nicht," versetzte das Mädchen finster.

„Gleichviel, am Ende. Ich möchte seine Stube wiedersehen. Ist sie verschlossen?"

Anna blieb stumm.

„Antworte doch!" sagte ihre Mutter. „Der Herr Doctor versperrt immer nur die Thüre, welche nach dem Treppenflur geht. Die zweite, diejenige, welche in unsere

gute Stube führt, läßt er gewöhnlich offen. Durch diese Thüre können Sie in sein Zimmer gelangen, wenn Sie es betreten wollen.“

„Und meine Stube? Was ist mit der geschehen? Wird sie von Jemandem bewohnt?“

„Ihre Stube haben wir an ein altes Fräulein vermiethet, das von den Zinsen eines winzigen Capitals recht armselig lebt. Das Zimmer sieht nun ganz anders aus, als da Sie es bewohnten. Die alte Dame hat ihren unzähligen und recht unnützen Kram darinnen aufgestapelt und fast alle unsere Möbel hinaustragen lassen. Sie würden den Raum nicht wieder erkennen.“

„Dann mag ich mein Stübchen auch nicht wiedersehen ... wohl aber seine — Dressen's Kammer. Die ist ohne Zweifel genau so, wie sie war?“

„Auf ein Haar so. Trage den Herrschaften die Lampe voran, Anna. Der Herr ist hier fremd. Er würde sich im Dunklen nicht zurechtfinden.“

Widerwillig ergriff das junge Mädchen die Lampe und schritt voran. Paula und Fantow folgten ihr. Als sie von der Küche in die erste Stube gelangt waren, wies Paula nach einer Thüre linker Hand.

„Diese Thüre führt in weiland meine Kammer“, sagte sie. „Da drinnen hauste ich — Dressen am anderen Ende der kleinen Wohnung. Wie oft lauschte ich ängstlich, ob nicht sein Tritt vernehmbar würde, um bei Zeiten irgend etwas zu verstecken, was er nicht sehen durfte; ein Buch, von welchem er wünschte, ich möchte es nicht lesen oder Naschwerk, das ich heimlich verzehrte. . . Wie wahr ist das Wort der heiligen Schrift, daß, wer im

Kleinen treulos ist, dies auch im Großen sein wird. Auch ich fing mit dem Kleinen an und hörte mit dem Großen auf."

Anna's blasses, frühreifes Gesicht, auf welches der Schein der Lampe fiel, drückte kalte Geringschätzung aus.

„Wollen wir nicht weitergehen?" sagte sie über die Schulter weg zu Paula.

Diese nickte stumm. Sie durchschritten noch eine Stube — die sogenannte ‚gute' Stube, in welcher das bessere Hausgeräthe und der dürftige Zierrath, den die Familie besaß, untergebracht war; dann öffnete das vorangehende Mädchen eine Thüre und blieb an der Schwelle stehen, um Paula und Fantow den Vortritt zu lassen; Dressen's Kammer hatte sich vor ihnen aufgethan.

„Brauchen Sie noch etwas oder kann ich gehen?" fragte Anna.

„Wir brauchen nichts!" sagte Paula.

Anna stellte die Lampe auf den Tisch und entfernte sich schnell. Gedankenvoll schaute Paula ihr nach.

„Vor einem halben Jahre war sie noch ein Kind", sprach sie vor sich hin. „Und heute ist sie ein Weib, das fühlt und denkt und leidet. Daß es doch über Alle kommen muß! Und schon so frühe kommen muß!"

Sie seufzte, ging langsam in der Stube hin und her und blieb an mancher Stelle sinnend stehen.

„Wie es mich packt!" murmelte sie. „Alles ganz so, wie ich es verlassen, als ich vor meiner Flucht mich zum letzten Male hier einschlich und von meinem seltsamen Leben und ihm stillen Abschied nahm. . ."

Sie legte die Hände auf ein Bücherregal und die Stirn an die Hände und verharrte in dieser Stellung.

Fantow ließ die Augen in dem Raume umherschweifen. Die Kammer war lang und schmal und hatte ein einziges Fenster, das offen stand und nach dem Hofe sah. Teppiche, Gardinen und Spiegel fehlten. An die Längenseite war eine Bank aus Holz angerückt, deren Form einige Aehnlichkeit mit einem Sopha aufwies; sie besaß eine Rücken- und niedrige, abgestumpfte Armlehnen. Auf dieser Bank, welche ungefähr so breit und lang wie ein schmales Bett war, lagen, sorgfältig gefaltet, zwei rauhe Decken. Vor der Bank standen ein Tisch und um diesen herum vier Stühle aus Holz. Außer diesen Gegenständen, einer Commode, die gleichzeitig als Waschtisch verwendet wurde, ein paar an den Wänden befestigten Kleiderhaken und einem Brette, auf welchem Lampe, Leuchter, Gläser und einige Teller standen, und endlich dem schon erwähnten Bücherregal, befand sich kein Möbelstück in dem Zimmer. An den Wänden hingen Stahlstiche in einfachen Rahmen aus schwarzem Holze, welche insgesammt Scenen aus dem Leben Jesu vorstellten und ein Christuskreuz. Auf dem Tische lagen Zeitungen, Broschüren, Bücher, Papier, stand ein Schreibzeug und ein Wasserglas mit einem Sträußchen junger Veilchen.

„Wo schläft er denn?“ fragte Fantow, der sich vergeblich nach einem Bette umgesehen hatte.

„Hier!“ antwortete Paula, auf die Bank weisend. „Die eine der Decken dient ihm als Unterlage, die zweite breitet er über sich, und als Kopfkissen benutzt er die harte Armlehne. Das ist kein weichliches Lager, nicht wahr, nein?!“

„Auf diesem Schragen also!" murmelte Fantow kopfschüttelnd. „Der sonderbare Mensch!"

Er heftete die Augen auf die Stahlstiche an den Wänden. Es waren Wiedergaben berühmter Gemälde; den Mittelpunkt eines jeden bildete die Gestalt des Nazareners: Christus vom Satan versucht, Christus und die Ehebrecherin, Christus im Hause Simon's, zu seinen Füßen Maria Magdalena, Christus mit Martha und Maria, Christus die Kleinen segnend, und endlich Christus mit dem Kreuz auf den Schultern, den weinenden Frauen begegnend. In der Mitte der Längenwand, oberhalb der Bank, hing, die sich um dasselbe gruppirenden Bilder beherrschend und überragend, das Kreuz, daran die Leidensgestalt desjenigen, der starb, um die Welt zu erlösen. Das Haupt zur Brust herabgeneigt, die verdürstenden Lippen halb geöffnet, die Augen voll Liebe geschlossen, — es war vollbracht.

„Er scheint gläubig zu sein oder doch Christum innig zu verehren", bemerkte Fantow.

„Er liebt ihn über Alles," versetzte Paula. „Und wie sollte er auch nicht? Ein so reines, hingebungsvolles Kindergemüth kann nicht anders, als Christum über Alles lieben. Dressen stammt vom Rhein, aus Köln. Seine Familie ist streng katholisch."

„Ich dachte mir, daß er Katholik sein müsse," sagte Fantow. „Seine ganze Denk- und Lebensweise ist derjenigen christkatholischer Asketen nah verwandt. Nur scheint mir, daß er noch weiter gehe, als diese."

„In mancher Beziehung, vielleicht; in anderer wieder" . . .

Sie schwieg plötzlich und streckte, angestrengt horchend, das Haupt vor. Draußen, auf der Treppe wurden Tritte vernehmbar; schwere, langsame Tritte. Und jeder Tritt war von dem dumpfen Klange eines die Stufen berührenden Stockes begleitet.

„Er ist's!“ flüsterte Paula. „Dressen kommt.“

„Soll ich mich nicht entfernen?“ fragte Fantow einigermaßen beunruhigt. „Welches Recht habe ich, mich in die Wohnung eines mir wildfremden Mannes einzudrängen?“

„Bleiben Sie nur“, sagte Paula. „Dressen legt auf gesellschaftliche Formen keinen Werth. Uebrigens sind Sie mein Freund, haben mich als solcher und auf meinen Wunsch hierher begleitet . . . Seien Sie denn ganz ohne Sorge. Ihr Hiersein setzt Sie nicht der geringsten Unannehmlichkeit aus.“

„Wie Sie meinen“, erwiderte Fantow, nur halb überzeugt. „Ich bleibe denn — auf Ihre Verantwortung.“

Sie sagte nichts weiter. Sie blickte unverwandt nach der Thüre. Die Schritte näherten sich, verstummten. Im Schloß knarrte ein Schlüssel. Die Thüre ging auf, und Dressen's hagere Gestalt in ihrem abgenutzten grauen Mantel und mit dem derben Knotenstock in den Händen überschritt langsam die Schwelle.

VI.

Seine Augen fielen zuerst auf Paula, die mit dem Rücken an dem Bücherregal lehnte; dann an Fantow, welcher sich ziemlich unsicher verneigte und

irgend etwas murmelte . . . Dressen jedoch beachtete das nicht und gab auch den Gruß nicht zurück; ja, in seinem Gesichte malte sich nicht einmal eine leise Verwunderung darüber, daß er in seinem vereinsamten Wohnraume zwei Fremde vorfand. Schweigend hängte er Hut und Mantel an einen der Kleiderhaken und stellte seinen Stock in eine Ecke. Darauf trat er an den Tisch heran, stützte sich mit beiden Händen auf diesen und betrachtete Paula, die, einer Gerichteten gleich, gebeugten Hauptes dastand, mit langsamem Kopfnicken.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden“, sagte er ruhig. „Ich habe Sie täglich erwartet.“

„Wie konnten Sie . . . woher“ . . . stammelte Paula.

„Wie ich das wissen oder errathen konnte, meinen Sie?“ erwiederte er. „Ich habe es gefühlt. Als ich Ihnen vor Kurzem im sogenannten vegetarischen Speisehause begegnete, sah ich voraus, daß Sie nicht anders können würden, als zu mir zu kommen. Meine Vorahnungen treffen immer zu. Setzen Sie sich doch! Oder wollen Sie gleich wieder fort?“

„O nein!“ sagte sie mit einem ungewissen Blicke auf Fantow, welcher, um sich bemerkbar zu machen, einen Schritt näher getreten war. Dressen folgte der Richtung ihrer Augen und schaute nun auch seinerseits den Schauspieler an.

„Sie haben Jemanden mitgebracht“, sagte er in demselben gleichförmigen Tone wie vorhin, „und den Herrn drängt es, mir in der üblichen Art und Weise vorgestellt zu werden. Thu'n Sie die leidige Sache ab, — damit sie vorüber sei und er sich behaglich fühle.“

Paula nannte Namen und Stand ihres Begleiters. „Mein Freund“, setzte sie ein wenig zögernd hinzu.

„Schön“, sagte Dressen und streifte das Gesicht des Andern mit einem neuen Blicke: „Was bist Du ihr? Was bedeutest Du in ihrem Leben? Nichts!“ Fantow hatte die Empfindung, als drückte Dressen's Blick diese Fragen und diese Antwort, die er sich selber darauf gab, aus . . . und — er ärgerte sich im Stillen. Wahrscheinlich, weil Dressen, wenn er also gedacht, Recht gehabt und Fantow's Verhältniß zu Paula mit treffsicherer Richtigkeit gekennzeichnet hätte.

„Mein Name ist Ihnen natürlich schon bekannt“, sprach Dressen, sich an den Schauspieler wendend, weiter, „und vermuthlich wissen Sie auch, was ich meines Zeichens bin: ein ewiger Student, ein Mediciner, der an die Medicin nicht glaubt. Und nun setzen Sie sich. Wenn Sie hungrig und durstig sind, kann ich Ihnen Kirschen anbieten.“ Er kramte in der weiten Tasche seines Mantels und zog ein Säckchen aus Papier hervor. „Mein Abendbrot“, sagte er, des Säckchens Inhalt auf einen Teller schüttend. „Kirschen. Es sind deren genug für uns Alle. Nehmen Sie davon, wenn Sie wollen.“

Er setzte den Teller mit den Kirschen auf den Tisch.

„Ich will Sie nicht berauben, da dieses Obst, wie Sie sagten, Ihr Abendbrot vorstellt“, erwiderte Fantow, der am Tische platzgenommen hatte.

„Berauben!“ wiederholte Dressen. „Lassen Sie doch solche Redensarten. Wenn ich Ihnen von dem Wenigen, was ich habe, nicht gern gäbe, würde ich's Ihnen nicht

angeboten haben. Sie wollen ebenfalls nicht von meinen Kirschen versuchen?" sagte er zu Paula und stellte einen zweiten Teller vor sie hin.

Sie setzte sich auf die harte Bank und fing an von den Früchten zu essen.

„Nicht wahr, eine herrliche Gabe Gottes?" fragte Dressen, der ihrem Zulangen mit Befriedigung folgte. „Sie sind für mich die Boten einer schönen und glücklichen Zeit, als die Erstlinge der holden Früchte, welche uns, der Reihe nach, Frühling, Sommer und Herbst bescheeren. Wie wohl thut es, wenn nach dem langen, starren Winter auf dem Markte die ersten Kirschen feilgeboten werden! Dieser Tag ist alljährlich ein Festtag für mich."

Er sprach ruhig, gleichmäßig und sehr ernsthaft. Auch nicht der Schimmer eines Lächelns trat dabei auf seine Lippen. Fantow sah ihn halb neugierig, halb mitleidig an, diesen in seinen Augen so armen Mann, für welchen das Erscheinen der ersten Kirschen ein Ereigniß bildete. Er dachte an die Photographien, die Paula ihm gezeigt hatte, und verglich sie im Geiste mit dem, der Dressen heute war. Es waren dieselben Züge, dasselbe lange blonde Haar, dieselbe große, schlanke Gestalt. Und doch wie verändert! Wie verhärmt und abgemagert das Gesicht, welche Schärfe in den einst so weichen Linien, wie glanzlos das spärlich gewordene lange, verwilderte Haar. Und dazu dieses Bettlerkleid. Die Stimme klang heiser. Am traurigsten jedoch und am befremdendsten an der ganzen bejammernswerthen Erscheinung wirkte beinahe, daß Dressen niemals lächelte. „Man lächelt

doch so leicht", dachte Fantow, „wenn man Jemanden begrüßt oder ihm etwas sagt oder ihm zuhört: fast immer lächeln wir dabei — meistens ohne es zu wissen. Es ist uns angeboren. Und er — scheint es verlernt zu haben."

„Mir ist soeben etwas Merkwürdiges begegnet", nahm Dressen nach einer kurzen Stille wieder das Wort. Es fiel Fantow auf, daß Dressen, gleich allen vereinsamt lebenden Menschen, deren Interessen sich in einem sehr engen Kreise bewegen und sich fast ausschließlich auf die eigene Person beschränken, immer von sich sprach. „Er fragt nicht einmal, weshalb Paula zu ihm gekommen und ob sie ihm nicht etwas zu sagen habe", dachte er bei sich. „Ich ging Unter den Linden spazieren", fuhr Dressen fort, „und setzte mich, da ich mich ermüdet fühlte, auf eine Bank, um auszuruhen. Seit meiner Krankheit ermüde ich sehr leicht. Nun, als ich so dasaß und die Vorübergehenden anschaute, trat aus einem Restaurant ein elegant gekleideter junger Mann. Ohne Zweifel hatte er da sein Diner eingenommen und wollte sich ein wenig Bewegung machen. Sein Weg führte ihn an meiner Bank vorbei. Er sah mich an, ich ihn. Er ging an mir vorüber, wendete sich nach mir um, stand still, machte zögernd ein paar Schritte vorwärts und kehrte plötzlich zu mir zurück. „Darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten?" redete er mich an — recht leise, damit Niemand außer mir seine Worte hören sollte. „Gebieten Sie über mich. Ich bin vermögend, habe einflußreiche Freunde, — was kann ich für Sie thun?" Und während er so sprach, hatte er seine Brieftasche hervorgeholt . . ."

„O nicht doch!“ unterbrach ihn Paula auffahrend.

„Wie so — nicht doch?“ entgegnete Dressen streng. „Was ich sage, ist wahr. Ich pflege nicht zu lügen.“

„Das weiß ich . . . Ich meinte auch nur, daß Sie den Fremden nicht verstanden haben werden.“

„Ihn nicht verstehen, wenn er mir seine Brieftasche zeigte! Was für ein Mißverständnis wäre da möglich gewesen? Uebrigens nahm ich ihm seinen Irrthum keineswegs übel, sondern begnügte mich, ihm mit aller Gelassenheit zu sagen: ‚Ich danke Ihnen, mein lieber Herr. Ich habe was ich brauche, und mehr als ich brauche. Ja, ich bin ohne Zweifel von uns zweien der verhältnißmäßig reichere Mann, weil ich bedürfnißlos bin‘. Auf diese meine Worte wurde er verlegen und wollte sich entschuldigen. ‚Dessen bedarf es nicht‘, sagte ich, ‚Sie meinten es gut, und eine gute Meinung trägt in sich selbst ihre Entschuldigung‘. Darauf drückte er mir die Hand und ging seiner Wege.“

„Warum setzen Sie sich solchen Abenteuern aus?“ rief Paula in erregtem Tone. „Warum kleiden Sie sich in einer Weise, daß man Sie für einen Bettler halten muß? Warum, um Gotteswillen, thun Sie das?“

„Weil es mir so gefällt“, erwiderte er mit seiner eigensinnigen Ruhe, „und weil es mir gleichgiltig ist, ob mich die Welt für einen König oder einen Bettler ansieht. Ich bin an diese meine Kleider gewöhnt. Jede Veränderung regt mich auf. Seit Jahr und Tag habe ich mir das Haar nicht schneiden lassen. Darum ist es so lang geworden. Es mag noch länger werden, — eine Scheere wird es nimmermehr berühren. Mir ist jede

Neuerung verhaßt. Da ich, nebenbei bemerkt, immer allein ausgehe, habe ich Niemandem gegenüber äußerliche Rücksichten zu beobachten. Daß ich mich so, wie ich aussehe, nicht an der Seite einer eleganten jungen Dame, wie Sie es sind, auf der Straße zeigen dürfte, das weiß ich so gut wie Sie. Sie und Ihresgleichen würden sich meiner schämen. Aber, wie schon gesagt, dieser peinlichen Verlegenheit setze ich Niemanden aus, indem ich auf der Straße stets allein bin."

„Wie können Sie sagen, ich würde mich Ihrer schämen?" rief Paula. Ihre Stimme bebte. „Was bringt Sie auf diesen abscheulichen Gedanken? Kommen Sie mit mir! Gehen wir zusammen nach den Linden, dem Thiergarten, wohin Sie wollen, — an irgend einen Ort, wo die elegante Welt sich zu versammeln pflegt: ich will Ihnen beweisen, wie bitter Unrecht Sie mir gethan haben."

Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Ereifern Sie sich nicht allzu sehr. Dieser Uebereifer ist beinahe verdächtig. Und was Ihren Muth und Ihre Gleichgiltigkeit gegen das, was die Menschen sagen, anbelangt, so haben Sie mir davon schon Proben genug gegeben; ich könnte wissen, was ich von alledem zu halten habe." Er schaute sie finster an. „War Ihre heimliche Flucht ein Beweis von Muth? Warum bekannten Sie mir nicht ehrlich und offen, daß Sie die Kraft nicht hätten, *einen* Weg mit mir zu gehen? Das wäre redlicher und muthvoller gewesen. Und warum flohen Sie von mir? Doch nur deshalb, weil Ihnen die Welt lieber war als ich und die Idee, für welche ich, Schulter

an Schulter mit Ihnen, kämpfen wollte. Ich sagte Ihnen schon neulich, daß unsere Wege für immer von einander geschieden seien. Gehen Sie denn rechts und lassen Sie mich links gehen."

Fantow rückte unruhig mit seinem Stuhle. „Wenn jemals ein Mensch die Rolle eines überflüßigen Dritten gespielt hat, so bin ich dieser Mensch", dachte er. Seine Augen schweiften nach der Thüre. Wenn er sich nur unbemerkt davonmachen könnte!

„Sie wollen fort?" sagte Dressen zu ihm, dem Fantow's sichtbares Unbehagen nicht entging.

„Ich will unten auf der Straße auf Sie warten," sagte dieser zu Paula und erhob sich.

„Nein! nein!" rief Paula und winkte ihm mit der Hand zu bleiben. „Sie müssen mir helfen, mich zu vertheidigen. Sehen Sie ihn an!" Ihre erhobene Rechte streckte sich nach Dressen hin. „Sehen Sie, was er aus sich gemacht hat! Und ich hätte werden sollen, was er ist? War es feige, war es schlecht, daß ich umkehrte? Sprechen Sie! Hätte ich an seiner Seite ausharren, an seiner Seite verderben sollen, wie er verdarb? Sagen Sie unumwunden, was Sie denken! Was hätte ich thun sollen? Bei ihm bleiben oder fliehen?"

„In der That," sagte Fantow, also aufgefordert, eine Ansicht zu äußern, „spricht Ihr Aussehen nicht zu Gunsten der Ideen, welche Sie verfechten, mein Herr. Und wenn Ihre Lebensweise schon im Stande war, die Gesundheit eines kräftigen jungen Mannes zu untergraben, um wie viel eher hätte eine zarte Frau ihr erliegen müssen!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich gesund und kräftig war?“ entgegnete Dressen. „Bis zu meinem einundzwanzigsten Jahre führte ich dasselbe gesundheitsmörderische Leben, wie es andere junge Leute thun. Von meinen Eltern und Großeltern, die auch nicht besser lebten, habe ich tausend Krankheitsanlagen und einen im Voraus zerstörten Körper überkommen. Alle diese ererbten schlechten Stoffe, die man mit auf die Welt bringt, entfernt man nicht über Nacht aus dem Leibe. Endlich habe ich, wie Sie vielleicht wissen, vor wenigen Monaten eine Todeskrankheit durchgemacht. Jedermann, der so lebt wie, zum Beispiel, Sie, wäre einer so heftigen Lungenentzündung unfehlbar erlegen. Ich nicht! Ich kam mit dem Leben davon.“

„Weil Sie viel zu entkräftet sind, um der Gefahr einer wirklich tödtlichen acuten Krankheit ausgesetzt zu sein,“ erwiderte Fantow. „Die Entzündung hat Sie nicht getödtet; sie hat sich einfach nach innen geschlagen und ist, aus einem acuten, zu einem latenten, chronischen Uebel geworden. Sie sind krank! Täuschen Sie sich hierüber nicht. Ihr Gang ist kraftlos, ein kurzer Spaziergang ermüdet Sie, Sie sahen zum Tode erschöpft aus, als Sie das Zimmer betraten, und hören Sie nur, wie Ihre Stimme klingt! Heiser und erloschen, wie die eines Schwindsüchtigen. Geben Sie also den Wahn auf, daß Sie gesund und Ihre Lebensweise anzuempfehlen sei. Sie sind, ich wiederhole es, ein kranker Mann, und Ihre Lebensweise trägt nur dazu bei, Sie noch kränker zu machen.“

Paula hatte die Arme auf den Tisch gestellt. Ihr Kinn ruhte auf ihren gefalteten Händen. Während Fantow

sprach, schaute sie ihrem fahlen, hageren, finster blickenden Gegenüber unverrückt in's Gesicht, als wollte sie in seinen Zügen lesen, ob und was für einen Eindruck des Anderen Worte auf Dressen hervorbrächten. Ihr süßes, blasses Gesicht, die weitgeöffneten, feuchtschimmernden Augen mit dem angstvollen Blick, die zarten, leise zuckenden Finger, das ganze Wesen des jungen Weibes verriethen, wie erschüttert sie war und wie sehr das Schicksal des Freundes sie quälte. Und in ihrer theilnahmsvollen Hingebung, ihrem zärtlichem Weh, ihrer so sichtbaren Herzensangst, wie war sie schön und rührend anzusehen! Ein echtes Weib. Fantow, der, als er jetzt schwieg, nach ihr hinschaute, wandte schnell die Augen von ihr ab. Dressen hingegen, welcher zu Boden gesehen hatte, erhob nun den Blick und heftete ihn auf den Schauspieler.

„Sie halten mich für einen kranken Mann," sagte er mit derselben unerschütterlichen Ruhe, die ihm eigen, und welche, das fühlte man, durch Nichts und Niemanden in's Wanken gebracht werden konnte. „Mag sein, daß ich es bin. Was aber folgt daraus? Nichts weiter, als daß ich von Geburt an bestimmt war, eines frühen Todes zu sterben; oder auch — und das dünkt mich das Richtige zu sein — daß ich zu spät vernünftig zu leben anhob."

„Gestatten Sie mir noch einen Einwurf," versetzte Fantow. „Wenn diese Ihre vernünftige Lebensweise Ihnen nicht mehr zu helfen vermag, — warum sie dann nicht aufgeben? So wie Sie leben, heißt, sich um alle Freuden des Daseins bringen. Also wozu sich opfern, wenn das Opfer zwecklos ist?"

„Ja, wozu?“ sprach Paula leise nach. Dressen schaute nicht auf. „Julian!“ flüsterte sie in dem vollen Ton der Liebe. „Wozu?“

Er zuckte zusammen und wendete den Blick auf sie. Betroffen, verwirrt von ihrer Schönheit, starrte er sie an; in seine hageren Wangen stieg eine dunkle Röthe. Er wollte sie nicht schauen, diese Schönheit; er wollte nicht verstrickt werden in ihren Zauber. Unwillig über sich selbst, beschattete er die Augen mit der Hand. Aber der Zauber, den die holde Erscheinung ausübte, war übermächtig. Dressen's Hand fiel kraftlos herab, seine Augen blickten das junge Weib an — traurig und sehnsuchtsvoll.

Sie schwebte ihm vor, die unselige Stunde, wo er an einem grauen Novemberabende nach Hause gekommen war und auf dem Tisch einen Brief gefunden hatte, in welchem Paula ihm sagte, daß sie von ihm gegangen. Er dachte daran, wie er den Brief gelesen und wieder gelesen hatte, bis er ihn endlich verstanden, bis es ihm zu furchtbarer Gewißheit geworden, daß er das Weib verloren für jetzt und alle Zeit. Mit dem Briefe in der Hand war er am Fenster gesessen, stundenlang, regungslos, wie Einer, dem sein Verdammungsurtheil verkündet worden; hatte hinaufgeschaut zum sternenlosen, fahlen Winterhimmel; war die ganze lange, kalte Novembernacht dagesessen, am offenen Fenster, ohne sich zu rühren, und hatte versucht, das Unerträgliche zu fassen, sich abzufinden mit dem Unerträglichen. . . Erst, als es Morgen geworden war, hatte er es ganz begriffen, und da hatte er auch weinen können. Er hatte auf den Brief geweint;

und als er ihn später hatte auf's Neue lesen wollen, da waren die Buchstaben verwischt von seinen Thränen und unleserlich geworden . . . als ob Gottes Hand die Zeilen ausgelöscht hätte, damit er sie nimmer wieder lesen könnte und sie vergessen sollte. — Wußte sie, was sie ihm angethan, da sie von ihm ging? Und wenn sie es wußte und ihn dennoch verließ, — warum war sie dann wieder gekommen? In ihrer Frauenschönheit, ihrem Liebreiz, mit ihrer süßen, einschmeichelnden Frauenstimme, die er, wenn sie eine Bitte aussprach, niemals hatte hören können, ohne daß sein Herz wärmer schlug; mit ihren seelenvollen grauen Augen, von denen er geträumt und nach deren Trostesblick er geweint und sich tausendmal gesehnt, seit sie von ihm gegangen und ihn allein gelassen, — warum war sie wieder gekommen? Warum nannte sie ihn Julian, wie in alter Zeit? So süß, wie sie, sprach Keines seinen Namen aus; und verhaßt war ihm, wenn Andere ihn so nannten, wie einstens sie gethan. Von ihren Lippen klang es anders, ganz, ganz anders. O! sie hätte nicht kommen, ihn nicht noch einmal empfinden lassen sollen, was Alles er an ihr und mit ihr verloren.

Während er also sann und dachte, hielt er die Augen unverwandt auf sie gerichtet. Unter seinem langen, vorwurfsschweren Blicke wurde sie unruhig und immer unruhiger.

„Warum antworten Sie mir nicht?" fragte sie am Ende in raschem, scheuem Tone.

„Was soll ich Ihnen antworten?" entgegnete er, ohne sie aus den Augen zu lassen. „Sie, Sie fragen

mich, warum und wozu ich noch so lebe. Daraus erkenne ich, wie wenig, ja, daß Sie mich niemals verstanden haben."

„Aber Du tödtest Dich dabei!" rief sie verzweifelnd aus. Schier unwillkürlich war das vertraute Du-Wort über ihre Lippen gekommen. Sie schien selber nicht zu wissen, daß sie ihn Du genannt. Fantow erblaßte . . . Wie ihm, dem Brackenburg, der überflüssigen Nebenperson in diesem Drama, zu Muthe war, wer fragte, wer bekümmerte sich darum?! Die Beiden hatten wahrscheinlich ganz vergessen, daß eine solche überflüssige Nebenperson überhaupt zugegen. . .

Zu seiner unangenehmen Ueberraschung (denn am liebsten wäre ihm gewesen, man hätte ihn ganz und gar unbeachtet gelassen) war es nicht Paula, sondern er, an welchen Dressen seine Antwort auf ihren Ausruf richtete.

„Urtheilen Sie, mein Herr!" sagte er zu ihm. „Würden Sie eine Idee, welcher Sie Ihr Leben geweiht hätten, aufgeben, weil diese Idee Sie schwere Opfer kostete?"

„Ich würde mich fragen, ob diese Idee so schwere Opfer verlohne und mich darnach entscheiden", versetzte Fantow in mißmuthigem Tone. Er würde bei Weitem vorgezogen haben, sich schweigend verhalten zu dürfen. Was scheerten ihn in diesem Augenblicke alle diese verwünschten und tollen Ideen.

„Wer eine Lehre verkünden will, muß zuerst selber nach dieser Lehre leben!" erwiderte Dressen. „Sonst wird er keine Jünger werben und keinen Glauben erwecken!"

„Was aber bezwecken Sie mit Ihrer Lehre?“ fragte der Schauspieler kalt.

„Was ich damit bezwecke?“ Mit großen Augen schaute er den Fragesteller an. „Ist Ihnen das noch nicht klar geworden? Lassen Sie die Menschen leben, wie ich lebe — und das Christenthum, das wahre, echte, unverfälschte, wird keine Fabel mehr sein.“

„Und glauben Sie denn, daß die Menschen sich zu Ihrer Lehre werden bekehren lassen?“

„Ja“, sagte Dressen fest und ruhig.

„Wirklich? Sie glauben daran?“

„Ich glaube an das Ideal. Ich glaube an das Göttliche im Menschen, das nicht verloren gegangen sein kann. So weit der Mensch sich auch von seinem Gott entfernt haben mag, — ich glaube an die Möglichkeit, daß er den Weg zu seinem Gott zurückfinden werde. Für diesen Glauben lebe ich und will, wenn es sein muß, auch sterben für diesen Glauben.“

Er war wie verwandelt. Die tönende Saite in seiner Brust war berührt worden und hob wundersam zu klingen an. Es war nicht mehr der arme kranke Mensch in abgetragenem Kleide, der in dürftiger Stube vor ihnen stand: ein Schwärmer war es, den sein unerschütterlicher Glaube hoch emportrug über alle die Armseligkeit der engen Gegenwart; der mächtiger war als der mächtigste König und mehr besaß als das weiteste Reich. Sein Glaube schenkte ihm Alles; schenkte ihm mehr, als andere Menschen jemals erstreben und erringen können: die ganze Zukunft gehörte ihm.

Fantow betrachtete ihn schweigend. Er schien größer geworden zu sein. Sein Haupt war kühn erhoben, seine Augen leuchteten.

„Du armer Träumer!“ dachte Fantow bei sich. „Und dennoch — wer weiß, ob Du nicht reicher und glücklicher bist als wir Alle!“

VII.

„In der Menschenbrust, in jeder, lebt die unstillbare Sehnsucht nach dem Ideal“, fuhr Dressen nach einer Stille fort. „In Jesus Christus hat es Gestalt angenommen und sich uns gezeigt. Wir brauchten nur ihm zu folgen, und die Sehnsucht würde gestillt. Aber ihm folgen wollen die Wenigsten. Und so wenden sie sich ab von ihm. Anstatt eines Gottes, suchen sie sich Götzen, die sie bald wieder enttäuschen und welche zertrümmert werden, um neuen Götzen Platz zu machen. Blicken Sie, wohin Sie wollen, nach oben, nach unten: überall werden Sie Kranke sehen, die von einem Götzen Heilung erhoffen und, immer auf's Neue betrogen, die Arme ausstrecken nach einem Arzte, der ihnen helfe. Sie wollen glücklich sein und suchen und jagen nach dem Glück und suchen es auf falscher Fährte. Die Reichen wollen noch reicher, die Mächtigen noch mächtiger werden; die Armen nicht länger darben und entbehren, sondern genießen, genießen, wie die Mächtigen und Reichen. Genuß! Das ist das Losungswort Aller. Eines beneidet das

Andere und möchte es verdrängen, um seine Stelle einzunehmen. Wo bleibt da die Liebe, welche den Bruder lieben sollte, wie sich selbst? Wer genießen will, weiß nichts von Liebe. Alle können nicht genießen. Und darum muß, auf daß Einer mehr genieße, als ihm von Rechtswegen zukommt, ein Anderer nothwendig entbehren; auf daß Einer müßig gehe, ein Anderer für sich selbst und für den Trägen arbeiten; endlich auf daß Einer im Ueberfluß lebe, ein Anderer, ein Bruder, Hungers sterben."

„Ich gebe zu, daß der Kampf um's Dasein diese oder doch ähnliche beklagenswerthe Folgen nach sich zieht", warf Fantow ein. „Wie aber wollten Sie diesem Kampfe ein Ende setzen? Das können Sie nicht, — Sie müßten denn die Macht haben, die menschliche Natur und die Natur im Allgemeinen umzugestalten."

„Dessen bedarf es nicht. Im Menschenherzen wohnt ein gutes und ein böses Prinzip, — das göttliche und das teuflische. Es gilt nur, das gute zu wachsamem und wirksamem Leben zu erwecken, auf daß es die Kraft habe, das Böse zu überwinden. Der Kampf ist ein schwerer, jedoch kein hoffnungsloser. Es haben tausend und aber tausend Menschen gelebt, die ihn siegreich bestanden haben: folglich kann der Sieg errungen werden. Die Macht des bösen Prinzipes hat ihren Ursprung in der Ungerechtigkeit. Aus dem trüben Quell der Ungerechtigkeit entwickelt sich der dunkle und reißende Strom aller übrigen Uebel und Laster: darum muß zuerst jener trübe Quell verstopft werden. Sie fragen vielleicht: worin besteht die Ungerechtigkeit des Menschen? Darauf ant-

worte ich: vor Allem in seinem Vorgehen wider seine Mitgeschöpfe, die Thiere. Er hat das Thier für rechtlos erklärt. Er kann thun mit ihm, was ihm gefällt, kann, ganz nach seinem Behagen, dem Thiere Freund oder harter, anspruchsvoller Gebieter oder auch teuflischer Peiniger sein. Auf jeden armseligen Diebstahl hat der Mensch schwere Strafen gesetzt; die gräßlichsten Martern, verübt an einem Thiere, werden kaum, gewöhnlich nicht geahndet. Dieses durchaus unsittliche Verhältniß zu unseren Mitgeschöpfen hätte niemals entstehen können, hielten wir nicht den Mord am Thiere für eine ganz berechtigte, ganz natürliche und ganz erlaubte Sache, über die überhaupt kein Wort zu verlieren sei."

„Aber . . ."

Dressen winkte mit der Hand. „Lassen Sie mich vollenden. Sie wissen noch nicht, was ich sagen will. Ich frage nun: bedarf der Mensch des Thierfleisches zu seiner Ernährung? Muß das Thier geschlachtet werden, auf daß der Mensch lebe? Und meine Antwort darauf lautet: Nein! Der Mensch ist kein Raubthier. Er kann von seinem Schöpfer nicht bestimmt sein, durch grausamen Mord an anderen fühlenden, leidenden Geschöpfen zu leben; er kann nicht bestimmt sein, erbarmungslos, ein Wütherich sein zu müssen, auf daß er nicht verhungere. Von Natur ist ihm der Mordgedanke fremd. Führen Sie ein unschuldiges Kind in eine Schlachtbank, oder zeigen Sie ihm ein von tödtlicher Kugel getroffenes, verendendes Reh: es wird in Thränen zerfließen und die Händchen vor das Gesicht schlagen, um das Entsetzliche nicht schauen zu müssen! Führen Sie aber das-

selbe Kind zu einem Obstbaum, der mit prangenden Früchten beladen steht: es wird lächelnd nach einem der Zweige greifen und die Früchte abpflücken. Dieses Kind in seiner Unschuld muß uns Richtschnur sein. Aber anstatt ihm zu folgen, reißen wir es gewaltsam auf unsere Bahn. Ihm und uns selber zum Fluche! Denn beachten Sie es wohl: der erste Schritt zur Ungerechtigkeit heißt, sich ihr ausliefern! Die beleidigte Gerechtigkeit rächt sich schwer an dem, der sie verletzt. Sie duldet keine Schranken! Entweder sind wir gegen alle Geschöpfe gerecht, oder wir sind es gegen kein einziges. Die Rechtlosigkeit des Thieres führt nothwendig zur Verkümmerung des Rechtsgefühles überhaupt; die Grausamkeit gegen das Thier zur Grausamkeit gegen die eigene Gattung; der unablässig und ungestraft verübte Mord am Thiere zum Menschenmord. Undenkbar wären die Massenmorde, Kriege genannt, und undenkbar der einzelne Mord, wenn die Menschen sich nicht von Kleinauf an's Morden und Mordensehen gewöhnten."

„Wohl wahr", sprach Paula leise. Fantow schaute flüchtig nach ihr hin und ... wechselte die Farbe. Jetzt war Paula ganz Begeisterung, ganz Hingebung. Ihre Wangen hatten sich geröthet, ihre wie in froher Erwartung geöffneten Lippen, ihre glänzenden Augen, ihr ganzes Wesen schienen hinzudrängen zu dem jungen Schwärmer. Sie sah und hörte nur ihn, hatte wohl die andere Welt um sich her vergessen ... „Wenn er noch eine halbe Stunde schwatzt, ist sie auf's Neue sein", dachte Fantow. „Es gibt nichts Gefährlicheres und Ansteckenderes, als das Gift der Schwärmerei ... das heißt

natürlich nur für solche, denen die gesunde Vernunft weniger gilt, als die Empfindelei."

Er — er fühlte sich als einen Vertreter dieser gesunden Vernunft und war gesonnen, für diese seine Herrin eine Lanze zu brechen. Wäre es auch nur, um Paula's Aufmerksamkeit — wenigstens für einen Augenblick — von dem „Schwätzer" abzulenken.

„Wozu wären dann die Thiere da?" fragte er herausfordernd. Es wandelte ihn die Lust an, boshaft zu werden. „Wenn man alle am Leben ließe, würde die Erde für Mensch und Thier bald keinen Raum mehr haben. Aber auch keine Nahrung. Ihre geliebten Thiere würden Alles auffressen. Vielleicht auch den Menschen. Am Ende haben Sie jedoch dagegen nichts einzuwenden. Wenn nur die Thiere keinen Mangel leiden!"

Paula schaute ihn mit kalten Augen an. Ihre Brauen zogen sich zusammen. Dressen hingegen erwiderte vollkommen gelassen: „Immer dieselben Einwürfe, die gleichen Phrasen, welche nichts weiter beweisen, als daß diejenigen, die sie aussprechen, über alle diese Dinge niemals nachgedacht haben. — Die Thiere sind erstens um ihrer selbst willen da, — so gut wie wir, so gut wie eine Blume, die an einer Stelle blüht, welche ein menschlicher Fuß niemals betreten wird, so gut wie ein Stein, der auf dem Meeresgrunde liegt. Sie sind aber auch unsertwegen da. Sie arbeiten für uns und mit uns, sind unsere friedlichen und treuen Hausgenossen, erfreuen unser Auge und unser Herz durch ihre Schönheit, ihre Harmlosigkeit und Munterkeit. Auch ohne sie zu tödten, könnten wir aus Vielen Nutzen ziehen. Und

jene, bei welchen das dann nicht mehr der Fall wäre und die vermöge ihrer scheuen oder wilden Natur nicht zu zähmen sind, — nun, die ließe man eben ungestört in ihrer Freiheit. Die Erde ist so groß und so reich, daß wohl Raum und Nahrung genug für alle Geschöpfe wäre. Auch vermehren die Thiere in der Freiheit sich nicht so sehr, als die Menschen gewöhnlich annehmen. Das sehen wir ja an jenen, deren Zucht wir uns nicht angelegen sein lassen und die wir aber auch nicht verfolgen. Wenn jedoch wirklich der Fall einträte, daß der Thiere so viele würden, um die Existenz der Menschen zu gefährden, dann wäre es natürlich ein Gebot der Nothwendigkeit, ihre Zahl zu vermindern, ebenso wie es uns auch heute gestattet ist, uns der uns selber oder den Pflanzen oder unseren Nutzthieren schädlichen Thiere zu erwehren. Sollten wir auch diese schonen, dann müßten wir verhungern, weil die Pflanzen verderben würden. Und Gottes Wille ist nicht, daß wir Hungers sterben, sondern, daß wir uns ernähren und leben."

„Gut denn", sagte Fantow. „Setzen wir den Fall, alle Menschen lebten von Pflanzenkost. Was dann? Was wäre für den Menschen dabei gewonnen?"

„Der erste große Schritt zum wahren Menschenthum wäre gethan," antwortete Dressen. „Die ihm einzig und allein vom Schöpfer zugewiesene Nahrung würde seinen Leib gesund machen. Er würde zur Natur zurückkehren und einfach werden, wie diese. Denken Sie an alle die Reizmittel, zu welchen ein Fresser seine Zuflucht nehmen muß, um die üppigen, verkünstelten Speisen verdauen zu können! Das Einfachste, Natürlichste behauptet er

nicht zu vertragen; aber Gifte, wie Nikotin, Kaffee, Alkohol, behagen ihm: so weit hat er sich von der Natur entfernt. Daher die vielen entsetzlichen Krankheiten, welche die moderne Medicin durch neue Giftmittel zu bekämpfen sucht, die nichts anderes bewirken, als die kranken Stoffe in dem Körper festzubannen, ihnen jeden Ausweg zu versperren und sie zu zwingen, sich in den edlen inneren Organen des Menschen festzusetzen und sie zu zerstören. Und kann ein Mensch, dessen Magen so vielseitige und raffinirte Anforderungen stellt, in anderer Beziehung einfach und anspruchslos sein? Unmöglich! Diese naturwidrige und üppige Ernährungsweise erhitzt und verdirbt das Blut, füttert die Selbstsucht und die Sinnlichkeit, hat zur Folge, daß der unmäßig lebende Mensch beständig nach neuen Reizmitteln suchen muß, um dem Ueberschuß an Stoffen, die er in sich ansammelt, eine künstliche Ableitung zu verschaffen. Denken Sie also, wie vieler Dinge ein einziger solcher Genußmensch bedarf, und um wie viel er Andere verkürzt und schädigt, um alles das zu haben, was er, wie er es nennt, zum Leben braucht! Und wie wenig benöthigen hingegen Menschen m e i n e r Art! Wie schlecht vertragen sich alle jene Reiz- und Genußmittel mit meiner Ernährungsweise! Ich bedarf ihrer nicht, sie flößen mir Abscheu ein. Das, was i ch zum Leben brauche, kann ein Jeder haben, auch der Aermste. Und gäbe es dann überhaupt noch Reiche und Arme? So wenig wie es unter den Thieren Reiche und Arme gibt! Nur die nimmersatte Genußsucht, der Luxus, die tausende von Ueberflüssigkeiten, an die wir uns gewöhnt haben, schufen diese un-

selige Kluft zwischen Mensch und Mensch. Lassen Sie die Menschen bedürfnißlos werden — und an Stelle der Selbstsucht wird die Liebe treten, die Alle umfaßt und aus Allen eine Schaar friedlich neben und für einander lebender Brüder und Schwestern macht.“

„Ja, wenn, wenn!“ sprach Fantow vor sich hin. „Wie aber wollen Sie die Menschen zu diesem seligen Zustande führen?“

„Indem ich die Menschheit lebendiges Christenthum lehre!“ rief Dressen. In seinen Augen ging jenes seltsame, halb wahnwitzige, halb prophetische Leuchten auf, das den Fanatiker kennzeichnet. „Das Christenthum ist im Herzen beinah' Aller erstorben. Neue Propheten müssen erstehen, um es wieder aufleben zu machen.“

Fantow zuckte mit den Achseln. „Und die Priester?“ schaltete er ein. „Wozu sind die Priester da?“

„Die guten, die wahren Priester, meinen Sie wohl“, entgegnete Dressen. „Denen lege ich nichts in den Weg. Sie mögen in ihrer Art für das Christenthum wirken, soviel sie eben können. Aber die Priester genügen nicht. Wenn Sie von den Missionären absehen, — zu wem sprechen die Anderen, wen bekehren und trösten sie als diejenigen, welche aus freien Stücken zu ihnen kommen? Der Priester bleibt auf seine Kirche beschränkt. Alle jene, die ihn dort nicht suchen, die Abgefallenen, die Gleichgiltigen, die noch Ausgeschlossenen, wissen und erfahren fast nichts vom Christenthum. Und darum müssen in der Welt selbst neue Propheten, Wanderprediger, Laienpriester erstehen. Lebten die Apostel hinter Klostermauern verborgen? Beschränkten sich die

Jünger Christi auf eine Kirche? O nein! Sie zogen hinaus in die Welt, mischten sich unter die Juden und Heiden, wanderten durch Länder und über Meere, um unter Gottes freiem Himmel und in jeder Hütte die Botschaft des Heiles zu verkünden. Und dieses ihr muthvolles Hinaustreten in die Welt hat dem Kreuz zum Siege verholfen."

Fantow sagte nichts auf diese Worte. „Was geht der Narr mich an!" dachte er verdrossen.

„Hinaustreten in die Welt," sprach Dressen mit leiserer Stimme weiter, „auf den Straßen, in den Häusern, an allen Orten das Evangelium der Liebe und Selbstverleugnung predigen — so wie Er es gethan, da er auf Erden wandelte." Er starrte vor sich hin mit jenem Seherblick, der ein fernes, fernes Reich zu schauen scheint, das sonst Niemand sieht . . . „Wie schön! wie groß! wie segenspendend! Und was dem Priester meiner Kirche fehlt, um was er selbst sich gebracht hat, — das wollte ich mir und meinen Jüngern geben. Das Weib war bis heute ausgeschlossen vom Priesterthum. Ich wollte das Weib, das ja tausendmal besser, reiner und opferfreudiger ist, als der Mann, zum Priesterthum, zu meinem Priesterthum erheben, wollte, daß sie unsere Freundin, unsere Genossin, unsere tapfere Mitarbeiterin sei." Er hielt inne. Paula, welche lange Zeit unbeweglich verharrt hatte, verhüllte das Gesicht mit den Händen.

„Ja, das wollte ich," wiederholte Dressen mit einem Blick auf sie. „Dem christlichen Asketen ist das Weib etwas Feindseliges, das er fliehen zu müssen meint, damit er nicht sündige durch das Weib. Und so hat er

das Weib von sich geschieden. Wie thöricht, wie hochmüthig und wie ungerecht! Christus, der Herr, welchem allein wir folgen sollen, hat anders gedacht. Wie oft bricht er in Wehrufe aus über die Verderbtheit des Mannes! Für das Weib aber hat er nur Worte der Liebe und des Erbarmens. Und darin hat der christliche Asket sich von seinem Herrn und Meister entfernt, indem er das Weib wie etwas Feindseliges, ja fast wie die Sünde selber flieht. Ich habe das Weib gesucht. Der weibliche Opfermuth, die weibliche Beharrlichkeit, wenn es gilt, ein Ziel zu verfolgen, die schrankenlose Hingebung, deren die Frau fähig ist, wenn sie liebt, — die ganze reiche, so weiche und doch wieder so starke Seele des Weibes: sie sollten in den Dienst der Idee gestellt werden. Wir Männer sollten nicht das Holdeste, Veredelndste, Beglückendste entbehren müssen. Das Weib sollte an unserer Seite und mit uns arbeiten. Als unsere Freundin und unsere reine Schwester, als ein uns ebenbürtiger Streiter. Das wollte ich, — aber ich habe schon am Beginne und beim ersten Versuche Schiffbruch gelitten."

„O, mein Julian!" sagte Paula schmerzvoll, „warum mußtest Du etwas in mir sehen und suchen, was meinem zerfahrenen, unbeständigen Wesen so fern liegt!"

„Ich habe meinen Irrthum erkannt", antwortete er finster. „Daß aber diese Erkenntniß mir schwer fiel, — kann Niemand mir verargen."

Fantow stand auf und schob seinen Stuhl mit einiger Heftigkeit zurück. Nun dieses Du- und Julian-Sagen auf's Neue anhob, wollte er doch zeigen, daß er es satt be-

kommen. Er trat zum offenen Fenster hin und lehnte sich weit hinaus, — um nichts mehr hören und sehen zu müssen. Die Beiden beachteten ihn nicht. Sie hatten ihn vergessen.

„Und sagen Sie selbst", fuhr Paula fort, „war es nicht am Besten, daß ich entfloh? Was hätte ich Ihnen noch sein können, da ich das nicht zu sein vermochte, wozu Sie mich erheben wollten?"

„Das ist richtig", versetzte er. „So, wie die Dinge standen, mußten Sie mich verlassen. So lange ich glaubte, Sie fühlten wie ich und strebten meinem Ziele zu, durfte ich Sie lieben. Nach meiner Art lieben. Als meine unberührte Schwester und keusche Mitstreiterin. Die gemeinsame Idee war das Band, welches uns aneinander knüpfte und meine Liebe heiligte. Zerriß dieses Band, dann blieb nichts übrig als ein Mann und ein Weib, die einander lieben und sich gegenseitig angehören wollen, wie es eben gewöhnlich der Brauch ist. Nur die Macht der Idee wäre im Stande gewesen, die sinnlichen Begierden zu überwinden."

Paula sagte nichts darauf. Ihre Lippen umspielte ein schwaches, ungläubiges Lächeln.

„Ich weiß, was Ihr Lächeln bedeutet", sagte er rasch und machte eine abwehrende Geberde: „Daß ich nicht immer der Held gewesen sei, als welcher ich gern scheinen möchte. Mag sein, daß mein Blut mir nicht immer gehorchte. Aber solche Anwandlungen der Schwäche mögen Sie mit Ihrem scharfen Frauenblick wohl errathen und bemerkt haben, — gesagt oder absichtlich gezeigt habe ich Ihnen niemals, daß die Sinn-

lichkeit sich in mir regte. Ist dem so, oder täusche ich mich?"

„Nein, Sie täuschen sich nicht", gab Paula wieder ernsthaft zu. „Aber glauben Sie, daß Sie bis an's Ende Sieger geblieben wären?"

„Ja", sagte er, „vorausgesetzt, daß Sie mich darin unterstützt hätten; und zwar unterstützt dadurch, daß Ihnen die Idee und unser Priesterthum mehr gegolten hätten als alles Uebrige auf dieser Welt. Dann, aber auch nur dann hätten Sie sich mir ohne Sorge anvertrauen und hätten wir neben einander leben können, ohne fürchten zu müssen, unsere Liebe zu entweihen. Indessen ist es anders gekommen. Wer nicht für mich ist, ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut, steht im Evangelium geschrieben. Da Sie nicht mit mir fühlten, konnten Sie auch nicht für mich sein, konnten nicht sammeln mit mir. Sie wären mir ein Hinderniß geworden, eine feindliche Macht, wie sie der christliche Asket in jedem Weibe sieht, welche sich zwischen mich und die Idee hätte drängen wollen und nach Frauenzimmerart von mir verlangt hätte, daß ich ihr schmeichle, schönthue und ihr in meinem Herzen und Hirn den ersten Platz einräume. Dieser Zwiespalt hätte mich tief unglücklich gemacht — um so unglücklicher", setzte er noch finsterer hinzu, „als ich das Weib mit anderen Augen betrachtet hätte, als die unnahbare Priesterin und reine Schwester, und, anstatt ein Streiter Gottes, wahrscheinlich der erbärmliche Sklave eines gefallsüchtigen und anspruchsvollen Weibes geworden wäre."

„Sie sind hart gegen mich, Julian“, murmelte Paula, „sehr hart.“

„Hierin irren Sie“, entgegnete er kalt. „Ich zeichne Sie nur so, wie Sie sind. Jetzt kenne ich Sie. Sie fühlten sich unbefriedigt, und darum warfen Sie sich mit Feuereifer auf die Idee, von welcher Sie sich einen angenehmen Nervenreiz versprachen. Vielleicht lockte Sie auch der Sonderling an, der so ganz anders war, als alle die Männer, welche bis dahin über Ihren Weg gelaufen waren. Aber die Idee und der Sonderling befriedigten Sie auf die Dauer nicht. Sie vermißten und entbehrten im Umgang mit mir alle jene Albernheiten, welche das Glück der gewöhnlichen Frauenzimmer ausmachen und welche, genau besehen, nichts Anderes bedeuten als die Erniedrigung des Weibes. Alles dieses Umworbenwerden, diese Lobpreisungen Eurer Schönheit, die sklavischen Ritterdienste, welche verliebte Männer Euch erweisen, sind nichts weiter als Kniffe der männlichen Sinnlichkeit, die Euch gewinnen will, um an das ihr allein begehrenswerthe Ziel zu gelangen: Euch zu besitzen. Ich stellte Sie auf eine tausendmal höhere Stufe als alle jene Männer, welche Ihnen, wie man es nennt, den Hof machten oder machen. Mir waren Sie ein charakterstarker Mensch, dem — so glaubte ich — alle jene Läppereien ein Gräuel und unsagbar lächerlich sein müßten, und daß ich Sie also beurtheilte, scheint mir noch heute der trefflichste Beweis dafür, wie theuer Sie mir waren und wie innig ich Sie verehrte. Daß Sie diese meine Neigung nicht begriffen oder nicht würdigten, — beweist nichts gegen mich.“

Paula blieb stumm. Fantow hingegen, der, ungeachtet seines Vorsatzes nichts mehr hören und sehen zu wollen, still zu den Beiden zurückgekehrt war, ergriff nun das Wort und bemerkte: „Was aber sollte aus dem Menschengeschlechte werden, wenn alle Männer die Frauen auf Ihre Weise liebten? Würde diese Bruder- und Schwesterliebe die allgemein herrschende, dann müßten die Menschen aussterben.“

Dressen schaute ihn halb mitleidig, halb geringschätzig an.

„Das Ideal ist nicht für Alle“, entgegnete er, nicht ohne Schroffheit. „Wer Priester und Priesterin sein will, muß auf einer höheren Stufe stehen als die breiten Massen. Wir gehen voran, — die Anderen mögen uns folgen, so gut oder so schlecht, wie sie eben können. Und glauben Sie, das Beispiel, das wir gäben, würde ganz und gar ohne segensvollen Einfluß bleiben? Gewiß nicht! Durch unser Beispiel würden die Männer darauf hingeleitet werden, daß in dem Weibe zuerst die Schwester und Freundin zu ehren und zu lieben sei, und daß es ein Frevel sei, nach dem körperlichen Besitze eines Weibes zu trachten, dessen Seele man weder liebt noch achtet. Der Götzendienst, welcher mit der Sinnlichkeit getrieben wird, muß zerstört werden; es muß dem Manne der Wahn genommen werden, daß es sein gutes Recht sei und daß seine Natur es verlange, dem Götzen der Sinnlichkeit das Edelste und Kostbarste, was uns geworden, unsere Schwestern, die Frauen, zum Opfer zu bringen. Auf die Ehebrecherin werfen wir Steine. Aber den Galan, der sie dazu verleitet, finden wir

interessant. Wir verachten die Dirnen. Wir, die Männer, welche ihre Noth, ihre Unwissenheit benützt haben, um sie zu Dirnen zu machen, wagen sie zu verachten! Ich habe niemals begreifen können, wie ein edles und reines Weib einen Mann zu lieben und sich ihm hinzugeben vermag, wo sie doch bei jedem mit fast untrüglicher Sicherheit voraussetzen wuß, daß er mitgeholfen, die Seele einer oder vieler ihrer unglücklichen, zertretenen Mitschwestern zu verderben. Gott im Himmel!" er streckte die Arme aus ... „wie werden wir Alle vor Dir bestehen am Tage des Gerichtes, wenn Du uns zur Rechenschaft ziehen wirst, uns fragen wirst, was wir aus unseren Schwestern, den Frauen, gemacht haben! Aber eben, weil alles das so schrecklich ist und zum Himmel schreit, wollte ich Priesterinnen heranziehen, — eine Schaar muthvoller, gerecht denkender, hochherziger Frauen, deren Aufgabe es gewesen wäre, das eigene Geschlecht emporzuheben und zu schützen, es die brutale Selbstsucht des Mannes verabscheuen zu lehren und dadurch, daß sie die Mitschwestern emporzögen, auch den Mann veredelten und besser, gerechter machten. Das war mein Ziel und meine Hoffnung", setzte er mit einem neuen Blick auf Paula hinzu. „Dazu waren meine Priesterinnen bestimmt."

Paula stand auf. Sie war leichenblaß.

„Und wenn ich Dich bäte ..." langsam, stoßweise kamen die Worte über ihre bebenden Lippen ... „wenn ich Dich bäte, mich wieder aufzunehmen als Deine Priesterin ... Deine erste ... würdest Du mich verwerfen?"

Athemlos wartete sie auf seine Antwort. Diese erfolgte nicht sogleich.

„Zu spät", sprach er endlich mit klangloser Stimme. „Daß Du niemals ganz vergessen wirst, was Du mir hättest sein können ... das, Paula, glaube ich. Dein Verrath an mir und der edlen Sache wird Dich auch ferner quälen, so wie er Dich bis heute gequält hat ... Man vergißt nicht, einem Ideal gelebt zu haben, weil man nirgend und niemals Ersatz dafür findet! Aber zurückkehren zu mir ... das ist unmöglich. Wer einmal treulos gewesen, wird es auch zum zweiten- und drittenmale sein ... ich glaube und vertraue Dir nicht mehr. Leb' wohl! Kreuze meinen Weg nicht wieder! Die Paula, an die ich glaubte, auf die ich hoffte und die ich liebte, starb an jenem Novemberabende, wo ich nach Hause kam und sie nicht mehr fand. Laß die Todten schlafen! Keine Reue vermag sie zu neuem Leben zu erwecken. Was todt ist, bleibt todt für alle Zeit."

„Und ich soll Dich hier zurücklassen — krank und vereinsamt, wie Du bist?" Thränen entstürzten ihren Augen. „Laß mich doch wenigstens Dich gesund pflegen, Dich aufheitern und trösten! Auch das ist Frauenamt."

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe allein zu leben vermocht. Ich werde, wenn es dazu kommt, auch allein zu sterben wissen. Aber ich werde, ich will noch nicht sterben. Ich muß noch leben. Noch sieben Jahre. Eine längere Frist fordere ich nicht."

„Warum gerade sieben Jahre?" fragte Fantow halblaut.

„Weil ich in seinem Alter sterben will", antwortete Dressen und trug den Blick zu dem Bildnisse des Gekreuzigten empor. „Mit dreiunddreißig Jahren. Wie er will ich bis zum dreißigsten Jahre im Verborgenen leben und mich auf mein Lehramt vorbereiten. Und dann will ich aus meiner Dunkelheit hervortreten in's Helle und wandernd lehren, so wie er es gethan. Drei Jahre lang. Dann mögen sie auch mich an's Kreuz schlagen. Nicht, daß ich mich mit ihm vergleichen wollte. Wer dürfte das? Niemand. Auch der Beste nicht. Um wie viel weniger denn meine Armseligkeit. Aber ihm folgen will ich, so weit ich es vermag. Sie werden mich kreuzigen. Langsam kreuzigen. Was liegt daran?! Wenn nur meine Lehre weiterlebt und weiterwirkt! Lasse ich auch nur einen Jünger zurück, der dafür Sorge trägt, daß meine Lehre nicht mit mir ins Grab gesenkt werde, dann habe ich nicht vergebens gelebt und gelitten."

Er wendete sich halb gegen Paula hin.

„Leb' wohl."

Sie trat auf ihn zu. Auf ihren Wangen lagen Thränen. Thränen hingen an ihren Wimpern. Sie wollte etwas sagen. . .

„Keinen langen Abschied!" sprach er, blaß und erschöpft, und winkte mit der Hand. „Wir sind einander . . . Du bist mir zu viel gewesen, als daß ich's ertragen könnte."

„O, Julian, auch Du mir!"

„So laß es uns kurz machen. Verziehen habe ich Dir. . . Du konntest nicht anders. Du warst nicht berufen." Er trat von ihr weg. „Keinen Händedruck, keinen

Blick mehr. Ich will es nicht. Quäle ihn nicht länger, den armen heiligen Dräusus, wie Du ihn halb im Spott und halb im Ernste nanntest."

„Nicht im Spotte, Julian, ich schwöre es Dir."

Einen Augenblick lang schaute er sie an; dann ging er mit großen Schritten zum Fenster hin und beugte sich hinaus.

„Geh'!" rief er in fast rauhem Tone. . .

Sie ging. Fantow folgte ihr schweigend.

VIII.

Was sie wohl dachte, als sie, das Gesicht in die Polster des Wagens gedrückt, an der Seite des ihr gleichgiltigen Mannes fortgeführt wurde von dem, an welchem ihr Herz noch immer hing, und von welchem sie auf's Neue gegangen war, — dieses Mal auf Nimmerwiedersehen?! Fantow legte sich heimlich diese Frage vor. . . Im Dämmerlichte, das in dem engen Raume herrschte, vermochte er nur unbestimmte Linien der zarten Gestalt zu unterscheiden. Das Gesicht hielt Paula verborgen, ihre rechte Hand lag auf dem Wagensitze, ihm ganz nahe. Leuchtend hob sich die schlanke, weiße Hand von dem sie umgebenden Halbdunkel ab. . . Wenn er sie erfaßte, die willenlose Frauenhand, und küßte. . .? Wiederholt hatte er in Romanen gelesen, daß Frauen in einer solchen Thränenkrise kinderleicht zu besiegen wären; daß sie nichts Besseres verlangten, als getröstet zu werden

... Sollte er es wagen; ihr sagen, daß er sie liebe und sich glücklich preisen würde, wollte sie ihm nur ein wenig gut sein und sich lieben lassen von ihm; daß er sie hinnehmen wollte, so wie sie war, ohne zu verlangen, sie möchte sich ändern...? Er rückte von ihr weg und kehrte die Augen ab von der weißen Hand, die ihm so nahe war. Wie sie logen, die dummen Bücher, mit ihrem Cultus, den sie mit dem Manne trieben, und die ihm den Wahn beibrachten, für jeden Mann schlüge die Stunde, wo er unwiderstehliche Macht besäße über jedes Weib! Er war überzeugt, daß Paula in diesem Augenblicke eine zärtliche Annäherung nicht beachtet, vielleicht nicht einmal verstanden hätte; und durchschaute sie seine Absicht, dann hätte sie ihn ohne Zweifel von oben bis unten gemessen mit kalt-erstauntem Blicke: Was fällt Dir ein!? Bist Du toll geworden?! ... Die Droschke kroch im Schneckengange vorwärts. Vielleicht meinte der Kutscher ein Liebespaar zu fahren, und ein solches drängt es ja niemals, rasch an Ort und Stelle zu sein. Je länger die Fahrt dauert und je mehr das süße Alleinsein in dem engen Raume sich ausdehnt, o! umso besser! Fantow nagte an der Unterlippe. Eine plötzliche Wuth über die Aussichtslosigkeit seiner Neigung und seine Ohnmacht gegenüber diesem Weibe überkam ihn. Er verwünschte den Kutscher, das lahme Pferd, das läppische Alleinsein mit der Frau, die ihn so wenig fürchtete, als sie an ihn dachte, welche in dieser Stunde vielleicht vergessen hatte, daß sie mit ihm allein und ihm so nahe, während er nichts sinnen und denken konnte als ihre Schönheit und sie liebte, und fühlte, daß jeder Bluts-

tropfen in seinen Adern hindrängte zu ihr. . . Mit einer heftigen Bewegung ließ er das Wagenfenster an seiner Seite herunter und streckte den Kopf hinaus: „Schneller fahren, Kutscher! Sie und Ihre Mähre schlafen ja ein!"

„Nu, nu", brummte der Kutscher und strich dem Pferde mit der Peitsche leise über den Rücken. „Ich dachte nicht, daß Sie so große Eile hätten."

Paula war über diesem kurzen Zwiegespräch aus ihrer Versunkenheit emporgefahren.

„Sind wir schon am Ziele?" fragte sie verwirrt und machte ihre in Unordnung gerathenen Scheitel glatt.

„Noch lange nicht," antwortete Fantow finster. Ihre Stimme klang erstickt von Thränen, die sie um einen — Anderen weinte. Nicht einen Funken Mitleid rief ihr Kummer in ihm wach. Er bemitleidete einzig und allein sich selbst.

Plötzlich wurde Paula unruhig. „Wenn wir ausstiegen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegten?" sagte sie und preßte die ineinander verschlungenen Hände an die Stirn. „Ich halte es in dem engen, dumpfen Wagen nicht länger aus; ich ersticke. Und das Rütteln und Schütteln zerreißt mir die Nerven . . ."

„Wie es Ihnen gefällig ist," sagte Fantow kalt und befahl dem Kutscher, anzuhalten. Beim Aussteigen war er Paula behilflich und erfaßte dabei ihre Hand. Diese war eiskalt, wie die Hand einer Todten.

„Ist Ihnen unwohl?" fragte er, und wider seinen Willen klang aus seinem Tone zärtliche Besorgnis heraus.

„Nein," sagte Paula.

„Wollen Sie meinen Arm nehmen?“

Sie schüttelte den Kopf und schritt rasch voran, — so rasch, als ob sie gehetzt würde. Ihre Lippen zuckten von zurückgedrängtem Weinen; und unaufhaltsam schoß Thräne auf Thräne aus ihren rothgeweinten Augen und rann über ihre heißen Wangen. Mit einem Mal schluchzte sie krampfhaft auf . . . Die Vorübergehenden schauten ihr verwundert in's Gesicht, und mehr als einer drehte sich nach ihr um. „Unerträglich!“ murmelte Fantow, der ihr mit seiner finstersten Miene folgte.

Vor einem hell erleuchteten Wiener Café stand Paula unvermuthet still.

„Treten wir hier ein,“ sagte sie mit so großer Bestimmtheit, daß an Widerspruch kaum zu denken war.

„Wie Sie wünschen,“ erwiderte er. „Aber trocknen Sie sich vorerst das Gesicht ab . . . damit nicht jeder Laffe sehe, daß Sie geweint haben, und Sie angaffe und am Ende glaube, ich sei Schuld an diesen Thränen.“

„Ach! was liegt an alledem!“ sagte Paula.

Freilich wohl, was lag daran. Was lag ihr vor Allem an ihm. Mit wachsender Erbitterung betrat er, sich ihr anschließend, das stark besetzte, rauchige, unangenehm helle Local.

An einem kleinen, in einer Nische stehenden Tische, der just groß genug war für zwei, nahm Paula Platz. Und so saßen sie einander gegenüber, — sie mit ihrem erhitzten, verweinten Gesichte und er mit seiner verdrossenen und verlegenen Miene.

„Das Pärchen hat sich gezankt!“ hörte er in der Nähe sagen und Jemand kicherte . . . Ihrer Befehle

harrend, pflanzte sich ein Marqueur neben ihrem Tische auf — mit seiner Serviette unter dem Arm.

„Was wollen Sie nehmen?“ fragte Fantow, sich mühsam beherrschend. Die ganze Situation war doch unglaublich lächerlich!

Paula fuhr empor.

„Ach ja!“ sagte sie, sich gleichsam besinnend. „Ich vergesse ganz . . . was soll ich nur nehmen? Irgend etwas . . . Eis, Limonade“ . . .

„Zweimal Eis,“ sagte Fantow zum Marqueur, dessen dienstbeflissene, überhöfliche Haltung ihn reizte.

„Gewiß ein Landsmann, ein Wiener,“ dachte er. „Hol' ihn der Kukuk!“

„Was suchen Sie denn eigentlich hier?“ fragte er hierauf, sich an Paula wendend.

„Ich möchte einen Brief schreiben. Lassen Sie Alles, was man dazu benöthigt, bringen.“

„Aber das hätten Sie doch viel einfacher und bequemer zu Hause thun können.“

„So lang kann ich nicht warten. Der Brief muß noch heute fort. Und wenn ich endlich nach Hause gekommen sein werde, wird es mir vielleicht an Kraft gebrechen, noch einmal auszugehen, um den Brief in einen Schalter zu werfen. Zu schicken habe ich Niemanden. Eines Briefes wegen steigt die Bedienerin die drei Treppen nicht. Sie würde ihn zwar in Empfang nehmen, ihn jedoch gewiß erst morgen aufgeben, wenn sie ihn nicht ganz vergäße . . . und der Brief muß noch heute fort. Auf der Stelle.“

„In Gottes Namen!" sprach er mit einem Seufzer und schaute sich nach einem Laufburschen um.

„Haben Sie vielleicht eine Postkarte bei sich?" fragte ihn Paula.

„Ja."

„Und einen Bleistift?"

„Auch diesen."

„Das genügt mir. Es bedarf blos einer Zeile. Geben Sie mir Beides."

Er händigte ihr das Gewünschte ein. In großen Zügen schrieb sie ein paar Worte auf die Karte. Unwillkürlich folgte Fantow den Bewegungen ihrer Hand.

„Ihr Sohn Julian stirbt."

Diese Worte hatte Paula auf das Blättchen geschrieben.

„Für wen ist das bestimmt?" fragte Fantow.

„Für seine Mutter." Sie wendete die Karte um und schrieb die Adresse darauf.

„Malen Sie nicht zu schwarz?" meinte er. „Denken Sie an den Schreck der vielleicht völlig unvorbereiteten Frau!"

„Mag sie erschrecken. Sie verdient es nicht besser. Wie konnte sie ihrem Sohn ihr Haus verschließen, ihrem edlen, unglücklichen Sohn! O, er ist reiner und größer als die gesammte Gilde mit dem sogenannten gesunden Krämerverstand, die über jeden genial und eigenartig veranlagten Menschen, über jedes ideale Streben verständnißlos die Achseln zuckt und sich einbildet, weise zu sein! Ich hasse diese Krämerseelen. Alle, alle hasse ich. Aber mich selbst am meisten."

Sie fieberte förmlich . . .

„Gehen wir doch! Weshalb sind wir denn noch hier?“ fragte sie mit nervöser Ungeduld und wollte sich erheben. In diesem Augenblick wurde das Eis gebracht . . .

Paula ließ es auf dem gläsernen Schüsselchen zerfließen, Fantow nahm ein paar Löffel voll davon zu sich. Dann standen sie auf und verließen das Local.

Bis zu ihrem Hause sprach Paula kein Wort. Am Thore angelangt, reichte sie ihrem Begleiter die Hand.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie und wollte ihm enteilen. Er hielt sie zurück.

„Darf ich Sie morgen aufsuchen, mich erkundigen kommen, wie Sie geruht haben? Sie sind ernstlich krank.“

„O nein. Dieses bischen Fieber vergeht über Nacht. Es wäre zu schön, krank, recht krank zu sein, nichts von sich zu wissen, zu sterben . . . Aber dazu ist keine Hoffnung da. Ich muß weiterleben und weiß nicht wie und weiß nicht warum.“

„Sie werden nach einiger Zeit ruhiger über alles das denken,“ sagte er, um etwas zu sagen.

„O gewiß!“ versetzte sie voll Bitterkeit. „Man wird mit Allem fertig. Aber b i s man fertig geworden damit und d a ß man so oft mit etwas fertig zu werden hat, — darüber schweigen die weisen Rathgeber. Ich muß fort, fort von hier, weit fort . . . damit Länder und Meere zwischen ihm und mir liegen und ich nimmermehr zu ihm gelangen könne . . . dann wird es mir vielleicht möglich sein, zu vergessen . . . oder doch wenigstens . . . zu leben. H i e r vermöcht' ich's nicht.“

„Fassen Sie keinen übereilten Entschluß.“ Er nahm sie bei der Hand. „Führen Sie ihn zum Mindesten nicht vorschnell aus. Versprechen Sie mir das?“

„Ich kann nicht. Es ist mir unmöglich, klar zu denken. Ich kann nur fühlen, — daß ich todmüde bin . . . und schlafen möchte . . . o! schlafen“ . . . Tief aufseufzend fuhr sie sich mit der Hand über die Augen.

„Das wird das Beste sein“, gab er zu. „Der Schlaf wird Sie stärken. Und wann darf ich zu Ihnen kommen?“

„Ich will Ihnen schreiben. Sie zu mir rufen. Kommen Sie nicht früher.“

Er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Auf Wiedersehen denn. Nicht wahr, auf baldiges Wiedersehen?“ fragte er mit einigem Nachdruck.

Sie sagte nichts und drückte ihm nur flüchtig und zerstreut die Hand. Schon war sie in das Hausthor eingebogen, als sie den Schritt hemmte und zurückschaute.

Er stand noch da.

„Kommen Sie nicht, ohne daß ich Sie vorher gerufen habe“, schärfte sie ihm noch einmal ein, nickte ihm zu und entschwand seinen Blicken. Mit bitterem Lächeln sah er ihr nach.

Sie schien ja eine fürchterliche Angst zu haben, davor, daß er einen Ueberfall gegen ihren Willen planen könnte! „Mag sie sich doch beruhigen!“ dachte er voll Ingrimm. „Ungerufen werde ich nicht kommen. Und vielleicht auch gerufen nicht.“

Und dennoch kam er, ohne daß sie ihn rief. Nachdem er vier Wochen vergeblich auf eine Kunde von ihr gewartet und vergeblich gehofft hatte, ihr zufällig irgendwo zu begegnen, hielt er es nicht länger aus und begab sich nach ihrer Wohnung. Man wies ihn an die Inhaberin der Pension, und aus dem Munde dieser Dame erfuhr er, daß Paula seit Langem abgereist wäre.

„Wann war das schon?" fragte er, wie vom Donner gerührt.

„Wann? Ich denke, noch im Mai. Ganz richtig. In drei Tagen werden es vier Wochen sein, daß sie uns verließ."

Also nur wenige Tage nach ihrer Trennung am Thore. Und er hatte Tag für Tag auf eine Botschaft von ihr gewartet und sie auf allen Straßen gesucht, hatte jede Frauengestalt, welche ihr in der Form ähnlich schien, mit erhöhtem Herzschlag näher kommen sehen . . .

Die Dame, welche ihm Auskunft gab, betrachtete sein bestürztes Gesicht mit zweifelhaften Blicken. Sie schien es sehr eilig zu haben und nur ungern Aufschlüsse zu ertheilen, welche nichts eintrugen.

„Wünschen Sie noch etwas zu erfahren?" fragte sie, sichtbar auf dem Sprunge, ihn stehen zu lassen.

„Ist Ihnen bekannt, wohin sie sich gewendet hat?" fragte er, noch wie von einem Traum befangen.

„Nein. Ich bekümmerte mich nicht darum. Das Fräulein verließ mein Haus ein wenig zu rasch. Das fand ich rücksichtslos. Gerade ein paar Tage, ehe sie Knall und Fall abreiste, hätte ich das Zimmer sehr günstig vermiethen können. Indessen glaube ich", fügte

sie, einer weicheren Regung nachgebend, hinzu (vielleicht flößte sein blasses, verstörtes Gesicht ihr Mitleid ein), „indessen glaube ich, daß sie den Weg nach Hamburg nahm.“

Nach Hamburg. Und von da wohl weiter über das Meer, nach Amerika. Wie weit mochte sie schon sein! Sie hatte es ja gesagt: Ich muß fort von hier, weit, weit fort . . .

„Wünschen Sie noch etwas von mir?“ fragte die ungeduldige Dame wieder und verfiel auf's Neue in ihren scharfen, jede überflüssige Frage im Voraus entschieden abwehrenden Ton.

Nein. Er wünschte nichts mehr von ihr. Er dankte ihr für ihre Mittheilungen und verließ sie. Daß Paula so ganz ohne Abschied gehen, seiner so ganz hatte vergessen können! Das hätte er doch nicht geglaubt. „Wie gleichgiltig muß ich ihr gewesen sein!“ sprach es in ihm, als er langsam und mit gebeugtem Haupte die Treppe abwärts stieg.

IX.

Ein, zwei, drei Monate verstrichen. Fantow's Sommerurlaub war angebrochen und wieder abgelaufen. Um seine arg mitgenommenen Nerven aufzufrischen, war der Schauspieler in ein Seebad gereist, hatte auch unter der Hand bei mehreren Bühnenleitungen Erkundigungen eingezogen, ob er nicht an einer dieser Bühnen, wenn

sein Berliner Contract erloschen, engagirt werden könnte; es hatte sich jedoch nichts der Art machen wollen . . . Leidlich verstimmt darüber, kehrte er im Herbst nach Berlin zurück. Es war ihm nicht gelungen, da festen Fuß zu fassen; weder das Publicum noch sein Director hatten ihm ihre Gunst geschenkt. Es verlautete auch nichts, daß man gesonnen wäre, seinen Contract, der blos auf die Dauer von zwei Jahren abgeschlossen worden war, zu erneuern. Er fühlte sich nicht heimisch in Berlin, was eine natürliche Folge seines künstlerischen Mißerfolges war. Gern hätte er der Stadt den Rücken gekehrt . . .

An Paula hatte er manchmal sehr lebhaft, manchmal wieder tagelang kaum ein einziges Mal gedacht. Oft hatte er, wenn er am Morgen erwachte, zuversichtlich geglaubt, daß dieser Tag ihm eine Kunde von ihr bringen müßte; und wenn der Tag verronnen war, ohne die ersehnte Kunde gebracht zu haben, war er, schier aufgerieben vom vergeblichen Warten, enttäuscht und angewidert von Allem zu Bett gegangen. Aber mit der Zeit waren solche Rückfälle immer seltener geworden, und mitunter wunderte er sich fast darüber, wie bald man sich trösten und vergessen könne.

Doch als er Berlin wieder sah und an dem Hause vorbeikam, in welchem sie gewohnt, erwachte die Erinnerung an sie auf's Neue. Er wollte wissen, was aus ihr geworden, wo sie war, wie sie lebte. Wer aber konnte ihm Auskunft hierüber geben? Keines ihrer gemeinsamen Bekannten hatte von ihr gehört. Da fiel ihm Julian Dressen ein. Es war unwahrscheinlich, —

aber vielleicht hatte sie diesem eine Nachricht von sich zukommen lassen. Ungesäumt schrieb er einige Zeilen an Dressen und war nicht wenig erstaunt, als ihm der Postbote am nächsten Tage seinen eigenen Brief wieder einhändigte. Er nahm den Brief in Empfang, besah ihn von allen Seiten und erblaßte.

Auf dem Umschlag, unter der Stelle, wo Fantow vorsichtshalber seine Adresse hingesetzt hatte, im Fall, daß Dressen verreist wäre oder Quartier gewechselt hätte, stand von der Hand eines Postbeamten geschrieben: „Unbestellbar. Adressat verstorben.“

Es ließ Fantow keine Ruhe. Er mußte hören, wann und wie der unglückliche Schwärmer geendet. Am selben Tage noch fuhr er nach Moabit. Während der Fahrt dachte er lebhaft an jene Fahrt mit Paula. Damals war's im Mai gewesen; Alles hatte gegrünt und geblüht und geduftet. Er hatte geliebt und war bei allem Leide glücklicher gewesen, als heute, wo es so ruhig, so abgestorben war in seiner Brust. Damals hatte jener Schwärmer noch gelebt und hatte gehofft und davon geträumt, die Menschheit zum zweiten Male zu erlösen. Die Zeit aber rollt dahin, unaufhaltsam und unerbittlich, und führt mit sich fort unsere großen und kleinen Hoffnungen, unsere großen und kleinen Leiden und endlich uns selber. Entlaubt standen heute die Bäume; die Blumen waren schlafen gegangen, Wärme und Blüthenduft dahin. Paula weilte, er wußte nicht wo, den jungen Schwärmer und alle seine Hoffnungen umschloß ein enges Grab, die Liebe in seinem Herzen war todt, und einsam fuhr er seines Weges, an einem

kalten, regnerischen, sonnenlosen Octobertage. Wie sich doch Alles ändert und wie Alles zerstiebt und wie namenlos traurig das war! . . .

Frau Jürgen empfing ihn, wie damals, in der Küche. Ihre Tochter stand am Herde, mit der Zubereitung des einfachen Mittagmahles beschäftigt. Fantow heftete einen neugierigen Blick auf das Mädchen. Sie schien ihm größer und noch magerer geworden zu sein, — ihr Gesicht hatte einen finsteren, trostlosen Ausdruck. Sie dankte seinem Gruße nicht und schaute ihn überhaupt nicht an.

Frau Jürgen brach bei seinem Anblick in Thränen aus. Sie hätte, erzählte sie ihm klagend, vor vierzehn Tagen ihr Jüngstes, die arme kleine Grete, begraben. Das schwache Dingelchen wäre ja gut aufgehoben; aber es hätte sich so lange quälen müssen, bis es endlich erlöst worden, und das könne sie nicht vergessen. O! nimmermehr.

Fantow sprach einige Worte des Trostes, daß die Kleine nun Ruhe hätte und alle Pein für sie vorüber wäre, und was man in solchen Fällen eben vorzubringen pflegt. Frau Jürgen hörte ihn schweigend an und schüttelte blos den Kopf. Die Erinnerung an die Leiden ihres Kindes war noch zu frisch, — da verfängt kein Trosteswort.

Fantow gab denn dem Gespräche eine andere Wendung, indem er der Frau sagte, was ihn hergeführt hätte, und sie fragte, wann Julian Dressen gestorben wäre.

„Wann war es nur doch?“ fragte die Frau ihre Tochter. „Seit dem Tode des Kindes bin ich ganz ver-

wirrt, vergesse Alles. . . Wann starb der Herr Doctor, Anna?"

„Am fünfzehnten September", gab das Mädchen mit tonloser Stimme zur Antwort.

„Ja. In einer Nacht von Sonnabend auf Sonntag geschah es", sagte Frau Jürgen. „Am Abend war er noch recht munter, wenn auch sehr schwach. . . Er verlöschte wie eine herabgebrannte Kerze, sanft und schnell."

„Das wissen wir nicht, Mutter", sprach das Mädchen so dumpf wie vorhin. „Er starb allein. Ganz allein", wiederholte sie und starrte in das Herdfeuer.

„Er sah so friedlich aus! Wozu quälst Du Dich? Laß uns hoffen, daß sein Todeskampf ein kurzer und leichter gewesen ist."

Das Mädchen schwieg.

„Sie wollte diese Nacht durchaus bei ihm wachen", sprach Frau Jürgen weiter. „Aber wir erlaubten es ihr nicht. Die ganze Nacht schloß sie kein Auge. Als ob sie's geahnt hätte!"

„Ich wußt' es eben", entgegnete ihre Tochter. „Man merkte ihm ja schon am Abende an, daß er . . ."

Die Stimme versagte ihr. Sie wandte sich ab, so daß Fantow ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Und wußte er selber, daß sein Ende so nahe?" fragte dieser.

„I, bewahre! Er hoffte zuversichtlich, wieder gesund zu werden. Seine Eltern wollten durchaus, er möchte nach Hause, nach Köln, kommen. Irgend Jemand hatte schon im Mai seiner Mutter geschrieben, daß er sterbend wäre." (Wie lebhaft gedachte Fantow Paula's bei diesen

Worten!) „Das theilten seine Leute ihm mit und forderten ihn auf, daß er, wenn wirklich krank, ungesäumt nach Hause reisen möchte. Sie wären gesonnen, ihn mit aller Liebe aufzunehmen, natürlich aber vorausgesetzt, daß er sich ihren Weisungen füge und alle seine Tollheiten aufgebe. Es war eben das alte Lied!“

„Begreiflich!“ murmelte Fantow. . .

„Mag sein“, entgegnete Frau Jürgen. „Er jedoch war ebenso starr, wie seine Angehörigen. Er antwortete ihnen, daß er nicht krank wäre und so bleiben wolle, wie er sei — und damit hatte die Sache ihr Bewenden. Und darauf schleppte er sich denn so hin, wurde immer schwächer, immer elender, hielt aber fest an dem Glauben, daß er genesen und wandernd die Welt durchziehen würde, um den Menschen seine Lehre zu verkünden, blieb sich selbst und seinen Ideen getreu bis zuletzt . . . und dann war es plötzlich aus. Nun kamen auch die Eltern und Geschwister und machten ein Geschrei und klagten sich und uns an, daß wir ihnen hätten schreiben sollen, — als ob wir das gekonnt hätten, indem wir nichts wußten, als daß sie in Köln lebten. — Am Ende aber sahen sie ein, daß sie uns Unrecht gethan; sie beschenkten uns reichlich, was ich gerne bekennen will, und führten den todten Sohn und Bruder mit sich fort. Es war ein edler, ein gerechter Mensch, glauben Sie es mir. Wären Alle oder doch Viele so wie er, wie würde man diese Menschen preisen! Aber weil er ganz allein stand, hieß man ihn einen Narren.“

Fantow blieb stumm auf diese Rede. „Worum ich Sie noch fragen wollte“, bemerkte er nach kurzem Schweigen.

„Ist Ihnen bekannt, was aus Paula Went geworden ist? Hörten Sie jemals von ihr?“

„Doch. Ein einziges Mal. Im Juni erhielt ich einen Brief von ihr. Aus New-York. Sie schrieb mir, daß sie nach Virginia, zu ihrer Freundin, zu reisen vorhabe und sich dort anzusiedeln gedenke. Sie bat mich auch, über Herrn Dressen zu wachen und ihn zu pflegen und ihm zur Seite zu stehen in Krankheit und Leid. Eine Adresse gab sie nicht an. Ich konnte ihr darum nicht antworten. Sie schrieb auch kein zweites Mal.“

„Ob sie erfahren haben mag, daß Dressen todt?“ sprach Fantow gedankenvoll vor sich hin.

„Wie sollte sie?“ entgegnete Frau Jürgen. „Niemand weiß, Niemand hört von ihr. Sie ist verschollen für alle ihre Freunde. Wer hätte es ihr sagen können? Und da drüben, in Amerika, lebt wohl Keiner, der den armen Doctor kannte. Ich wünsche auch nicht, daß sie es erfährt. Wenigstens nicht so bald. Sehen Sie, unser gnädiges Fräulein ist herzensgut. Aber sie weiß selber niemals recht, was sie will. Bald fing sie dieses, bald jenes an. Bei keinem Dinge verweilte sie lange Zeit. Und wenn sie etwas fallen gelassen, bereute sie wieder, es aufgegeben zu haben. Solche Menschen kommen aus der Aufregung und Bewegung, dem Suchen, Finden und Verlieren und der Reue niemals heraus. Man hätte meinen sollen, daß Fräulein Went ohne Herrn Dressen nicht zu leben vermöchte, so sehr hing sie an ihm. Und dennoch verließ sie ihn, und dann that ihr das wieder leid, und ich glaube, daß sie hauptsächlich Herrn Dressen's wegen, um ihn zu vergessen, auswanderte ... Wenn

sie jetzt schon von seinem Ende hörte, würde sie sich Gott weiß was für Vorwürfe machen darüber, daß sie nicht bei ihm geblieben, und sich halb zu Tode grämen. Erfährt sie aber erst nach Jahren davon, wo sie ihn längst vergessen, längst Anderes und andere Menschen gefunden hat, die sie beschäftigen und interessiren, dann nimmt sie die traurige Kunde wohl ruhig auf. Menschen ihren Charakters gerathen zwar leicht außer Rand und Band, — aber es ist von keiner Dauer. Ist einmal eine gewisse Spanne Zeit über etwas hinweggegangen, dann berührt es sie nicht mehr. Und darum möchte ich wünschen, das Fräulein erführe vom Tode Dressen's erst, wenn sie seinetwegen ruhig geworden."

„Und er, — sprach er oft von ihr?"

„Niemals. Ihren Brief aus New-York ließ ich ihn lesen. Er las ihn und gab ihn mir schweigend zurück. Und da ich nicht wußte, ob es ihm angenehm wäre, an das Fräulein erinnert zu werden, vermied ich es, ihrer zu erwähnen. Daß er sie vergessen, glaube ich nicht. Er war nur allzu getreu, fühlte nur allzu tief — nach jeder Richtung hin."

Jemand machte eine Bewegung. Frau Jürgen und Fantow blickten sich um. Sie sahen Anna eilends die Küche verlassen.

„So macht sie es immer," sagte Frau Jürgen kopfschüttelnd. „Immer läuft sie davon, wenn man von des Doctors Liebe zu Fräulein Went spricht. Sie kann es nicht hören . . ."

Mit einem Seufzer brach sie ab, und auch Fantow verhielt sich schweigend. Dann verabschiedete er sich von Frau Jürgen und ging seiner Wege.

In der nächsten Zeit lenkte er den Schritt wiederholt nach dem vegetarischen Speisehause. Der gute Herr Zirse bewillkommnete sein Wiedererscheinen mit aufrichtiger Freude. Von Dressen's Tod hatte Herr Zirse erfahren, von Paula Went jedoch so wenig gehört wie die Andern, welche sie gekannt hatten. Uebrigens freute es ihn, sie in Virginia zu wissen.

„Eine so kluge, so unterrichtete und selbständige junge Dame macht überall ihren Weg," meinte er hoffnungsvoll. „Amerika ist der richtige Boden für Fräulein Went. Und Gesinnungsgenossen wird sie da auch gefunden haben. In der neuen Welt findet man Alles."

Das erschien ihm offenbar die Hauptsache, — unter Vegetariern zu sein.

Das nun dünkte Fantow ziemlich gleichgiltig. Indessen neigte auch er sich dem Glauben zu, daß Paula Went sich in Amerika, soweit dies bei ihrem schwankenden Charakter möglich, zurecht gefunden haben mochte. In Amerika wimmelt es von Sectirern jeder Gattung, und das war es, was Paula vor Allem brauchte: sich an irgend eine absonderliche Bewegung anzuschließen, daran und dafür zu begeistern und über kurz oder lang wieder — abzufallen. Aber das verschlug nicht viel. Bei der großen Mannigfaltigkeit, welche in dieser Hinsicht in Amerika herrschte, würde es Paula stets ein Leichtes sein, für Aufgegebenes Ersatz zu finden, und so war anzunehmen, daß es ihr da drüben an der ihr nothwendigen Aufregung und Beschäftigung nicht fehlen würde.

Auch von Dressen sprachen sie . . .

„Wenn Sie der Ansicht sind", sagte Herr Zirse auf eine Bemerkung des Anderen, „Dressen sei an seiner Lebensweise und nur an dieser zu Grunde gegangen, kann ich Ihnen nicht beipflichten. Wie viele erliegen der Schwindsucht, die sich bis an ihr Ende von gebratenem Fleische nährten! Und dennoch sterben sie — trotz aller Beefsteak's und Roastbeef's. Jedenfalls aber glaube ich, daß, wenn Dressen's Lehre überhaupt praktisch durchführbar ist, dies langsam geschehen müßte. Wir müssen uns durch Generationen, Schritt vor Schritt auf diese uns gänzlich ungewohnte Ernährungsweise vorbereiten; auch Sorge dafür tragen, daß es unseren Enkeln an Feld- und Gartenfrüchten nicht fehle. Dressen aber wollte diese Umwälzung über Nacht bewerkstelligen, wollte zu viel, wollte Alles auf einmal. Und daran ist er gescheitert und starb, ohne einen einzigen Gläubigen zu hinterlassen. Immerhin aber behaupte ich noch heute, daß er ein edler Mensch war und das Beste wollte; und daß wir ihn getrost zu der kleinen Schaar derjenigen zählen können, von welchen behauptet werden darf, daß sie während ihres ganzen Lebens keinem einzigen ihrer Mitgeschöpfe ein Unrecht oder eine bewußte Kränkung zugefügt haben und daß man auf seinen Grabstein die Worte aus der Bergpredigt setzen könnte: Selig sind die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten; sie werden gesättigt werden."

„Das ist die schönste Grabrede, die einem Todten gehalten werden kann", erwiederte Fantow ernst und drückte Zirse's Hand. „Wohl dem, von welchem gesagt werden darf, daß er gelebt, ohne Unrecht und ohne

einem Anderen absichtlich wehgethan zu haben! Und von wie Wenigen läßt sich das sagen!“

Nach diesem Besuche gab Fantow es wieder auf, das vegetarische Speisehaus zu betreten. Was sollte er dort, da die Sache selbst ihn ja doch nicht interessirte! Die Vegetarier mit ihren milden Gesichtern und ihrer Sanftmuth boten ihm keinerlei Anregung mehr, seit Paula fehlte. „Ein Alltagsmensch,“ sagte er sich, „bleibe hübsch ruhig im breiten Geleise der Alltäglichkeit. Sobald er auch nur den bescheidensten Seitensprung wagt, ist ihm zu Muthe, als lege er ein Kleidungsstück an, das nicht für ihn gemacht wurde und ihm darum nicht paßt. Eines schickt sich nicht für Alle, und für mich, den Alltagsmenschen par excellence, schickt es sich durchaus nicht, den Sonderling spielen zu wollen.“

Kurze Zeit darauf wurde er nach einer deutschen Provinzstadt verschlagen, an deren Bühne er ein verhältnißmäßig günstiges Engagement fand. Dort verblieb er auch und hatte nunmehr die späte Genugthuung, in ersten Rollen vor sein weniger anspruchsvolles Publikum treten zu dürfen. Vegetarisch zu leben — selbst nur im Scherze — fiel ihm nimmer wieder ein. Er lebte und aß wie andere Menschen, hielt sich Originalen fern, machte recht gewöhnlichen und leicht zu befriedigenden Frauen und Mädchen den Hof, hatte Glück bei diesen Damen und fand, daß man auf normale Weise am angenehmsten und bequemsten lebe. Manchmal erzählte er seinen anspruchslosen Verehrerinnen vom heiligen Dräusus und dessen Ideen, und die Provinzfrauen und Mädchen hörten ihm mit höchlich erstaunten

Mienen zu. Aber seltsam! Keine einzige lachte dabei; das verdroß ihn beinahe und hatte zur Folge, daß er es bald aufgab, von demjenigen, welcher selbst noch im Tode ein gefährlicher Nebenbuhler zu bleiben schien, zu reden. Auch seine unglückliche Liebe zu Einer, die ihm so viel und der er nichts gewesen, hielt er vor seinen Freundinnen sorgfältig geheim. So etwas verschweigt man gewöhnlich ... das setzt in den Augen der Damen herab. — Von Paula Went hat er niemals wieder gehört.

Ein Taugenichts.

Erzählung

von

Franz Nissel.

Die ganze Sippschaft lag dem Ulrich Fellner in den Ohren, er müßte seinen Conrad in die Stadt schicken und studieren lassen, bei seinen Mitteln wär' es eine Schande, wenn er's nicht thäte. Das stieg dem Ulrich Fellner zu Kopfe; denn es war ganz nach seinem Sinn und der Kamm schwoll ihm gewaltig, wenn er sich seinen Sprößling als gelehrten Professor oder wohltitulirten Herrn Hof- und Regierungsrath dachte. Fehlen konnte es ja nicht, denn der Junge war fleißig und geschickt, wohin man ihn stellen mochte, auf die Wiese oder auf den Acker, auf den Weinberg oder in den Küchengarten. „Wer vom Bauer auf eine gute Art loskommen könnte, der sollte es thun" sagten Alle — und Ulrich gab ihnen Recht. So ward's beschlossen — für den nächsten Herbst schon.

Der Conrad machte eine ganz verduzte Miene dazu, als man es ihm feierlich verkündigte. Er wußte nicht warum, — aber es wurde ihm weh zu Muthe, je näher die festgesetzte Zeit herankam. Er hatte keine klare Vorstellung von dem, was ihm bevorstand, — so viel aber war ihm deutlich genug, daß er sein liebes Dörfchen verlassen müsse, — man sagte ihm, vorerst auf ein Jahr. Das schien ihm eine Ewigkeit. Er begriff's gar nicht, warum es ihm wie eine Centnerlast auf die Brust

sank, als die ersten Blätter von den Bäumen fielen. Aber er sagte kein Wörtlein davon; denn er wußte, wenn der Vater einmal gesagt hatte: „Das geschieht!", so geschah's auch.

Der Wagen, der ihn zur nächsten Bahnstation befördern sollte, hielt vor dem Geschäfte. Die hellen Thränen standen ihm in den Augen und er fragte sich, ob denn im nächsten Frühjahr ohne ihn die Wiesen wieder grün werden, die Bäume ausschlagen, die Heerden den Weg auf die Weide finden könnten? „Sei brav und fleißig!" rief ihm der Vater nach, als der Wagen davonrollte.

Mit dem Studieren ging es dem Conrad schlecht, weil es ihm überhaupt mit nichts in der Stadt zusammenging. Es war ihm wie dem Vogel im Bauer, dem Fisch im Behälter. Wenn er auf der Straße zwischen den hohen Häusern hinschritt, da war es ihm, als müßten sie jetzt plötzlich über seinem Kopfe zusammenstürzen; es kam ihm vor, als fürchteten die vielen Menschen, die wie toll an ihm vorüberrannten, etwas Aehnliches, was seine Hast, nach Hause zu kommen, vermehrte. Nach Hause? Durfte er denn nach Hause? War er denn irgendwo in der Stadt zu Hause? Wenn er zwischen seinen vier Wänden saß, da war es ihm wieder, als rückten sie von allen Seiten immer näher auf ihn heran, um ihn einzuschließen, und er hielt's nicht aus und mußte fort in's Freie! In's Freie? — Zwischen den ernsten, hohen Häusern stand er wieder und sah vom Himmel nur Stückchen. Bei dem allen drückte es ihn im Herzen, als hielte es Einer in die Faust gepreßt. Er fragte sich

oft selbst, ob er denn krank sei? Als er aber seinen Zustand eines Tages seinen Mitschülern schilderte und sie um ihre Meinung anging, was ihm denn fehle und ob er sich niederlegen und schwitzen solle, da merkte er, daß die einen schmunzelten, während die andern kicherten, bis Einer laut auflachend sagte: „Mir scheint, der einfältige Junge hat's Heimweh!" Heimweh! Er spürte, wie das Wort sein Leiden vermehrte. Doch hörte er's zum ersten Mal und verstand's nicht recht, was es eigentlich für ein Uebel sei. Nur so viel begriff er, daß es etwas recht Albernes darum sein müsse, weil ihn Alle so angrinsten und Gesichter schnitten, daß ihm ganz bang wurde und er keine Silbe weiter mit ihnen zu reden wagte. Er konnte nichts vorwärts bringen, denn er konnte nichts lernen. Wenn er sich sagte: zur Arbeit! da suchte er jedesmal in allen Ecken nach einem Schneidemesser oder einer Sichel, oder einem andern ländlichen Werkzeuge und wollte zur Thür hinaus, bevor ihm einfiel, daß die Arbeit vor ihm auf dem Tische lag. Das war aber keine Arbeit für ihn und ein Vergnügen war's auch nicht, es war — er wußte nicht, wie er's nennen sollte. Er begriff nur, daß es ihn quälte. Und wenn er sich vollends daran erinnerte, daß man ihm gesagt hatte, er müsse fleißig studieren, um ein großer Herr zu werden und sein Lebtag in der Stadt zu wohnen: da warf er die Bücher von sich, so weit es die Stube erlaubte.

Wenn er dann geprüft wurde, so wußte er nichts und antwortete so krumm und dumm, daß der Lehrer zehnmal auf den Tisch pochen mußte, um ein allgemeines Gelächter zu verhüten.

Seinem Vater aber schrieb man nach Hause, der Junge sei hartköpfig und träge, worüber der Ulrich gewaltig die Augen aufriß, indem er behauptete: das könne gar nicht sein; denn der Conrad sei stets ein aufgeweckter Geist und beinahe schon so gescheidt wie er selbst gewesen. Und was die Trägheit beträfe, so habe er nie dazu eine Anlage gehabt.

Als der Frühling kam und die Luft selbst in der Stadt duftig zu werden begann, als hätte sie an den Blüthen der ganzen Umgegend genascht und wäre nur hereingekommen, um zu sagen, wie schön es draußen sei, — da trieb es den Conrad durch die Stadtthore in's Freie, und auf den ersten frischgrünen Hügel stieg er pochenden Herzens und schaute in die Ferne. Von seinem lieben Dörfchen war nichts zu sehen. Aber es war ihm, als müßte es jetzt und jetzt aus einer üppigen Wiese oder einem sonnigen Felde emporsteigen, denn Alles nickte ihm so vertraulich zu ringsumher. Da lag er ganze Tage lang in der Erwartung und fühlte die ganze Pein getäuschter Erwartung. Aber wohler war es ihm doch zu Muthe als zwischen den ernsten hohen Gebäuden.

Seinem Vater aber schrieb man nach Hause, daß er mit jedem Tage liederlicher werde, früh Morgens fortgehe, man wisse nicht wohin, — spät Abends heimkehre, man wisse nicht woher? — Denn, wer beim Namensaufrufe dem Lehrer die Antwort schuldig bleibe, das sei der Conrad. Das Schlimmste von Allem sei, daß er nun gar die Nächte zu durchschwärmen anfange; denn sein Bett bliebe nicht selten unberührt.

Wirklich konnte sich der arme Conrad oft nicht von Flur und Feld trennen, selbst wenn der Mond heraufstieg und die Sterne herunterzublinken anfingen; er lag sinnend auf seinem Hügel, bis er einschlief und von seinem lieben Dörfchen träumte.

Das geschah Alles gerade in den letzten Monaten des Schuljahres, während die Schlußprüfung immer näher herankam. Wer bei derselben durchfiel, das war der Conrad, der es nun Schwarz auf Weiß bekam, daß er ein liederlicher Taugenichts sei. Und es hatte ihm doch immer in der Seele weh gethan, wenn er die Felder vor der Stadt entlang ging und die Leute darauf rüstig wirthschaften sah und sich selbst zur Last wurde, weil ihm Keiner zurief, mit Hand anzulegen.

Die Ferien waren da. Ein Verwandter kam in die Stadt, ihn heimzuholen. „Heim," sollte er! War das ein Kirchtag in seinem Innern mit Tanz und Geigentönen und Gläsergeklirre! Heim! Wäre er doch tausendmal schon heimgelaufen, hätte er nur gewußt, wo der Weg heimführte. Wie ihm das Brausen der Locomotive gefiel! Wie er gar nicht begreifen konnte, warum sein Begleiter so verdrossen und einsilbig war!

Absteigen, hieß es, und zu Fuß weiter. Seiner Ungeduld schien es noch hundert Meilen, aber müde zu werden, fürchtete er doch nicht. Anders ihm, der so träge und schwerfällig zur Seite schritt, als hätten seine Stiefel bleierne Sohlen!

Jetzt rasch noch den Hügel hinan! Da lag — wie er es verlassen, lag es da — lieb und friedlich! Dem Konrad stürzten die Thränen aus den Augen, er aber

stürzte den Hügel hinunter, in das Dorf hinein. — Sein Begleiter blieb weit hinter ihm zurück.

Unter den Seinen stand er; rings um ihn her nur liebe, vertraute Gesichter! Er wußte kaum, wem er zuerst in die Arme fallen sollte! Aber — es öffnete sie nicht Einer von Allen. Was war denn das? Ihm wurde auf einmal wieder so bange zu Muthe, wie zwischen den ernsten, hohen Gebäuden; denn die Gesichter sahen alle finster und streng auf ihn — und mehr, als alle anderen, das seines Vaters. Einen Augenblick war Alles mäuschenstill. Dann machte Einer von der Sippschaft nach dem Andern den Mund auf.

„Saubere Geschichten hört man von Dir!"

„Hübsch nimmst Du Dich zusammen in der Stadt!"

„Schande bringt uns der einfältige Junge!"

„Hinausgeworfen ist das schöne Geld für ihn!"

„Ein liederlicher Faulpelz ist er geworden!"

„Ein Taugenichts!"

Der Konrad war kreideweiß geworden. So hatte es ihm das Herz noch niemals zusammengepreßt. Er hätte in dem Augenblicke sein ganzes Leben gelassen für ein gutes Wort. Aber es war Keiner da, der es sprechen wollte.

Er ging im Dorfe umher, wie verloren. Die Burschen, mit denen er sonst gehalten, verzogen die Mienen und meinten: „Was Vornehmeres wolle er werden, als sie alle, aber sich keine Mühe darum geben. — Faulenzen in der Stadt sei freilich besser, als arbeiten auf dem Lande."

Es kam ihm nicht anders vor, als ob sein liebes Dörfchen auf einmal versunken und verschwunden wäre. Er schlich vor dem Gehöfte seines Vaters vorbei; denn er wollte von rückwärts ungesehen in den Hof hinein und auf den Heuboden steigen und liegen bleiben die ganze Nacht. Da blickten ihm doch die Sternlein freundlich zum Dachfenster hinein, — von denen sagte keines zu ihm: Du Taugenichts! Die Sonne kam hinter den Bergen wieder hervor. Wie das glänzte von lichten Strahlen und rothgoldenen Streifen am Himmel! Wie das funkelte von Thautropfen! Wie das dampfte von Morgenduft! Wie das zwitscherte von den Zweigen und rauschte in den Blättern und frisch wehte von den Bergen!

Der Konrad stand am Fenster und schaute in das Thal hinaus und in die Wälder hinein. Da wurde ihm leichter und er kam sich nicht mehr so gottverlassen vor; denn Alles bot ihm freundlich: Guten Morgen! Es war doch noch sein liebes Dörfchen!

Es erkannte ihn ja wieder, — nur die Menschen wollten nichts von ihm wissen. Es rief ihm zu: Bleib' da! — Nur die Menschen sagten ihm: Geh', wir brauchen Dich nicht hier! Wie war ihm wohl, daß Feiertag war und noch Alles schlief!

Als er aber zuerst wieder dem Vater unter die Augen trat, da warf er sich vor ihm hin und küßte seine Hände und weinte und bat, er möchte wieder freundlich darein sehen und ihn nicht wieder fortschicken in die Stadt.

Dem Vater aber wollte der Gedanke an den gelehrten Herrn Professor oder Hof- und Regierungsrath

nicht aus dem Kopfe und er berathschlagte sich mit der Sippschaft. Da meinte dann der Eine, „man solle Alles zweimal versuchen", — der Andere, „man müsse die Kinder zu ihrem Glücke zwingen" und der Dritte, „der Verstand werde schon kommen mit den Jahren" — und sie beschlossen, ihn wieder fortzuschicken. Er hatte gut klagen und betheuern, er verlange sich kein vornehmer Herr zu werden, — der Vater sagte: „Du gehst!" und er wußte, da war an ein Bleiben nicht zu denken.

Und wieder kam der Tag, wo es hieß, dem lieben Dörfchen Lebewohl zu sagen. Er wußte nicht, warum ihn diesmal ein Schauer überlief, als ob ihm eine eiskalte Hand den Rücken berührte, als er sich am Hügel zum letzten Male umsah. Vom Walde herüber kam's wie ein langgehaltener Seufzer, der Wind strich über die Wipfel der Föhren hin.

Hinein in die Stadt! „Du gehst", hatte der Vater gesprochen, „und das sag' ich Dir, Du kommst mir nicht wieder, bevor Du Dich gehörig über Deinen Fleiß und Deine gute Aufführung ausweisen kannst." Diese Drohung war pfiffig ausgedacht, um den Jungen zum Lernen anzuspornen. Aber der bedurfte keiner Anspornung mehr. Wäre er doch selbst um keine Welt mehr früher heimgekehrt; denn noch eine solche Begrüßung, wie die erste, das fühlte er, die würde ihm das Leben kosten. Tag und Nacht saß er da und büffelte. Es sollte ihm Keiner mehr sagen dürfen, er sei ein Taugenichts.

Aber alle die Buchstaben und Zahlen wollten ihm nicht in den Kopf hinein; es war, als sprängen sie wie lose Buben rechts und links davon, wenn er mit den

Augen nach ihnen haschen wollte. Er fühlte, daß er es mit dem Studieren nie zu etwas Rechtem bringen werde — und zu was Rechtem mußte er's bringen, sonst nannte man ihn sein Lebtag einen Taugenichts. Herr Gott! Es war ihm oft, als müsse er die Stirne an der Wand einstoßen, wenn er drei Stunden da gesessen und über einer Aufgabe gebrütet zu haben glaubte und dann erst entdeckte, daß er nichts gethan hatte, als gedankenlos in das Leere gestarrt.

War er denn gar so einfältig? Nein, er war krank; recht krank, — das fühlte er; denn es stach ihn im Herzen und im Kopfe, und oft wurde er so matt, daß er fürchten mußte, umzusinken. Aber er traute sich Keinem etwas davon zu sagen; denn er dachte, er leide noch immer an dem lächerlichen Uebel: dem Heimweh.

Und als die Prüfung wieder kam, da fiel er wieder durch. Da gab er den Gedanken auf, sein liebes Dörfchen wieder zu sehen — in diesem Jahre. Am selben Tag' aber fand man ihn bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt. Man brachte ihn wohl zu sich, aber nur, um ihn in das Bett zu bringen.

Als man es dem Vater schrieb, da schüttelte der alte Ulrich ganz erstaunt den Kopf und meinte, „das könne gar nicht sein; denn sein Conrad wäre stets ein kerngesunder Bursche gewesen." Und als man ihm schrieb, daß sein Conrad gestorben sei, da schüttelte er auch den Kopf und meinte wieder, daß er das nicht begreifen könne. Aber eine bittere Thräne stahl sich dabei aus seinem Auge hervor.

Unter der Sippschaft aber war ein Geflüster: „Wer weiß, welchen Ausschweifungen sich der Junge in der Stadt ergeben hat?" und: „Vielleicht sei dies besser so für den Ulrich; — viel Freude hätte er ohnehin nicht erlebt durch seinen Conrad, der einmal doch ein Taugenichts geworden!"

Mutter und Tochter.

Novelle

von

Maria Solina.

I.

Hippolyte.

Eine Woche lang sprach man in der Gesellschaft kaum von etwas Anderem. In allen Empfangszimmern lag das elegant ausgestattete Blatt auf, — gewöhnlich an einer Stelle, wo es nicht gut übersehen werden konnte — und es machte sich immer wie von selbst, daß der Besucher den nachläßig zusammengefalteten Bogen in die Hand bekam und den wohlbekannten Inhalt nochmals mit den Augen überflog:

„Franz, Reichsgraf von Oldenstein, Graf von Erbsdorff, Freiherr von Stätten, Ritter des Ordens vom goldenen Vliesse, Sr. kaiserl. u. königlichen Majestät wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, k. u. k. Feldmarschalllieutenant, etc. etc. und Hippolyte, Reichsgräfin von Oldenstein, Gräfin von Erbsdorff, Freiin von Stätten, geborene Gräfin Kempen, geben hiemit Nachricht von der bevorstehenden Vermälung ihrer Tochter Lucie, Reichsgräfin von Oldenstein etc. mit dem hochwohlgeborenen Herrn Felix von der Wachau, k. u. k. Oberst im Generalstabe, Ritter des Kronen-Ordens. etc. etc.“

— — — — — — — — — — — —

Nur widerstrebend legte man das interessante Document an seinen Platz zurück.

„Was sagen Sie dazu?" — hieß es dann regelmäßig.

Nun, und da sagte man denn allerlei.

Es war ein Verhältniß gewesen, wie tausend andere mehr und auch die schließliche Lösung erschien nicht Allen gar so ungewöhnlich. Im Gegentheil: die gewiegten Lebenskenner zuckten wohl mit einem vielsagenden Lächeln die Achseln, wenn die Rede darauf fiel, aber sie überließen es Anderen, sich darüber zu wundern. Dasselbe war ja schon unzählige Male dagewesen, — immer das alte Lied.

— Gräfin Hippolyte stand im Zenith ihrer strahlenden Schönheit, als sie Felix von der Wachau — er war damals noch Rittmeister — kennen lernte. Der junge Mann war zum Adjutanten des Feldmarschalllieutenants ernannt worden und an einem ihrer kleinen Empfangsabende stellte der Gatte ihn ihr vor.

Sie liebte ihn von der ersten Secunde an, von dem ersten Blick, der aus den auffallend großen klugen Augen bewundernd über sie hinwegglitt. Und Alles kam, wie es zu kommen pflegt.

Vorsichtig war sie nicht, und es war nicht ihre Schuld, wenn der Gatte nach wie vor ahnungslos ihre Stirne küßte, wenn die Welt nicht gleich Anfangs mit Fingern auf sie wies. Aber es kam trotzdem zu keinem Eclat, denn jede Kopflosigkeit der verliebten Frau machte der junge Mann tactvoll wieder gut.

Sie zürnte ihm manchmal dieser Vorsicht wegen, denn während sie nur darnach lechzte, sich für ihn aufzuopfern, sich ohne Rücksicht auf ihre Frauenehre für ihn zu compromittiren, fühlte sie sich immer wie durch eiserne Klammern von seiner willensstarken Hand zurückgehalten. Zuweilen machte sie dem Geliebten eine Scene, wenn diese Fessel sie drückte, ja, sie nannte ihn feig in ihrer Erbitterung, aber sie fügte sich immer wieder: er beherrschte sie ganz.

Nur ihr Kind wollte sie ihm nicht geben, als er es von ihr begehrte.

Sie hatte es zwar kommen gesehen, seit geraumer Zeit. Vor wenigen Jahren war Lucie noch ein Kind gewesen, das mit der Puppe spielte und schmollte, wenn man es schalt, — die letzten zwölf Monate hatten ein Wunder an ihr vollbracht. Und während sich das Wunder vollzog, hatte die Mutter einige Male Blicke aus den Augen des Freundes aufgefangen, die ihr plötzlich alles Blut nach dem Herzen trieben.

Sie unterdrückte das Gefühl, welches sich im ersten Augenblicke ihrer bemächtigt hatte, mit einer energischen Willensanstrengung: es war ein häßliches Gefühl und sie schämte sich dessen ... Eifersüchtig? Sie? Und auf das eigene Kind? Pfui! wohin verirrte sie sich?

Aber die Empfindung ließ sich gleichwohl nie mehr ganz verscheuchen: sie kehrte wieder, immer heftiger, immer qualvoller, — endlich völlig vernichtend. Denn so sehr sie sich auch bemühte, blind zu sein, der Schleier fiel dennoch von ihren Augen und ihr Herz stand stille vor

Entsetzen. Die schöne Frau büßte einen Theil ihrer großen Schuld in diesem einen Jahre.

Kämpfe, wie Gräfin Hippolyte sie kämpfte, machen alt. Sie fühlte es und bemerkte die Spuren, welche tausend geweinte und ungeweinte Thränen auf ihrem Antlitze zurückgelassen hatten, früher als Andere, aber auch die Andern fingen allmälig an zu sehen.

„Notre chère comtesse est sur le retour“ — sagte die alte Gräfin Langsfeld, das Orakel, wie sie in der Gesellschaft genannt wurde.

Das war kurz vor dem Tage, an welchem die Werbung erfolgte. Am Vorabende hatte in den glänzenden Räumen des gräflichen Palais das letzte große Ballfest der Saison stattgefunden. Gräfin Hippolyte saß sichtlich abgespannt auf ihrer Ottomane und blätterte in einem Buche, ohne zu lesen, als man ihr die beiden Herren meldete: den Gatten und den Obersten von der Wachau.

Ein tiefes Unbehagen prägte sich in ihren Zügen aus und die Wangen der achtunddreißigjährigen Frau wurden um eine Nuance blasser. Aber sie ließ bitten — natürlich . . .

Der Minister, klein, zart, sehr beweglich, — das weiße Haar sorgfältig über der durchschimmernden Glatze geordnet, neigte sich galant über die Hand seiner Gattin. Aber diesmal nicht blos zum Morgenkuß: Gräfin Hippolyte fühlte einen warmen Druck und als sie aufsah, begegnete sie seinen blassen, kurzsichtigen Augen, die ihr mehr sagten als sonst. Es lag viel Güte in diesem Blick, viel liebende Bewunderung und wie eine

stumme Bitte um Verzeihung. Aber nebstdem auch eine Art scheuer Besorgniß.

Doch der Ausdruck in dem feinen Gesicht, das hie und da durch ein nervöses Zucken entstellt wurde, wechselte so rasch, daß es nicht möglich war, den vorherrschenden zu bestimmen.

Auch der Oberst suchte den Blick der Hausfrau, als er das gleichfalls bereits grau schimmernde Haupt erhob, das er zum Handkusse gesenkt hatte. Aber der Blick seiner dunkelumrandeten, hellgrauen Augen war fest und bestimmt: es lag die unzweideutige kühle Aufforderung darin, auf der Hut zu sein — widrigenfalls . . . der Rest ging unter in einer stummen Drohung.

„Gnädigste Gräfin“ — sagte er hierauf laut, sich gerade vor der Gattin seines Vorgesetzten aufrichtend, wodurch deren Antlitz den Blicken des Ministers entzogen wurde — „gnädigste Gräfin, ich wiederhole vor Ihnen dieselbe Bitte, die ich mir soeben erlaubt habe, an S. Excellenz, meinen hochverehrten Freund und Gönner zu richten: Gewähren Sie mir die Hand Ihrer lieblichen Tochter Lucie . . .“

Und der Himmel fiel nicht ein und die Erde öffnete sich nicht, und Gräfin Hippolyte ward nicht ohnmächtig: sie schloß nur eine Secunde lang die Augen und feuchtete sich die Lippen an, ehe sie sprach.

„Und Lucie? Weiß sie davon?“ — fragte sie dann. Das war alles.

Erst als der Gatte, beinahe im selben Augenblick, abberufen wurde, fand sie noch andere Worte.

„Das kann nicht sein — nie“ — flüsterte sie mit versagender Stimme — „ich gebe meine Einwilligung nicht.“

Sie war aufgestanden und machte einige hastige Schritte, doch nur, um in den nächsten Fauteuil kraftlos niederzusinken: die Wände des Zimmers, alle Gegenstände kreisten vor ihren Augen.

„Und warum nicht?“ — fragte der Oberst nach einer kleinen Pause; die Stimme hatte einen stahlharten Klang.

Sie lachte zuerst schrill auf bei der naiv-cynischen Frage; dann aber sagte sie ihm, äußerlich ebenso kalt wie er selbst, weshalb sie ihm ihr Kind nicht geben wolle, nicht geben könne, und es fehlte ihr nicht an Gründen.

Er ließ sie ruhig aussprechen und spielte indes mit dem Buche, das ihren Händen entglitten war und das er aufgehoben hatte.

„Unmoralisch . . . ungeheuerlich?“ — fragte er endlich erstaunt, ihre letzten Worte herausgreifend — „diese Auffassung finde ich zum Mindesten übertrieben. Als ich das Glück hatte, dieses Haus zum ersten Male zu betreten, war Comtesse Lucie acht Jahre alt, ein reizendes Kind . . . damals schon . . .“

Er hielt einen Augenblick inne und sein kühn geschnittenes Gesicht nahm einen weicheren Ausdruck an.

„Seither sind zehn Jahre vergangen . . . eine sehr lange Zeit —“ fügte er nach einigen Secunden langsam hinzu. Der besondere Nachdruck, den er darauf legte, machte die einfachen Worte verletzend.

Die Gräfin hatte die Augen geschlossen und hielt mit beiden Händen die Lehnen des Fauteuils krampfhaft fest wie in heftigem körperlichen Schmerz. Die zehn langen Jahre, von welchen er sprach, schienen ihr kurz, mit den jetzigen Minuten verglichen. Sie schwieg und auch der Oberst nahm erst nach einer längeren Pause wieder das Wort.

„Lucie wird Ja sagen, wenn sie gefragt wird" — sagte er endlich mit ruhiger Bestimmtheit — „und sie wartet auf diese Frage ... Darf ich wissen, womit die mütterliche Weigerung begründet werden soll, wie Sr. Excellenz, wie dem jungen Mädchen gegenüber?"

Er sprach so kühl, als ob die Angelegenheit ihn persönlich gar nicht berühre und sah dabei so gleichmüthig sicher drein wie ein siegreicher Feldherr bei einer ersten Begegnung mit dem Besiegten.

Doch die Gräfin gab sich noch nicht verloren, — sie wollte kämpfen. Sie hatte eine Secunde lang die Hände vor das Gesicht gepreßt und als sie dieselben sinken ließ, trugen ihre Züge einen so wildentschlossenen Ausdruck, daß der Oberst zurückwich.

Was konnte die Aufgeregte nicht alles thun? ... Vor den Grafen hintreten und ihm die volle Wahrheit sagen, jene Wahrheit, die er ahnte und doch nimmer glauben wollte ... sich vor ihrem Kinde auf die Kniee werfen und schluchzend rufen: „Verachte Deine Mutter! sie verdient es nicht anders, aber vergib, vergib" — .... die Augen der Welt durch ein offenes Geständnis auf sich ziehen und die Schmach, die sie über sich selbst gebracht, geduldig tragen .. oder auch freiwillig

sterben, um sie nicht tragen zu müssen? Denn die Gesellschaft ist tolerant, so lange sie von einem derartigen Verhältnisse blos munkelt, aber sie wird erbarmungslos einem offenkundigen Scandal gegenüber.

Es wäre eine Verzweiflungsthat gewesen, ohne Frage, aber Gräfin Hippolyte war verzweifelt und ihre von leidenschaftlicher Erregung flimmernden Augen drohten finster: „Ich thu's . . . bei Gott! ich thu's . . ."

Und dennoch — ein Blick in diese Augen und Wachau fürchtete nichts mehr. Er kannte die Frau, welche bebend vor ihm saß, zu gut; er wußte, daß sie schwach war und nie etwas vermocht hatte gegen ihn. — Und wenn sie sich nicht gutwillig fügte . . . nun denn: besaß er nicht Waffen genug, um sie unfehlbar zu Boden zu schmettern? Und ohne zu zögern machte er Gebrauch von diesen Waffen.

Hatte nicht sie ihn an sich gelockt mit Künsten der Koketterie, die ja jedem Weibe zur Verfügung stehen, wenn es deren zur Befriedigung seiner Launen bedarf? Hatte nicht dann sie ihn an sich gefesselt mit allmälig immer unerträglicher werdenden Banden? War nicht sie Schuld, daß er bis an die Schwelle des Greisenalters gekommen war, ohne zu wissen, was Familienglück ist, so daß er eigentlich niemals wahres Glück kennen gelernt hatte? — Und nun stand auch wieder sie wie der Engel mit dem Strahlenschwerte vor dem Zukunftsbilde, das sich freundlich lockend vor ihm entrollt hatte, und zu schöner, beglückender Wirklichkeit werden könnte — werden würde, — wäre nicht sie . . . immer sie . . .

Die rasch und halblaut hervorgestoßenen Worte fielen wie klare, eisige Tropfen auf ihr zuckendes Herz und das Haupt der schönen Frau neigte sich tiefer und tiefer. So saß sie regungslos, sie wußte selbst nicht, wie lange. Sie blickte nicht auf, sie weinte nicht, sie versuchte keine Gegenwehr, — nicht mehr den leisesten Laut.

Plötzlich fuhr sie zusammen; es war ihr, als habe sich dicht neben ihr etwas geregt; es war wie ein unterdrücktes Schluchzen, wie das Knistern eines Gewandes. Aber sie mußte sich geirrt haben, denn als sie aufsah, war das Zimmer leer. Der Oberst hatte sich ohne Abschied entfernt, beruhigten Herzens; er wußte, daß er von dieser Seite keinen Widerstand mehr zu befürchten habe.

II.

Lucie.

Auch im Uebrigen sollte Felix von der Wachau Recht behalten. Lucie hatte Ja gesagt, gleich, ohne sich eine Secunde zu besinnen.

Zwar war sie von der Mutter auf den bedeutenden Altersunterschied aufmerksam gemacht und mit scheuer Zärtlichkeit befragt worden, ob sie mit diesem Manne, der ihr Vater sein könnte, in Wahrheit glücklich zu werden hoffe, aber die zu schmeichelnder Geberde erhobenen Hände der alternden Frau sanken herab und die Augen suchten den Boden, als das Mädchen mit der ihm eigenen Ruhe erwiederte:

„Und weshalb nicht, Mama? Ihr waret doch auch glücklich, Du und Papa . . .“

Comtesse Lucie war eine auffallend schöne Erscheinung: etwas kleiner als die Mutter, doch vermöge ihrer mädchenhaften Schlankheit beinahe größer erscheinend, mit großen, braunen Augen und einem reizend geformten Mund in dem stolzen Gesicht.

Heute waren die zart gerundeten Wangen etwas blasser als sonst: das einzige Zeichen von Erregung an diesem für das junge Mädchen so bedeutungsreichen Tage. Doch man war Lucie nie anders als ruhig zu sehen gewöhnt und Gräfin Hippolyte unterdrückte einen Seufzer, als sie die Tochter auch heute so unnahbar kühl vor sich stehen sah. Sie hatte noch vor wenigen Minuten den lebhaften Wunsch in sich gefühlt, Alles zu vergessen, was der Vergangenheit angehörte, und nur mehr Mutter zu sein: ihre Arme um das Kind zu schlingen und ihm weiche, liebe Worte in das Ohr zu flüstern, wie eben nur eine Mutter sie findet. Aber diesem ruhigen, jungen Geschöpf gegenüber verlor sie den Muth dazu.

Sie kannte ihr Kind so wenig. Von jener tiefinnigen Vertraulichkeit, wie sie oft zwischen Mutter und Tochter — Beide beglückend — besteht, war zwischen der Gräfin und diesem jungen Mädchen nicht die Rede. Comtesse Lucie besaß merkwürdig wenig von jener hingebenden Weichheit und schutzbedürftigen Unselbständigkeit, welche so manches zur Jungfrau werdende Kind so lieblich und zugleich so einfältig erscheinen läßt. Sie war ganz anders als die übrigen Mädchen ihres Alters: wie diese meist plaudersüchtig, war sie verschlossen, und

wenn die Andern sich in all ihrem Thun und Lassen unsicher zuwartend zeigten, schien sie im Gegentheile sich immer selbst genug zu sein und keines fremden Vorbildes zu bedürfen.

„Ein Bild ohne Gnaden“ — sagten die Leute von ihr, und sie hatten nicht Unrecht.

Wachau ließ sich dadurch nicht anfechten und verrieth auch keine Ungeduld, als sich Lucie während des Brautstandes steif und zurückhaltend zeigte. Im Gegentheil: ihre herbe Jungfräulichkeit hatte es ihm angethan, und dann war es ja seinem scharfen Blick nicht entgangen, daß er der einzige Mensch war, den das stolze, junge Geschöpf über sich anerkannte. Damit begnügte er sich vorläufig, und wie ein guter Gärtner wartete er geduldig der Entwickelung eines Gefühls, dessen Keimen er ahnte, mit Zuversicht hoffend, daß die Zeit der Ernte nicht mehr ferne sei. Seine Berechnungen hatten ihn in keiner Lage des Lebens je getäuscht und dieses Bewußtsein verlieh ihm Sicherheit.

Um so überraschender traf ihn die Enthüllung, welche seine junge Frau unmittelbar nach der Trauung für ihn in Bereitschaft hatte.

Seine erste Empfindung war heftiger Schreck und, eine plötzliche Geisteszerrüttung Lucien's annehmend, hatte er fassungslos den Schlag erduldet, den ihre kleine Hand zielbewußt nach seinem Antlitz führte, als er, endlich allein mit ihr, zärtlich den Arm um sie schlingen wollte. Aber die junge Frau war nicht wahnsinnig, nur von einem allzu grellen Blitz der Erkenntnis geblendet und aus der gewohnten ruhigen Bahn gelenkt.

Lucie wußte Alles. Und das Schlimmste war, daß kein Leugnen half: Niemand konnte als elender Verleumder gebrandmarkt und mit gebührender Verachtung bei Seite geschoben werden, — die junge Frau hatte das Entsetzliche aus seinem, des Obersten eigenem Munde erfahren.

An jenem Tage, als er gekommen war, um sie zu werben, war sie, von seinem Besuch unterrichtet, ohne dessen Zweck zu ahnen, in die Gemächer der Mutter hinübergeeilt: sie hatte, wie so oft vorher, eine Frage an ihn zu richten, für welche sie bei Niemand Antwort suchte als bei ihm. Ihr eigener Name, der von Wachau's Lippen fiel, als sie ins Nebenzimmer trat, hemmte ihren Schritt: sie wußte plötzlich, weshalb er gekommen sei, und befangen — auch sie einmal — blieb sie unschlüssig auf ihrem Platz. So kam es, daß sie erfuhr, was gerade vor ihr um jeden Preis geheim gehalten werden sollte.

Zu stolz, um zu weinen oder irgend einer Menschenseele ihr Leid zu klagen, trug sie die ganze Last allein, und auch allein, in der ersten Aufwallung, faßte sie den Entschluß, der über ihr ganzes künftiges Leben entscheiden sollte. Zwar war sie in stummer Empörung aufgefahren, als die sebstgefälligen Worte an ihr Ohr drangen: „Lucie wird Ja sagen" — und ihre Lippen lächelten ein hochmüthiges „Nein"; aber gleich darauf tauchte ein anderer Gedanke in ihr auf, der sich bald kräftiger erwies als das erste natürliche Zurückbeben ihres verletzten Empfindens.

Sie wollte sich für ihre Eltern opfern: dem Vater die wohlthätige Binde nicht von den Augen reißen; die

Mutter, welche sie bemitleidete, ohne sie mehr achten zu können, schonen, und den Einen wie die Andere an dem Manne rächen, der Beiden so schweres Unrecht zugefügt. Je kindlicher Lucie den Obersten im Stillen bewundert, je mehr der stolze, stattliche Mann ihr imponirt hatte, desto tiefer war jetzt ihre sittliche Entrüstung; sie empfand nur mehr Haß und Verachtung für ihn, und um ihm das zu sagen, um es ihn täglich und stündlich empfinden zu lassen, wollte sie sein Weib werden.

Während ihres kurzen Brautstandes hatte sie sich täglich tiefer in die Rolle der „Rächerin" hineingelebt; ihr letzter Gedanke beim Einschlafen, ihr erster beim Erwachen war das eine, mit stummer Leidenschaftlichkeit herbeigesehnte Ziel. Zahllose Gedanken, häßliche und erhabene, kindisch unreife und heroische, schwirrten hinter der weißen Stirne, und ein harter Zug legte sich um den kleinen Mund. — Unbarmherzig wollte sie sein, tödtlich verletzend, und erst wenn er sich unter ihrer Geringschätzung krümmte wie ein getretener Wurm, meinte sie die Last wieder los werden zu können, die auf ihr Herz gewälzt worden war.

Aber es kam anders als sie es sich ausgedacht. Denn anstatt ihn mit gemessenen, eiskalten Worten zu vernichten, wie sie es im Geiste mit grausamen Behagen unzählige Male gethan, ward sie in der entscheidenden Stunde von der Heftigkeit ihres Rachegefühles übermannt, und, die Schranken weiblicher Mäßigung durchbrechend, that und sagte sie, was sie nie thun und sagen hatte wollen.

Der Oberst ließ sie lange Zeit fassungslos gewähren. Von der unerwarteten Schärfe des Angriffs förmlich gelähmt, konnte er sich nur schwer von dem maßlosen Erstaunen erholen, in welches die von beinahe unheimlichem Scharfsinne zeugenden Worte der noch so jungen Frau ihn versetzten. — Seine Bemühungen, die Sache als eine harmlose Tändelei mit ihrer schönen Mama hinzustellen, nahm Lucie mit höhnischem Skepticismus auf, und als er, in diesem Punkte besiegt, den Versuch machte, das Verhältnis poetisch zu verklären, stellte sie seinen Hyperbeln eine Nüchternheit der Auffassung entgegen, die ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Keine Phrasen, wenn ich bitten darf" — sagte sie schneidend. — „Sie waren zu arm oder zu sparsam, um sich eine Maitresse zu bezahlen und da fanden Sie es denn bequemer, sich unter der Maske ergebener Freundschaft wie ein feiger Dieb in das Haus eines Ehrenmannes einzuschleichen und ihn zu berauben und zu betrügen. Pfui! .... Doch damit noch nicht genug .... Mit brutaler Rohheit haben Sie das Opfer Ihrer nichtswürdigen Verführungskunst dann bei Seite gestoßen, um mit verblüffender Frechheit Ihre Hand nach der Tochter auszustrecken, — diese ehrlose, von unreiner Handlungsweise besudelte Hand, die von keinem ehrlichen Menschen mehr berührt werden sollte, — wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, — wenn nicht Alles faul wäre, und gemein und ekelerregend . ."

Die junge Frau konnte nicht weiter; die Empörung raubte ihr die Stimme. Eine kurze Pause folgte. Lucie hatte die Hände krampfhaft in einander verschlungen,

mühsam nach Fassung ringend. Mit haßsprühendem Blick folgte sie den Bewegungen Wachau's, der, während sie sprach, mit ungleichen Schritten das Zimmer durchmessen hatte. Nur das Kommen und Gehen der Farbe auf seinen Zügen verrieth die innere Erregung, in welcher er sich befand, und nur wenn ein besonders scharfes Wort an sein Ohr schlug, hob er wie abwehrend die Hand. Von Zeit zu Zeit flog ein ärgerliches Zucken um seine Mundwinkel, und bei ihren letzten Worten bewegte er sichtlich ungeduldig die Achseln. Zwei- dreimal streifte sein Blick beim Vorübergehen die junge Frau, welche regungslos stehen geblieben war, als sie schwieg; — endlich trat er dicht vor sie hin, so plötzlich, daß sie erschrocken zusammenfuhr. Aber er war auch jetzt nicht heftig.

„Meine liebe Lucie", — sagte er in überlegenem Tone — „wir wollen über die Sache weiter sprechen, wenn Du das schöne Gleichgewicht wieder erlangt haben wirst, das einer wahrhaft gebildeten Frau niemals abhanden kommen sollte. Für jetzt nur das Eine, — es ist übrigens der Angelpunkt, um den sich alles Uebrige dreht. — Eine Frau erliegt Verführungskünsten, wie Dir das zu nennen beliebt hat, nur dann, wenn sie unterliegen will, — und ein Mädchen, das einen Mann heirathet, den es nicht liebt, ist in den Augen dieses Mannes verächtlich, ein Ding, das sich verkauft, ... es gilt gleichviel, ob um Geld und Gut, oder um — Rache. Ich bitte das gefälligst in Betracht zu ziehen, ehe Du die interessante Enthüllung wiederholst, daß der Beweggrund, weshalb Du meine Gattin wurdest,

der Haß war und nicht die Liebe . . . Und nun laß uns für heute auseinandergehen, — morgen hoffe ich Dich für eine vernünftige Auffassung der Sachlage zugänglicher zu finden . . . ."

Damit verließ er sie; nicht gesenkten Hauptes wie ein überwiesener Verbrecher, sondern mit einem harten, bösen Zug auf dem hochmüthigen Gesicht.

Lucie war lange wie betäubt. Es war ein gar zu jäher Sturz aus der abenteuerlichen Romantik ihrer achtzehn Jahre in die Wirklichkeit. — Das Erwachen aus dieser Betäubung war bitter. Zorn, Scham, Angst rangen in ihrem Herzen um die Oberhand, — alle drei gleich mächtig und qualvoll. Erst jetzt erkannte das junge, unerfahrene Geschöpf, in welche Lage es sich selbst gebracht, und daß es in unseliger Verblendung sein ganzes Leben weggeworfen. Wie ein häßliches Zerrbild lag die Zukunft vor der Neuvermählten, seit sie die Wahrheit erkannte. Und mit der Erkenntnis kam eine lähmende Muthlosigkeit über sie: ihr Selbstvertrauen war erschüttert, seit sie hatte erkennen müssen, daß ihre Macht geringer sei, als sie geglaubt. Wie jedes sehr junge Mädchen hatte sie das Gefühl, welches sie ihrem Bräutigam einflößte, bedeutend überschätzt, und in ihrer Naivetät gemeint, in seiner unerwiderten Liebe zu ihr eine unfehlbar sichere Waffe gegen ihn in der Hand zu haben. Nun hatte er ihr die Waffe entrungen und die Spitze gegen sie selbst gekehrt. Sie war die Ueberwundene, — der glatte, weltgewandte Mann verachtete ihren ohnmächtigen Grimm. — Ohnmächtig . . . . das war's, was sie beinahe zum Rasen

brachte. Großer Gott, sollte es immer so sein? Sollte er immer der Sieger bleiben, auch ihr gegenüber? . . . Ihr schauderte vor dieser Perspective.

Hilfesuchend blickte sie um sich, aber nur um es völlig zu erkennen, daß sie allein sei, — ganz allein und verlassen. Der Gedanke an Flucht tauchte in ihrem Geiste auf, dann, bei ruhigerer Besinnung, der an Scheidung, aber auch nur für einen Augenblick. Ihr stolzer Sinn lehnte sich dagegen auf. Sie litt schon genug durch die Beschämung, welche sie darüber empfand, daß sie hinter ihren eigenen Erwartungen zurück geblieben war. Das war genug, — mehr wollte sie nicht verschulden. Eines mußte sie wenigstens ganz thun: sie mußte die Folgen ihres übereilten Schrittes tragen, durfte sich ihnen nicht entziehen, und dadurch die Wirkung des Opfers gefährden, das sie der Ruhe ihrer Eltern gebracht.

So kam es, daß die beiden Menschen, zwischen welchen sich in der ersten Stunde ihrer Ehe ein gähnender Abgrund aufgethan hatte, dennoch durch das festeste Band, das hienieden geknüpft werden kann, verbunden blieben. Es ward zur drückenden Fessel für sie wie für ihn, denn wenn auch beide in dem Bemühen einig waren, der Welt das Schauspiel einer normalen Durchschnittsehe zu bieten, versuchte dennoch Keines, die Kluft, welche sie innerlich trennte, zu überbrücken.

Im Gegentheil: sie lebten in unausgesetzter, dumpfer Fehde neben einander hin. Besonders Lucie leistete darin Erhebliches: hilflos Unterdrückte sind die gefährlichsten Feinde; denn nichts vergiftet mehr den Charakter der

Menschen, als ein Unrecht, das sie gezwungen sind, ungeahndet zu erdulden. Auch der Oberst machte zu seinem Schaden diese Erfahrung, denn, war Lucie's Hand auch nicht stark genug gewesen, ihm beim ersten Zusammenprall eine tödtliche Wunde beizubringen, so ersetzte sie den einen Fehlhieb durch tausend und abertausend Nadelstiche, in denen sie allgemach eine außergewöhnliche Fertigkeit erlangt hatte. — Er rächte sich freilich dafür, zuweilen in sehr empfindlicher Weise, aber im Großen und Ganzen bestand sein Sieg zumeist nur darin, daß er es verstand, klug auszuweichen, sobald er eine Niederlage voraussah.

Auch die Geburt eines Knäbleins brachte keinen Lichtstrahl in das unerquickliche Verhältniß. Lucie empfand es nur als eine doppelte Schmach, daß jener Mann sie so tief gedemüthigt hatte. Sie konnte um so weniger Zärtlichkeit für das Kind fühlen, als sie bald eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Vater in den winzigen Zügen herausfand, und Wachau sah zu wenig von dem kleinen Geschöpf, als daß der vor der Welt zur Schau getragene Vaterstolz sich in väterliche Liebe hätte umwandeln können.

Lucie war noch nicht zwei Jahre verheiratet, als die böse Welt bereits von einer intimen Liaison des inzwischen zum General avancirten Wachau mit einer anmuthigen Schauspielerin munkelte, und die böse Welt hatte darin Recht. Es war in seiner Art ein solides Verhältniß. Die Actrice, welche der General seit einiger Zeit so auffallend auszeichnete, war keine Schönheit und hatte sowohl die erste als auch die zweite

Jugend bereits hinter sich; aber sie war eine elegante Frau, die angenehm zu plaudern verstand, und ihrer pikanten Einfälle wegen bekannt war, — überdies war sie dem noch immer stattlich schönen Mann auf ihre Weise aufrichtig zugethan. Genug gebildet und nicht zu einfältig, um den meisten Fragen, für welche er sich interessirte, Verständniß entgegen zu bringen, ward sie bald für ihn, was er von Lucie vergebens für sich erhofft hatte, und wenn er sich Abends nach den Strapazen des Dienstes und der angestrengten geistigen Arbeit, die ihm von jeher Bedürfniß war, an ihrem ergötzlichen Geplauder erfrischte, so vermißte er kaum etwas; denn war ihm auch das eigene Heim verleidet, so war er andererseits klug genug, um nicht unwiederbringlich Verlorenem nachzujagen, und, sich weise beschränkend, schuf er sich ein zweites, gemüthlicheres Zuhause.

Auch Lucie glaubte lange nichts zu entbehren. Sie hatte sich im vollsten Sinne des Wortes in den Strudel der großen Welt gestürzt und ließ sich davon hinreißen, treiben und tauchte bald ganz darin unter. Freilich fand sie nichts, das sie lange Zeit zu fesseln vermocht hätte; aber es gab ja reiche Abwechslung und wenn das Eine seinen Reiz verlor, so griff sie eben nach etwas Neuem. So ward sie nach und nach zur leidenschaftlichen Tänzerin, Reiterin, Schlittschuhläuferin, sogar Jägerin; sie sang, sie spielte Theater, sie arrangirte Wohlthätigkeitsbazars und cultivirte das edle Lawn-tennis, — Alles mit Leidenschaft; doch ob sie nun tanzte oder sang oder Schlittschuh lief, immer fand sie noch Zeit zu einem kleinen koketten Getändel, das als unendliche Grund-

melodie bei der verschiedenartigsten Begleitung hindurchtönte.

Sie war als gefährliche Kokette bekannt, — mehr aber wußte selbst die böswilligste Zunge nicht über sie zu sagen: ihr Ruf war der einer sehr correcten Frau. Doch auch das Gegentheil hätte sie kaum berührt, — was lag ihr an dem Urtheil einer Menge, die in ihren Augen nichts war als eine Bande von nichtsnutzigen Schelmen? Denn zu diesem pessimistischen Schlusse war sie allmälig gekommen.

Nicht so Wachau. Seine eigene Untreue machte ihn mit nichten gleichgiltig einer möglichen Verirrung Lucie's gegenüber, und er bewachte sie scharf, weit schärfer als sie ahnte; denn wenn er ihr auch in den meisten Dingen Freiheit der Bewegung gestattete, so ließ er sie doch niemals ganz aus den Augen. Der Lächerlichkeit anheimzufallen, das war seine „Bête noire“, die ihn schreckte — umsomehr schreckte, je besser er die Frauen zu kennen meinte.

Freilich gab ihm Lucie bisher keinen Anlaß zu irgend welcher Befürchtung und er lachte im Stillen der armen Narren, welche sich, mottengleich seine schöne Frau umflatternd, die Flügel verbrannten, oder, besser gesagt, in der frostigen Atmosphäre, die das strahlende Licht umgab, zu Eis erstarrten. Denn Lucie's Herz blieb unberührt und unbewegt bei allen Huldigungen, ihre Menschenverachtung schützte sie vor jeder wärmeren Empfindung, und mancher brave Mann hätte die kleine Hand, welche sich gnädig in die seine legte, zornig hinweggeschleudert, anstatt sie zu küssen, wenn er hätte

ahnen können, wie niedrig die junge Frau von ihm dachte.

Aber endlich fand sich dennoch Einer, der es ahnte: er war ein tüchtiger Mensch, nicht glänzend, aber lauter wie Gold, und die junge Frau mit den herrlichen Augen und dem geheimnisvoll bitteren Zug um den sonst so lieblich lächelnden Mund war seine erste, mächtige Liebe. — Er war ein Fremdling in der Gesellschaft, in welcher Lucie sich bewegte; nur durch Zufall aus anderen Kreisen dahin verschlagen und für einige Zeit darin festgehalten; aus einer anderen Geisteswelt: ein Denker, ein Idealist. Und so wie er in ihr eine befremdlich schöne Erscheinung sah, von einem anderen Stern zur armen Erdenwelt herabgestiegen, so erschien auch er ihr in seiner Schlichtheit von Allen, die sie kannte, verschieden und dabei merkwürdig groß. Und dann wieder war es ihr, als habe sie ihn schon einmal gekannt, aber das müsse vor langer, langer Zeit gewesen sein, als sie noch gut war und unbefangen froh und als sie die Menschen noch liebte. Und eine unendliche Sehnsucht überkam sie nach jener fernen Zeit, eine so schmerzliche Sehnsucht, daß sie hätte weinen mögen. Aber sie drängte die Thränen zurück, denn um sie her wogte eine glänzende Menge und — mehr noch als das — aus der Entfernung drangen zwei klare ernste Augen zu ihr herüber, die sie jetzt immer verfolgten, wo sie ging und stand: ehrlich bewundernd, aber auch hartnäckig forschend.

Und doch drängte sich der junge Mann nicht auffällig in ihre Nähe, — im Gegentheil: er schien ihr

auszuweichen, sowie auch sie ihn floh, sogar den Gedanken an ihn.

Trotzdem kam die Zeit, in welcher sie sich immer wieder fanden. Und wieder eine andere Zeit, in welcher sie kaum etwas anderes mehr thaten, als Eines das Andere suchen.

Sie sahen sich häufig und in der Zwischenzeit lebten sie von der Erinnerung an das letzte und von der Hoffnung auf das nächste Mal. Dennoch lagen sie oft miteinander im Streit, seit dem Tage, da er mit einer Kühnheit, die sie wie ihn selbst überraschte, ihr die Augen geöffnet hatte über ihr eigenes Ich. Aber wenn sie auch noch so heftig den Kopf schüttelte, er blieb fest und sagte ihr immer wieder, daß das summarische Verdammungsurtheil, in welchem sie sich gefiel, ein Irrthum und ein Unrecht sei. Sie wollte ihm lange nicht glauben. Das Wort that ihr weh und sie klammerte sich an ihre Menschenverachtung wie an ein Rettungsboot. Denn sobald man ihr die Grundlage entzog, auf welcher sie das schwankende Gebäude ihres Lebens aufgerichtet hatte, brach Alles unter ihr zusammen, und sie trieb wie eine Schiffbrüchige auf unruhig bewegtem Meer. Aber endlich glaubte sie doch.

Die Wintersaison hatte eben begonnen, als Lucie den jungen Mann kennen lernte; jetzt nahte der Frühling. Er hatte einen Ruf ins Ausland erhalten, an die Universität D . . . Es war eine seltene Auszeichnung für einen noch so jungen Mann, eine glänzende Anerkennung seiner vielversprechenden Begabung. Aber er zögerte, dem Rufe zu folgen; er konnte nicht fort; er

litt schon im Vorhinein unter der Sehnsucht, die ihn verzehren würde.

Sie sahen sich so selten seit einigen Wochen; die Fastenzeit verringerte die Gelegenheiten des Beisammenseins. Und war ein günstiger Anlaß verpaßt, so hieß es wieder warten, oft tagelang. Häufig sahen sie einander nur flüchtig, auf der Straße, von weitem . . . Und darüber das Damoklesschwert eines Abschiedes für immer!

Da — es war an einem kühlen April-Nachmittage — ließ er sich bei ihr melden. Er kam, um ihr ein Buch zu bringen, von dem sie einmal geäußert, daß sie es zu lesen wünsche. Es war nur ein Vorwand; er konnte nicht mehr sein ohne ihren Anblick.

Er war sehr bleich, als er sich, seine Freiheit entschuldigend, mit einigen ruhig klingenden Worten bei ihr einführte, und sie war jäh erröthet, als sie ihn in gleicher Weise begrüßte. Dann schwiegen sie Beide. Sie hatten sich eine Woche lang nicht gesehen und nun diese plötzliche Freude! Das wollte genossen sein; jedes laute Wort hätte nur gestört.

Die Sonne stand schon ziemlich tief; ihre schrägen Strahlen stahlen sich durch das feine Spitzengewebe der die Fenster verhüllenden Stores und irrten zitternd über die mattrothen Peluche-Möbel, die Goldrahmen an den Wänden, über Lucie's zartfärbiges Kleid und warfen goldige Reflexe auf ihr welliges Haar. Sie saß in einem niederen Fauteuil, mit beiden Händen das Buch umschlingend, das er ihr gebracht hatte. Sie sah nicht auf und fühlte doch den Blick des vor ihr stehenden Mannes

auf ihrem Haar, auf ihrer Stirne, und, süß erschauernd ahnte sie das hilflos traurige Lächeln um seinen zitternden Mund.

Und dann — sie wußten nicht, wie es kam — dann streifte er zuerst leise zärtlich mit den Lippen über ihr goldig schimmerndes Haar, über ihre weiße Stirne, und im nächsten Augenblick lag er vor ihr auf den Knieen, und bedeckte ihre Hände mit Küssen, — die feinen, schlanken, weißen Finger, die rosigen Nägel, immer wieder, immer wieder . . . .

Sie überließ ihm dieselben willenlos; ihr Haupt war auf die Lehne zurückgesunken und sie hatte die Augen geschlossen. „Gott! Jetzt sterben, so lange man glücklich ist, aufhören zu sein mit dieser großen Seligkeit im Herzen!" Das war Alles, was sie dachte.

Da . . . . mit einem Mal . . . was war's? Ein Ton? Ein Schrei? — Doch nein: nichts regt sich in dem traulichen Gemach als das Knistern des Feuers im Kamin und das Ticken der Rococo-Uhr. Es ist so still, daß Lucie das Pochen ihres Herzens hört und das laute Athmen des Geliebten. Und doch — wieder ein Schrei — noch lauter, noch deutlicher als der erste — aus ihrem Innern tönt er hervor, aus dem verborgensten Winkel, in welchem sich bisher nie etwas geregt. Und sie springt auf, sich angstvoll seinen Armen entwindend.

„Nein" — ruft sie laut — „nein . . . gehen Sie . . . um Gottes Barmherzigkeit willen . . . verlassen Sie mich!"

Sie flieht bis an das Fenster; dort bleibt sie stehen, hochathmend. Etwas Unbeschreibliches geht in ihr vor.

Wie ein Sturm fährt es über sie hinweg und erschüttert sie vom Kopf bis zu den Füßen. Was ist's? Sie weiß es nicht ... Was hindert sie daran, glücklich zu sein? Sie kann's nicht deuten. — Rücksicht auf die Welt? ... Sie denkt ihn nicht aus, den lächerlichen Gedanken. — Pflichtgefühl? ... Einem Manne gegenüber, den sie verachtet und der sie betrügt? — Erziehung? Sitte? Ihr edles Blut? ... Bei ihr, der Tochter einer Ehebrecherin? — Liebe zu ihrem Kinde, das ihr so wenig und dem sie bisher so beschämend nichts gewesen? — Nein, das Alles ist es nicht. Und doch: es ist da — sie weiß nicht woher, nicht warum, aber es ist, es steht vor ihr in Flammenzügen: „Ich soll nicht — ich darf nicht — ich will nicht."

Der junge Mann hat sich von den Knieen erhoben und starrt der schönen Frau mit schmerzlichem Vorwurf in das blasse Gesicht.

„Lucie!" — ruft er in jähem Erschrecken — „Sie lieben mich nicht ... es ist nicht möglich, daß Sie mich lieben .... Alles war nur ein Traum!" — Und leise klagend mehr zu sich selbst als zu ihr grollt er: „So kalt ..."

Sie zuckt zusammen unter seinem Vorwurf und ein Beben fliegt durch die schlanke Gestalt. „Höre mich!" — flüstert sie leise, mit bittend erhobenen Händen.

Er erschauert unter ihrem ersten Du wie unter dem Ton ihrer Stimme.

„Höre mich!" — wiederholt sie lauter und sieht ihn an mit dunkel flimmernden Augen: — „Du sagst, es sei nicht möglich, daß ich Dich liebe ... Sieh mir in's

Gesicht . . . oder nein: thu's nicht . . . ich könnte Deinen Blick jetzt nicht ertragen" — Sie drückt die Hände vor die Augen, als müsse sie sich dagegen schützen, und ein flammendes Roth fliegt über ihre erst noch so bleichen Wangen. — „Ich habe gesagt: geh' — und ich sag's wieder, aber in meinem Herzen, weißt Du, da erheben sich tausend klagende Stimmen, die rufen: „Bleib', verlaß mich nicht!" — So ist's . . . nicht anders . . . Und wenn Du nicht gehst, aus eigenem Antrieb gehst, so bin ich Dein . . . Großer Gott, ich bin ja auch nur ein Weib, schwach durch Liebe. — Aber es wird nicht sein . . . ich weiß . . ich kenne Dich . . . Erinnerst Du Dich noch?" — Ihre Stimme hat einen Ton, als läge nicht die Breite des Zimmers zwischen ihm und ihr, sondern weites, ebenes Land; es klingt so süß. — „Weißt Du noch? An jenem Abend . . . wir kannten uns noch nicht lange, und doch lasest Du wie in einem offenen Buch in meiner Seele — und ich . . ." — hier lächelte sie leise — „ich in Deinem Herzen. Wir sprachen viel . . . ich weiß nicht mehr wovon, aber es war eine gar liebe Stunde. Nur eines weiß ich noch — ich fragte: „Was ist Glück?" Du aber wußtest keine Antwort . . . Dann wiesest Du in den Saal, in welchem Hunderte sich drängten, und sagtest: „Fragen Sie jeden Einzelnen . . . . Keiner kennt's. Ich weiß nicht mehr als sie." — Und als Du sahst, daß es mich traurig mache, hobst Du den Kopf . . . nur Du hebst ihn in der Weise . . . und fügtest ernst hinzu: „Aber was dahin führt, weiß ich . . . man denkt nur nicht daran, weil es so einfach ist: — Rechtschaffen sein . . ." Und da — weißt Du noch?

— o ja, ich seh, Du weißt — da legte ich meine Hand in die Deine und drückte sie und sprach: „Mein Freund . . .“

Sie fuhr mit der Hand zum Halse; da standen Thränen; die schmerzten. Und Thränen verhüllten ihr Auge und zitterten in ihrer Stimme, als sie weiter sprach:

„Selten ist ein Mensch dem Andern das, was Du mir warst, mein Freund . . . Ich war ganz in der Irre, lieblos und hart, kindisch und klein . . . Ich bin's nicht mehr, durch Dich nicht mehr, — ich werd' es nie mehr sein . . . Aber dann — wie war das Wort? Dein Wort — „Rechtschaffen sein“ — Wenn Du mir nicht helfen willst, ist das vorbei — für Dich, für mich, auf immer. — Nicht wahr, Du wirst mir helfen . . . allein vermag ich so wenig, mein armer Freund . . . .“

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf Lucie's Hand glänzt ein großer Tropfen: die Thräne, die beim letzten Abschiedskuß aus dem Auge eines ehrlichen Mannes darauf fiel. Die junge Frau ist allein im Zimmer. Sie hört wieder nur das Knistern des Feuers im Kamin, das Ticken der Stutzuhr und den Schlag ihres eigenen, einsamen Herzens.

Ihre Hände hängen kraftlos an den Seiten herab, der schöne Kopf liegt matt auf der Lehne des Fauteuils gebettet und die großen Augen haben einen Ausdruck, als blickten sie weit in die Ferne. Sie ist sehr müde nach dem schwer erkämpften Sieg. Zu denken vermag sie nicht; sie hat nur ein dumpfes Gefühl, daß sie sehr

grausam gegen sich selbst gewesen und daß sie mit eigener Hand die Pforten des Glückes hinter sich abgeschlossen. Jetzt ist alles Schöne, alles Liebe für sie vorbei, und hinter jener verschlossenen Pforte steht ihre eigene Jugend und weint sehnsüchtige Thränen. —

Und der in weite Fernen gerichtete Blick sieht scharf in die Zukunft. Sie sieht den Mann, der jetzt von ihr gegangen, edel und fest seinen Weg gehen und die Erinnerung an das schöne Weib, das der Gegenstand seiner ersten Liebe gewesen, hoch halten und in Ehren. Aber es ist nicht lange ein schmerzliches Gedenken. Sie sieht im Geiste eine Zeit, da frisches, blühendes Leben den Sieg davon trägt über den bleichen Schatten der Vergangenheit, und er findet das Glück, das sie ihm verweigert, so voll und reich an der Seite einer Andern, die er in Ehren die Seine nennen darf, daß er Lucie aus vollem Herzen dankt dafür, daß sie ihm dereinst nicht den Weg zu diesem Glück versperrt.

Da sie ihm wohl will, innig wohl, — möchte sie sich gerne darüber freuen; aber es fällt ihr schwer, — der Gedanke senkt sich vielmehr wie ein schmerzender Pfeil in ihr Herz.

Und was nun? Womit wird sie die Oede ausfüllen, die in ihr und um sie ist? Woran wird sie sich halten? Was ist ihr geblieben? — Nichts als das Gefühl ihrer unverletzten Würde. Ein bitteres Lächeln fliegt um ihren Mund; sie hat in diesem Augenblick keinen Sinn für solchen Selbstgenuß. Und dennoch hat sie, was sie that, nur für sich selbst gethan. Ein Gedanke fliegt zu dem Manne hinüber, der ihr Gatte

ist, — was würde er sagen, wenn er Alles wüßte? Auch darin sieht sie klar.

Sie sieht die stolze Befriedigung, die er darüber empfindet, daß man nicht Ursache haben wird, über ihn, den alten Mann der jungen Frau, zu spotten; sie sieht sein selbstbewußtes Lächeln, als sei auch das zum größten Theile sein Verdienst, — dann die mitleidige Geringschätzung, mit der er des idealen Träumers denkt, der sich durch die Worte eines Weibes in Schranken halten ließ. Der Thor! Denn man sündigt nicht ungestraft ein ganzes Leben lang gegen Recht und Sitte; für einen Mann wie Wachau sind diese Begriffe ein leerer Schall und Derjenige, dem sie mehr sind, entlockt ihm nur ein spöttisches Lächeln. — Und ihr selbst, würde er ihr die Achtung zollen, die ihr gebührte? Würde er beschämt sein, bezwungen, durch das Gefühl ihrer moralischen Ueberlegenheit erdrückt? Es ist ihr gleichgiltig: der heiße Wunsch, ihn überwunden zu ihren Füßen zu sehen, der sie in der ersten Zeit ihrer Ehe Tag und Nacht verfolgte, ist in ihr erstorben. Sie haßt den Gatten jetzt nicht mehr und will ihm auch nichts Böses, aber sie fühlt sich innerlich von ihm so losgelöst, daß auch nicht ein Strohhalm breit Gemeinsames mehr zwischen ihnen ist: nichts, was er sagt oder denkt, kann ihr je mehr wehe thun, noch wohl. Also was nun?

Es ist indeß ganz dunkel geworden; auch das Feuer im Kamin ist erloschen. Lucie bemerkt es erst, als ein Diener geräuschlos eintritt und sich bemüht, die schwach glimmende Asche neu anzufachen.

„Kein Licht . . . ich habe Kopfschmerzen und brauche Ruhe" — sagt sie leise abwehrend, als der Diener die in der Ecke stehende Lampe ergreifen will, um sie anzuzünden.

Der Mann verschwindet, lautlos wie er gekommen und Lucie ist wieder allein. Sie verschränkt die Hände, schließt die Augen und verharrt regungslos. Sie sehnt sich nach Thränen, aber sie findet keine und leidet so doppelt durch diesen starren Schmerz.

Auch als aus dem Nebenzimmer der Schall trippelnder Fußtritte und leises Schelten zu ihr herüberdringt, kann sie sich aus ihrem schmerzreichen Hindämmern nicht aufraffen, — vielleicht ahnt sie, was es ist, aber es erweckt ihr Interesse zu wenig, um es zu beachten. Erst über das unartige, trommelnde Gepolter kleiner Fäuste auf der Thüre schreckt sie jäh empor.

Sie öffnet schon den Mund zu einer unwilligen Zurechtweisung, doch gleichzeitig schmettert eine helle Stimme:

„Der Franzi will Mama dute Nacht sagen . . . Der Franzi sehr bav dewesen." — Die letzten Worte klingen halb erstickt, als habe sich eine Hand plötzlich vor den kleinen Mund gepreßt. Und wieder Zischeln und leises Schelten.

„Aber Franzi, Mama hat Kopfweh" — klagt abwehrend die Stimme der Bonne.

„Ja, aber Franzi Wehweh wegblasen" — wiederholt das dünne Stimmchen eigensinnig —. Franzi Mama dute Nacht sagen w i l l . . . liebe Mama, dute Nacht sagen, nur dute Nacht sagen" — schon zittert es ver-

rätherisch weinerlich in der Stimme des schläfrigen Bübchens.

Doch schon die ersten Thränen werden von den rosigen Wangen weggeküßt; eine weiße Gestalt neigt sich über das süße, runde, schlaftrunkene Gesicht und während Lucie den Sohn, der gerade in diesem Augenblick mit unbewußter Sehnsucht nach der Mutter verlangt, wieder und wieder an sich drückt und mit Küssen bedeckt, fließen endlich auch ihre Thränen und sie beantwortet sein lallendes „Mama“ mit dem erstickten Aufschrei: „Mein Kind! mein Kind!“

Die Möve.

Erzählung

von

Irene Schellander.

Sturmwolken hatten sich am Himmelsrand aufgethürmt, waren dann in fliegender Hast immer höher gezogen, und noch nicht lange hatte die Nacht ihre Sterne angezündet, da jagte der Orkan schwarze zerrissene Schatten zwischen die blinkenden Lichtlein, um sie bald allesammt einzuhüllen in dichte Finsterniß.

In der Tiefe erhob sich die wilde See, gepeitscht von den schweren, stoßenden Athemzügen der Luft. Noch hatte der Sturm seine ganze Macht nicht entfaltet, aber im Grunde zitterte das Meer vor seiner Wuth, und aus der Ferne flohen dunkle Wogen an ein zerklüftetes Gestade, um welches der Aufruhr noch in minderer Heftigkeit tobte, und an den weißen Klippen brachen sie sich in dumpfem Donner.

Am Ufer jedoch, inmitten eines sorgfältig angelegten Gartens, stand einsam ein stolzes, feenhaft erleuchtetes Gebäude. Festmelodien drangen aus seinem Innern, und verlorene, abgerissene Klänge lockender Tanzweisen einten sich mit dem Wogengebraus.

Heute zum erstenmal erschlossen sich die hohen, prächtigen Räume den erlesenen Gästen: der Ruderclub hatte zur Eröffnung des Gebäudes einen Costümball veranstaltet.

Inmitten aller der lieblichen Frauengestalten war die junge Tochter des Stifters Königin. Ein echtes

Seemannskind, war sie als Möve erschienen — weiß und schwarz — bis auf die gelbbekleideten Füßchen, an deren feine Knöchel der breite, glänzende Federsaum ihres Röckchens nicht ganz hinabreichte. Weiß vor allem schimmerte ihre Lilienhaut, weiß das reizende seidene Costüm mit den zierlichen Schwingen, deren Spitze und unteres Ende nur leicht geschwärzt waren, und die sich wie zum Flug auszubreiten schienen, wenn sie die Arme bewegte; den leichten Ausschnitt an der Brust aber zeichnete ein nach rückwärts allmälig schmäler werdender Ring aus rabenschwarzem Gefieder, und prächtige Flechten von Ebenholzfarbe umkränzten ihr Haupt. Wimpern und Brauen erschienen wie tiefe Schatten in dem weißen Gesichtchen, und groß und dunkel waren die leuchtenden Augen unter der zarten Stirn; über derselben, im schönen Haar, wiegte sich eine Möve, schwarzweiß wie das holde Kind selbst, mit ausgebreiteten Flügeln.

Sie hätte keine glücklichere Wahl treffen können, die kleine Inga. Dabei war ihr bescheidenes Wesen so gewinnend! Und wie hatte sie das schöne Fest herbeigesehnt mit all' der Tanzlust ihrer kaum vollendeten sechzehn Jahre! Freilich, sie war noch sehr jung; aber sie hatte so viel davon gehört, mit welch' blendender Pracht der Ball begangen werden sollte, und an ihrem letzten Geburtstag hatte sie als liebstes Geschenk ihre Theilnahme an der vielbesprochenen Festlichkeit erbeten; eine solche Gelegenheit kam ja nicht so bald wieder, und dann wollte sie sich auch mit diesem einen Mal begnügen bis auf spätere Zeit.

Es wurde ihr nicht leicht, die gewünschte Erlaubniß zu erhalten. Aber dann ging sie doch zum Tanz, trotzdem der Vater fern in See weilte.

Dachte sie daran, während sie, von blendendem Lichtglanz umwogt, von schmeichelnden Weisen umklungen, mit raschen Füßchen leicht wie eine Feder durch den Saal schwebte und des Vergnügens nie müde zu werden schien? —

Da plötzlich dröhnte ein Donner in den Festjubel.

Der Schlag fuhr Inga durch alle Glieder. Erschöpfung vorschützend, ließ sie sich von ihrem Tänzer zu ihrem Sitze führen.

Das Gewissen erwachte in ihr mit Macht. Sie fühlte sich plötzlich so einsam, so fremd im Kreise der sie umgebenden Menschen. Sie hatte seit dem frühen Tode ihrer Mutter bei der Schwester ihres Vaters gelebt, und diese hatte ihren Schützling heute nur hieher begleitet und einer befreundeten Dame anvertraut; auch wollte sie erst wiederkommen, um Inga abzuholen.

Die Musik stimmte einen Walzer an, Inga jedoch lauschte seinen Klängen nicht und schlug jedes Anerbieten zum Tanz aus; sie horchte nur angstvoll auf das Unwetter draußen.

Alle Festfreude war aus ihrem Herzen geflohen, mit erschreckender Macht drängte sich ihr ein Empfinden wie die Ahnung eines bevorstehenden Unheils auf.

Wie unkindlich erschien ihr jetzt ihr leidenschaftliches Begehren nach Tanz und Geselligkeit, indessen er, der ihrem Herzen am nächsten stand, auf weiter See allen Zufällen, allen Gefahren seines Berufes preisgegeben

war! Seit er fortgezogen, war ein langes Jahr verstrichen. Und wann sollte er wiederkommen? — In den nächsten Tagen, wie nach den Angaben in seinem letzten Briefe zu berechnen war — vielleicht morgen — vielleicht hätte er schon heut sein Kind überraschen können — so genau ließ sich die Ankunft des Schiffes nicht bestimmen. Und wenn heute — wenn er die Tochter dann in ihrer Verwirrung, dem Vorgefühl des erwarteten Vergnügens angetroffen hätte — — ja, wie wenn er vielleicht gekommen war, indes sie hier, alles vergessend, getanzt?

Es legte sich wie Nebel vor ihre Augen; immer angstvoller pochte ihr Herz, je mehr sie ihren Gedanken nachhing.

„Sind Sie unwohl, liebes Kind?" hörte sie die besorgte Stimme ihrer Beschützerin sagen. „Sie sind mit einemmale so still und blaß und wollen nicht mehr tanzen, — das Ungewohnte des heutigen Abends hat sie doch nicht überangestrengt?"

„O nein, gewiß nicht", entgegnete Inga mit verlorenem Lächeln, und halb bewußtlos erhob sie sich und nahm den dargebotenen Arm eines Tänzers. Flüchtig dahinschwebend, wollte sie sich selbst entfliehen. Wie glühten ihre Wangen im Fluge, wie leuchteten ihre Augen! Ihr Athem, der vorhin so leicht und sanft gegangen, drohte nun ihre Brust zu sprengen, mühsam unterdrückte sie seine heftigen Züge, und wie im Traume tanzte sie, und ihre Füße schienen dabei kaum den Boden zu berühren. Bewundernde Blicke folgten ihr. Fürwahr, sie tanzte herrlich, die kleine Möve!

Ach, sie hätte lieber in den Boden versinken mögen! Während einer Pause drückte sie sich in eine Ecke und sah trüben Blickes auf das bunte Gedränge vor sich, und langsam, zögernd trat sie nach einiger Zeit selbst herzu. Hier und dort ein Gespräch anknüpfend, näherte sie sich der Thür; und als über den Anordnungen zum Cotillon die Gesellschaft in allseitige Bewegung gerieth, jeder sich am meisten in Anspruch genommen fühlte, schlich sie still und unbemerkt aus dem Saal.

Einige Diener hatten es wohl gesehen, wie die lichte Gestalt über den kalten Corridor und die Treppen eilte, aber niemand achtete darauf; so manche der Tanzlustigen war hier hinausgeschlüpft, um einen Augenblick der Kühlung zu genießen, und daß diese eine nicht mehr zurückkehrte, fiel in nächster Zeit keinem auf.

Als Inga aus dem Thore des Hauses getreten war, begann sie zu laufen, bis sie den ebenfalls hellerleuchteten Garten hinter sich hatte. Dann stand sie einen Augenblick still und fuhr mit der bebenden Hand an ihre glühende Stirn. Was wollte sie eigentlich? Fort von dem Feste, fort, — aber weshalb diese heimliche Flucht? Was hatte sie gethan? Was war es, das ihr Herz so schwer bedrückte, es zusammenpreßte, daß sie meinte, körperlichen Schmerz zu empfinden? Sollte sie nicht wieder zurückkehren, gleich jetzt, ehe jemand ihr sinnloses Verschwinden merkte? Aber ein Schauer, wie ihn das Fieber verursacht, durchrann ihre Glieder, wenn sie an eine Rückkehr dachte. Die Nacht war so rauh; im Sturme flatterte ihr weißes Gewand, aber sie empfand keine übermäßige Kälte. Ach, die Kühle da draußen würde

wohlthun; der Winter im Süden ist ja lange nicht so streng wie in den Gegenden, nach welchen der Seemannsberuf ihren Vater vor Jahren hatte ziehen lassen; und überall hin hatte er sie mitgenommen, und da lernte sie auch Schnee und Eis gar wohl kennen. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie ins Leere. Da fuhr ein blendender Blitz zu ihren Füßen nieder, daß sie aufschrie, und, als sie die Augen schloß, dachte, der grelle Strahl müsse alles Licht aus ihnen gesogen haben. Aber der fast gleichzeitig erfolgende betäubende Donnerschlag ließ sie vor Schreck emporfahren und aufsehen, und als er sich in schwerem Rollen in der Ferne verzog, da hatte sie keinen Augenblick mehr, um thatenlos über die entsetzliche Vision nachzudenken, welche ihr wie ein Gespenst vor der Seele stand. Sie hatte Land und Meer in tageshellem Lichte gesehen, und dort — nicht weit von hier am Strand — durch die Finsternis meinte sie es noch wahrzunehmen — lag dort nicht eine dunkle Gestalt?

Alles vergessend, von unsäglicher Seelenfolter getrieben, stürzte sie dem Strande zu. Sie dachte an keine Gefahr, sie dachte jetzt an nichts mehr, folgte nur der Eingebung einer höheren, unheimlich zwingenden Macht.

Blitz auf Blitz zerriß die Wolken — der Himmel war ein unerschöpflich Flammenmeer — und so wurde ihr der schwere Weg nicht noch schwerer. Nun ging ihr Fuß schon über den Felsengrund des Strandes, aber sie mußte weiter, mußte über wogenumbrandete Klippen, mußte bis zu der Felsplatte, welche sich dort aus den brausenden, gurgelnden, aufspritzenden Fluten

hob, — ach, der Weg, welchen sie nicht selten zur eigenen Freude unternommen, — nur den Blicken schien er so nah, — aber seine Gefahren in solcher Nacht beunruhigten sie nicht. Es war ihr, wie kurz vorher im Tanzsaal, — sie handelte wie im Traum, und der Traum sagte ihr, daß sie das Ziel erreichen werde. Sie hatte schon früher die leichten Schuhe von den Füßen gestreift, welche sie auf solcher Wanderung hinderten, und sie achtete nicht, indem sie sich von Fels zu Fels schwang, wie das spitze Gestein ihr Strümpfe und Haut zerriß, — ein und das andere Mal war sie auch ins Wasser geglitten, doch hier war es noch seicht, — nur vorwärts, vorwärts!

Jetzt kletterte sie an dem letzten Felsen hinan, und der Himmel hätte die Züge des dort oben Liegenden nicht heller beleuchten können, als sie sich knieend über den stillen Mann beugte, gleich darauf mit wild entsetztem Aufschrei zurückfahrend.

„Mein Vater, Vater, Vater! Ich bin's, Deine Inga. Komm, bleib' nicht so still hier liegen auf kaltem Stein, komm! Vater, komm, Du bist nicht todt! Gott im Himmel kann das nicht zulassen, steh' auf und komm', ich selbst hole Dich in Nacht und Sturm, Deine Inga, hörst Du mich? Ach, wie bist Du so kalt und durchnäßt! Haben Dich die Wellen hier auf den rauhen Fels geworfen, während ich — — Vater, Vater, hörst Du Deine Inga." —

Es war ein erschütterndes Bild! Der von Blitzen umleuchtete, von Wogen umbrandete Felsen und oben der Todte, an seiner Seite das junge, schöne Mädchen,

so wie es aus dem Ballsaal gekommen, im duftigen Flügelkleid, mit hocherhitzten Wangen.

Bebend raffte sich Inga empor, um ihre Stimme in voller Kraft, hilferufend in die grause Wetternacht hinauszusenden. Ach, Wind und Wellen waren lauter als die verzweifelten und heftig wiederholten Rufe, — und Niemand hörte sie. Von Zeit zu Zeit hielt das arme Kind ein und lauschte, — lauschte — —

„Vater, Vater," jammerte Inga, und scheu, mit zitternder Hand und Seele löste sie endlich seine wasserschweren Kleider, zerriß die eigenen, um die starrgestreckten Glieder mit etwas Trockenem, wenn solches noch die Wellen an ihr verschont hatten, warm zu reiben, „wach auf, wach auf!" — Vergeblich, so lang und so eifrig sie sich mühte; der stille Mann regte sich nicht.

Sie ließ endlich ab und sah mit wortloser Verzweiflung in das ernste, bleiche Todtenantlitz, welches ihr einst so viel lebensvolle Liebe und Güte zugelächelt. Sie betrachtete den herb zusammengepreßten Mund, die geschlossenen Augen, die hohe Stirn, die kräftigen, männlich-schönen Züge. Sie küßte diese theure Stirn, die Augen, den stummen Mund, die kalten Hände mit heißen, zuckenden Lippen. Und dann wieder überwältigte sie neuer, wilderer, namenloser Gram. Sie faßte seine Schulter, rüttelte die leblose Gestalt mit verzweifelter Heftigkeit: „Wach auf, Vater, wach auf! Sieh, da bin ich allein bei Dir auf dem Felsen im Meer, und die Nacht ist kalt und stürmisch, und die Wellen rauschen und branden, und ihr Gischt näßt Deine Kleider. Und wenn Du todt bist, dann will auch ich nicht mehr leben,

dann muß ich sterben noch heut in dieser Nacht bei Dir! Denn ich kann Dich ja nicht forttragen von hier und verlassen auch nicht, die wilde Flut reißt Dich sonst zurück, und dann bist Du mir ganz verloren!" — Sie sollte sterben — wirklich — sterben? Sie mußte wohl, noch in selber Nacht; hatte sie's nicht selbst in innerster Ueberzeugung ausgesprochen?

Neues Grauen übermannte das arme, gequälte Herz. So leicht und kampflos stirbt niemand, der vor kaum einer Stunde noch so gern gelebt, und sie, die seit jeher den Tod so gefürchtet! Aber vom Vater fort — um keinen Preis! — So gab es keine andere Lösung? —

Da faltete sie die Hände zu rührendem Flehn.

„Vater, lieber, theurer Vater, laß mich nicht sterben, wach' auf, komm fort von hier! Vater, ich weiß, ich weiß, ich hab' es ja verdient, mich Deiner unwerth gezeigt, — Vater, höre mich doch nur an — und auch Du, Vater im Himmel."

Es war der jammervolle Aufschrei eines tötdlich geängstigten Kindes. Inga war fast unempfindlich für den kürzlich eingetretenen windzerstäubten Regen. Allein der Sturm hatte seine ärgste Macht ausgetobt; fortan besänftigte er sich.

Da plötzlich, — war's möglich.? — Hat Gott ein Wunder gethan? — Die eisige Hand in der ihren regt sich leise, leise, Inga sieht im Schein der Blitze in ein wohlbekanntes, wenn auch unendlich mattes Augenpaar.

„Du lebst", bricht sie aus, „Vater, kennst Du mich? Ich bin Inga, bin zu Dir gekommen in finsterer

Wetternacht, Dich zu holen, ich wußte, daß ich Dich finden würde, — o komm nur jetzt, so, lehne Dich an mich — ich bin stark genug — kannst Du nicht aufstehen?"

„Nein," klang es müde und heiser an ihr Ohr, welches sie unwillkürlich seinen Lippen nahe gebracht, trotzdem der Sturm im Augenblick innegehalten; und seine Hand entzog sich jener der Tochter und fuhr zuckend an die Schläfe.

„Was hast Du, lieber Vater?" Ihre Hände folgten der seinen und fühlten warme, quellende Tropfen.

„Blut", sagte er in demselben matten Tone. „Die Wellen haben mich so heftig an den Fels geschleudert, — fast wär' ich wieder hinabgeglitten in die Flut". — Er seufzte tief und schwieg dann eine Weile, und der feinspritzende Regen schien der wunden Stirn wohlzuthun, die müden Sinne zu beleben, und die Tochter neigte sich tief zu ihm herab, das quellende Blut von seiner Schläfe zu saugen, und darauf suchte sie ihr seidenes Halstuch hervor zum Verband. Nun kniete sie still, hoffend, daß er sich erholen werde. Da kam es wie im Selbstgespräch über seine Lippen:

„Ach, mich trieb die Sehnsucht so gewaltig heim, die Sehnsucht nach meinem Kind! Heut Abends hat mein Schiff geankert, und ich — ich ließ mich herüberrudern zu dem kleinen Molo nicht weit von hier — aber weit von dem Schiff in solcher Nacht — zur See war's noch immer der kürzeste Weg, — wir sahen auch viel Lichter am Strand wie aus zahlreichen Fenstern strahlend". Wieder eine bange Pause. „Meine Leute sind wacker

und erfahren, aber schwer war's doch, an den Molo zu kommen, — endlich, als mein Fuß die Landungstreppe fast berührte, — glitt ich aus, das Boot gerieth ins Schwanken, ward von der Strömung fortgerissen, — ich stürzte ins Wasser. Ich rang mich zwar wieder in die Höhe und versuchte zu schwimmen, — konnte mich aber kaum zur Noth über den wüthenden Wellen erhalten. Da warf mich das wilde Wasser an eine Klippe — ich traf mit der Schläfe an den kantigen Stein." — Von neuem verstummte er, und Inga, wachsende Furcht, aber auch Hoffnung im Herzen, bat jetzt wieder: „Vater, nur zum sicheren Grund muß ich Dich führen, — versuch' es — von dort hol' ich dann leicht und rasch Hilfe."

„Inga," — stöhnte er einmal, da sie ihn mit ihren bloßen Armen umschlang, — „über die Klippen? Ich kann nicht," und dann hörte sie wieder nur Wind und Wellen und zitterte, er würde von neuem ohnmächtig. Doch währte es nicht lange, und er sprach weiter: „Ich hab' wohl gedacht, mich bis ans Land schleppen zu können, als ich mich an dem Fels emporgearbeitet — und meine Leute sahen mich hier — ich winkte ihnen auch, — da faßte mich plötzlich der Schwindel — und ich stürzte hin." —

„Aber jetzt mußt Du fort, Du mußt, weil uns sonst die Flut überrascht."

„Die Flut!"

„Ja, Vater!" sagte Inga in Todesangst, „und dann sind wir verloren."

Schauer auf Schauer überrann ihren Körper, aber das höchste Entsetzen stand ihr noch bevor. Sie erhob

sich wieder und rief um Hilfe. Inzwischen verringerte sich der Regen, der Wind mochte ihn bald gänzlich vertreiben; selten wurden die Blitze und ihr Schein matter, und kein Donner ward mehr gehört.

Da klingt mit einemmal hell und deutlich frohlockende Tanzmusik herüber.

„Was ist das?“ fragt der Liegende.

„Ein Ball im Ruderclub-Vereinsgebäude. Aber Vater, um Gotteswillen — —“

„Tanzmusik! Kind, das sind Todtenmelodien! Nicht ohne Klang in's schwarze Wellengrab! Aber horch — nun verstummen sie — und ich bin noch nicht todt! Wart' bei mir, bis ich todt bin — — oder — sagtest Du nicht — Du wollest tanzen? Ach Inga, meine Inga!“

Er hebt beide Hände und streicht über ihr weiches, nasses Gewand. Er dachte nicht einmal während dieser ganzen Zeit, sie zu fragen, wie es ihr möglich ward, ihn zu finden. Er war daheim und sein Kind bei ihm. wie sonst, wenn er wiederkehrte, sie gehörten ja zusammen, sein Tod ohne dies Wiedersehen war undenkbar, — das mußte sie zu ihm geführt haben. Verworren entstanden nnd vergingen seine Vorstellungen. Sein sonst so klarer Blick, der aller Gefahr frei und sicher begegnete, war seit dem betäubenden Stoß auf die Schläfe getrübt. Er empfand nur dunkel, daß er sterben müsse, unvermögend, die ganze Furchtbarkeit dieser Stunde zu erfassen. Nun beschäftigten ihn plötzlich andere, kleinliche Gedanken. Er fühlt die zarten Federn an Inga's Kleid und erinnert sich dabei der im Lichte des Blitzes schimmernden geflügelten Gestalt, welche sich über den Erwachenden geneigt.

„Bist Du — oder war es, Inga? Mein Kind jenes leuchtende Wesen im weißen Kleid mit den Flügeln? Im Haar einen gefleckten Vogel, — ja eine Möve war's!" —

Der Regen hatte aufgehört, hier und dort zerriß das Gewölk und brach silberner Lichtschein durch die Ritzen.

Eine grauenvolle Ahnung dämmerte in dem unglücklichen Kinde bei den seltsamen Reden. Ihm stockte der Herzschlag vor dieser Erkenntnis. So jung Inga auch war und so unerfahren, — eine innere Stimme rief ihr zu, daß dies mehr sei als bloßer Fieberwahn.

„Ja, ja, ruft sie laut in herzzerreißenden Tönen, „ja, ich bin Inga, Dein unwürdiges Kind, das Gott furchtbar gestraft hat für seinen Uebermuth. Der Himmel verzeih's — Vater, Du warst in See und wagtest Dich in Sturm und Nacht hinaus um mich — und ich — die Verkleidung als Möve wünschte ich mir — zum heutigen Ball — Dein Schiff heißt ja auch so — und ich bin ja doch Deine Möve!" Und der Mond, der eben aus den Wolken tritt, zeigt ihm ihr von Scham, Angst und Fieberglut brennendes, von Reuethränen überströmtes Gesichtchen, ehe sie es an seiner Brust birgt, und die schwarzen Flechten, von welchen sich der weiße Vogel gelöst hatte, fallen auf seine Schultern, und an den ihren zittern die Schwingen und breiten sich aus, wie zum Flug. — — „Da ist die Flut!" —

Sie hatte ihn an den Schultern emporgerissen in tödtlichem Entsetzen. Nun steigt es schon zu ihnen hinan, brausend, schäumend, — jetzt fühlt sie das kalte Wasser bereits an den Knieen, — sterben müssen, sterben,

so jung! — Aber Vater und Tochter befanden sich nicht mehr oben auf dem Felsen, mit beiden Armen hatte der Seemann sein Kind emporgehoben und trug es durch die zischenden, wallenden Fluten. Der überwältigende Anblick tödtlicher Gefahr, deren Furchtbarkeit Inga fast um den Verstand gebracht, hatte ihres Vaters starken Geist ermannt, befreit, gerettet, — Riesenkräfte seinen erst so schwachen Gliedern verliehen. Groß und strahlend stand der Mond über dem Haupte des Mannes, welchen die plötzlich zum Bewußtsein erwachte Todesangst um sein Liebstes auf Erden Uebermenschliches wagen und vollbringen ließ. Wahrlich, sie sollte ihn nicht beschämt haben, die kleine Möve! — —

Im jüngst eröffneten Hause war allgemeine Verwirrung. Die fröhlichen Melodien waren verstummt, denn die kleine, lustige Elfe fehlte seit geraumer Zeit im Kreis der Gäste. Niemand wußte, wo nach ihr zu suchen. Da trat ein hochgewachsener, geisterhaft bleicher Mann, welchem das Wasser von Haar und Kleidern rann, in die weite Vorhalle und einer älteren weinenden Frau entgegen. „Schwester, da bring' ich meine Möve!" — — —

Es war doch zu spät gewesen. Die Erhitzung vom Tanz, der jähe Wechsel darauf von bitterer Kälte und eisiger Nässe, — die maßlose Aufregung, — dies alles konnte nicht ungerächt bleiben an dem jungen, zarten Leben. —

Nicht lange nach jener Nacht zog der Gerettete auf's neue mit der „Möve" in hohe See; aber er ging gebrochenen Herzens.

Wenn noch in späten Jahren im Zusammensein mit treuen Freunden der gramvolle Mann an seine tiefe Lebenswunde rührte und sie bloßlegte mit erschütternden Worten, dann war es, als sei der theure Name der Verlorenen, der wie in Andacht über seine Lippen trat, der Name des Todes, des Todes, welchen er im Herzen trug. — Sie hatte wirklich die Flügel entfaltet, seine kleine Möve, damals am Strand; sie hatte einen todbedrohten Schiffer gerettet, sich aber nicht mehr halten lassen, sie war fortgeflogen, weit, weit fort. —

Der Felsen, auf welchem sie standgehalten in treuer Wacht, heißt seither der Mövenfels.

Verachte nicht den Tod.

Eine Lübische Sage,

erzählt von

Julius von der Traun.

Damals war Lübeck noch gut katholisch, selbst von Johannes Huß war noch nicht die Rede, — so lange ist es her. Der reiche Kaufmann Goswin Ilehorn war schon recht alt und hatte sein großes Geschäft bereits an seine beiden Söhne übergeben, welche dasselbe im alten Stammhause am Klingberg in des Vaters Weise fortbetrieben, während dieser selbst mit seiner Gattin in sein zweites, zunächst dem Rathhause stehendes Haus in der Breiten Straße gezogen war, um dort munter und sorgenlos seine Ruhetage zu genießen. Er war der Arbeit müde geworden, aber nicht des Lebens. An jedem Morgen spazierte er an den Teichen und der Wakenitz hinauf oder an der Trave hinunter, und betrachtete sich behaglich das Treiben auf den hohen Schiffen, das ihn nichts mehr anging. Wenn der Wind scharf hereinwehte, kam es auch vor, daß er in eine der Hafenschenken trat und ein Gläschen Genever hinunterschluckte. Nichtsdestoweniger fehlte er nie beim Morgenschoppen im Schifferhause neben der Sanct Jacobikirche, und sein so gestärkter Magen gab ihm guten Appetit und musterhafte Verdauung für das Mittagmahl. Nach einem erquickenden Mittagsschläfchen ging's mit der Frau Liebsten auf den Wall, in die anmuthige, wald- und wasserreiche Gegend am Wege nach Travemünde; zur Herrenfähre

oder gar in einer guten Kutsche noch weiter in's Land hinaus; Abends aber saß er regelmäßig in Mitte seiner alten Freunde im Rathskeller und zechte wacker. Dies Leben bekam ihm wohl, er hatte keinen anderen Gedanken, als daß es immer so währen müßte. Aus seiner Miene, aus jedem seiner Worte, aus der Art, wie er sein Glas an die Lippen brachte, und wieder vor sich hinstellte, sprach bedächtige Zufriedenheit; seine Tischgenossen meinten, der Rathsküfer gebe ihm besseren Wein oder sein Trunk schmecke ihm besser, als ihnen Allen. Dieses Wohlleben dauerte jahrelang, und bei seiner immer gleichbleibenden Weise merkten die Andern, und merkte er selber nicht, daß er altere. Freilich starb von Zeit zu Zeit Einer oder der Andere der alten Herren vom Tische weg, das fand er aber ganz natürlich; es waren schon so viele vor ihm weggestorben und seiner Gesundheit hatte es keinen Eintrag gethan. Einmal aber blieb er eine volle Woche lang weg. Er war nicht krank, denn man hatte ihn unter Tags im Hafen oder an der Wakenitz spazieren gesehen. Am achten Tage Abends trat er zur gewohnten Stunde wieder in den Rathskeller, der Küfer brachte ihm das volle Glas, und er sprach gehäbig und trank seinen Wein mit demselben Wohlbehagen, das früher schon seinen Tischgenossen so beneidenswerth erschienen war. Warum er ausgeblieben war? Seine Ehefrau war inzwischen gestorben und feierlich im Dome in dem Ilehorn'schen Familiengrabe beigesetzt worden.

Frau Rosa war eine gute Frau gewesen, und die Tage, welche ihrem Tode folgten, verflossen Herrn Gos-

win Ilehorn so gut, wie die, welche denselben vorgegangen waren. Gleiche Stunden, wie sie der Pendel treibt, wie die Zeiger sie weisen. Hin und wieder starb noch Einer vom Tische weg, es kam aber von Zeit zu Zeit — wenn auch selten — ein neuer Alter in die Gesellschaft. Plötzlich blieb Herr Goswin wieder Tage lang aus. Warum? Er saß voll Angst in seinem Ruhe-Hause in der Breiten Straße und sendete stündlich seinen Diener in das Stammhaus auf dem Klingberg, zu fragen, wie es seinem unverheirateten Sohne Marquart gehe, denn dieser war an einem hitzigen Fieber schwer erkrankt. In der dritten Stunde nach Mittag kam der Diener athemlos zurückgelaufen mit dem Bescheide: der Doctor Peregrinus Hain lasse Herrn Goswin sagen, wenn er seinen kranken Sohn noch lebend sehen wolle, so solle er sich beeilen; mit Herrn Marquart gehe es unwiderruflich zu Ende. Und als Herr Goswin auf den Klingberg hinüberkam, war sein Sohn schon gestorben. Des anderen Tages kam der genannte Doctor zu Herrn Goswin und fragte ihn nach seinem Befinden.

„Wie kommt Ihr so ungerufen zu mir und mit dieser Frage?" entgegnete Letzterer unwillig. „Ihr wißt, ich war mein Lebenlang gesund, bin es noch immer und gedenke es auch zu bleiben."

„Sachte, sachte," begütigte der Doctor, „ich habe nur gemeint. — Wie alt seid Ihr?"

„Noch nicht achtzig!" antwortete Herr Goswin. „Doch" — fuhr er wieder auf — „was kümmert Euch das."

„Wir sind ja alte Bekannte, alte Bekannte!" murmelte der Doctor. „Nichts für ungut — diesmal. Auf

Wiedersehen.“ Damit empfahl er sich lächelnd und verschwand aus dem Gemache.

Herr Goswin blickte ihm kopfschüttelnd nach, und murmelte: „Wie ist doch der lange Kerl alt geworden, aschgrau und spindeldürre!“

Am andern Tage schritt Herr Goswin seine Spazierwege ab, wie vordem, und saß Abends wieder im Rathskeller und trank den guten Wein, wie früher. Abermals vergingen Jahre; da kam die Nachricht, daß sein Enkel, ein braver zwanzigjähriger Bursche, beim Baden in der Außenalster zu Hamburg ertrunken sei. Dieser Enkel war das einzige Kind seines einzigen noch lebenden Sohnes. Herr Goswin verließ wochenlang nicht das Haus, und weinte viel. Endlich aber trocknete er seine Thränen, und kam Abends wieder in den Rathskeller zum gewohnten Abendtrunk. Die Gesellschaft war inzwischen um zwei Mitglieder kleiner geworden; er fragte aber nicht, wo sie geblieben, und als später erwähnt wurde, daß sie gestorben seien, mischte er sich nicht in's Gespräch.

Und wieder war kaum ein Jahr in's Land gegangen, da verfiel Herrn Goswin's letzter Sohn in eine schwere Krankheit, die dauerte nur wenige Tage, — mit dem Namen seines ertrunkenen Kindes auf den Lippen brach ihm das Herz. Die Witwe zog zu ihren Verwandten nach Wismar, das Haus auf dem Klingberg, Waaren und Schiffe wurden verkauft. Herr Goswin, der letzte von all' den Seinen, blieb Monate lang allein auf seiner Stube. Eines Abends raffte er sich auf, und ging wieder in den Rathskeller; da fehlte aber mehr

als Einer von den gewohnten Tischgenossen, so daß er fast erschrack. Statt jeder Frage nach den Abwesenden, lobte er den Rathswein, sprach, wie er so gesund und wohlauf sei, von diesem und jenem; die anderen Gäste merkten aber wenig auf sein Reden, es war, als hörten sie seine Stimme nicht mehr, wie früher.

Die nächste Nacht schlief er unruhig; erst als der Morgen angebrochen war, erquickte ihn ein leichter Schlaf. Als er aufwachte, saß Doctor Peregrinus Hain an seinem Bette und grüßte ihn freundlich.

„Wie kamt Ihr herein? Was wollt Ihr hier?" rief Herr Goswin unwirsch.

„Ihr habt so viel Schlimmes erlebt und so wenig Gutes noch zu hoffen, und da wollte ich Euch fragen, wie Ihr Euch befindet. Ich bin doch ein Arzt," lautete die Antwort.

„Wie ich mich befinde? Gut, ganz gut, wie immer, seit ich lebe."

„Ihr habt aber nichts mehr zu thun auf der Welt. Nicht Weib — nicht Kind, weder Lust noch Arbeit."

„Was kümmert das Euch?"

„Ihr gehört Niemandem, Niemand gehört Euch. Womit wollt Ihr Euch fortan die Zeit vertreiben?"

„Wer sagt Euch, daß ich sie vertreiben will? Ich will sie festhalten, langsam soll sie mir verfließen! Sie mag bei mir stehen bleiben, so lange sie will."

„Was kann sie Euch noch bringen?"

„Sie soll nichts bringen, sie soll mich nur lassen, wo und wie ich bin."

„Was habt Ihr denn noch vom Leben?"

„Das Leben selbst, wie immer es auch sei. Könnte ich was Besseres dafür eintauschen? Wißt Ihr ein Anderes, das für den Menschen so werthvoll wäre, wie das Leben."

„Was erwartest Du noch von diesen Tagen?"

„Was ich erwarte? Sonne und Mond, Tag und Nacht, den Wechsel der Jahreszeiten, Schlaf und Wachen, Hunger und Durst, Wein und Brod."

„Wird Deine immer leerer werdende Seele so ruhig bleiben in diesem ermüdenden Gleichmaß der Tage. Denke an die besseren Zeiten Deines Wirkens, an die Qual der Erinnerung, an die Gräber Deiner Lieben."

„Sie ruhen! Ich bin noch nicht müde! Erinnerung an liebe Todte ist keine Qual."

„Versuche nicht den Tod wegzudenken. Danke still ergeben dem Schöpfer, der ihn der Menschheit zum Troste gegeben hat. Er ist der Labetrunk nach heißem Wege, der Lohn aller Arbeit, das sichere Ziel des langen Laufes! Er vollendet das Unvollendete, alle Mißklänge löst er auf in Harmonie."

„Mein Trost ist das Leben, das immer Neues gebiert."

„Immer Neues!? Du Thor! Sind es nicht immer dieselben Leidenschaften, welche dem Menschen Körper und Seele zerfressen? Ist es nicht immer dieselbe Ueberlust der — durch den blöden Langmuth, oder wenn Du willst, aus Gottes Gnaden — Gewaltigen der Erde, welche die Arbeit der Fleißigen entwerthet, und die Würde der Redlichen entwürdigt. Mußt Du nicht täglich beschämt sehen, wie das rechtlich Erworbene schutz-

los eine Beute wird des lachenden Unrechts? Und an diesem Leben hängt Dein immer mehr stockendes Herz?"

„Mit solchen Betrachtungen habe ich mich nie beschäftigt. Alle meine Ziele waren mir erreichbar. Ich war ein Kaufmann; in ganz Lübeck sagte man: ein glücklicher. Ich weiß das nicht. Doch weiß ich Eines: mein Geschäft ging in Ordnung und so behagte mir das Leben; ich bin noch heute nicht fertig damit. Allerdings ist die Welt um mich her stiller geworden; an Vieles denke ich nicht mehr, an das ich früher denken mußte: aber das, woran ich denke, geht in Ordnung.

„Willst Du nicht lieber, umgeben von Deinem redlich-guten Rufe, im freundlichen Angedenken Deiner Mitmenschen sterben, statt vergessen und längst schon nutzlos hinabgeworfen zu werden, wie der graue Staub, den man von der Diele fegt?"

„Gar nicht will ich sterben!"

„Du begreifst nicht, was Du vom Leben noch zu fürchten hast. Du warst redlich, hast keinem Menschen wehe gethan. Das Jenseits mit seinen Freuden —"

„Seien sie so schön, wie sie wollen, ich bin mit dem Diesseits zufrieden, für mich ist es hier gut genug. Mein lieber Doctor, laßt Euer unberufenes Schwätzen. Noch einmal: gar nicht will ich sterben. Alt will ich werden, noch älter, unbegreiflich alt, steinalt! Hörst Du, der Du mich auf einmal duzest und mit Deinen Augen durchbohrest, als wäre ich Dein mit Haut und Knochen," damit erhob sich Herr Goswin und richtete seinen Blick auf den am Bette sitzenden Doctor, als könnte er von ihm das endlose Alter erbitten. Da flog ein eiskalter

Hauch durch das Gemach. Der Doctor saß schweigend, die Kleider auf seinem Leibe sanken ein, als ob alles Fleisch aus ihnen wiche, bald war es, als hüllten sie nur mehr trockene Knochen in ihre Falten ein.

„Warum ich Dich dutze?!" sprach Doctor Hain. „Weil ich der Tod bin. Vor mir sind alle Menschen gleich."

„Wer hat Dich gerufen, Du Schrecklicher?!"

„Ich komme zu Dir ohne Schrecken. Nicht mit den Schmerzen der Krankheit, nicht mit dem Eisen des Mörders, nicht mit dem Stricke, den die Verzweiflung zum Knoten schlingt: aus Deinen leergewordenen Tagen, im Halbschlafe athemloser Schwäche will ich mit sanfter Hand Dich emporheben in den nie zu trübenden Frieden." Damit streckte der Tod seine Hand gegen Herrn Goswin aus, der aber sprang vom Lager auf, und schlug mit einem wilden Angstschrei die nach ihm langende Hand zurück.

„So schlägst Du Deinen Wohlthäter! Du bist allein, schon heute vergessen, wie Du es nicht ahnest! Wie der Stein im Straßenstaube wirst Du liegen, unbeachtet, werthlos, von Allen verlassen — ich will Dich retten vor unsäglichen Qualen, und Du schlägst mich, Du verachtest mich, Deinen einzigen Freund!"

„Wer wird Dich nicht hassen. Wer wird Dich nicht verachten?!"

„Die Weisen verachten mich nicht. Sobald sie ihr Wirken für das Glück derer, welche ihnen das Schicksal zugewiesen hat, vollendet haben, dann sehnen sie sich nach mir, stille, um Keinen, den ihr Scheiden er-

schüttern könnte, zu betrüben. Sie rufen mich an Ihrem Tage, wie Du mich rufen wirst zu Deiner Erlösung. Ich aber werde zu Dir nicht kommen!"

Damit erhob sich die Gestalt. Ein starker Strahl der gold'nen Morgensonne, der in diesem Augenblicke durch das Fenster brach, fiel auf den Platz, wo sie gesessen, spurlos war sie aus dem Gemache verschwunden. Herr Goswin trat an's Fenster, unten ging eben der Doctor Peregrinus Hain in Mantel und Schaube vorüber. Er hatte es eilig, er sah nicht mehr herauf.

* * *

Inzwischen ließ sich Herr Goswin von seinem alten Diener ankleiden, darauf schlürfte er ein gesäuertes Kraftsüpplein, das seine greisgraue Magd noch immer so gut wie vor dreißig Jahren zu bereiten verstand. Dieses Frühstück schien ihm gar wohl zu munden, doch leerte er die Schale nicht gänzlich, die Brühe war zu substantiös. Dann setzte er sich in seinen weiten Sorgenstuhl am Fenster und — schlief wieder ein. Die Sonne schien auf seinen Scheitel, sie machte ihm aber nicht warm. Als er nach einer halben Stunde erwachte, war es ihm, als habe er stundenlang geschlafen, er mußte erst seine Gedanken sammeln; es galt, sich zu besinnen, wo er sich jetzt befinde, wo er zunächst gewesen sei? Da fiel ihm der zudringliche Doctor ein — der Tod! Ein Morgentraum, sagte er zu sich selbst, ein Morgentraum — weiter nichts. Wenn um Einen herum Alles immer so wegstirbt, so kommt Einem der Tod wohl auch ungerufen — im Traume — nur im Traume. Und ich

würde auch wachend nicht anders antworten, als: Gar nicht will ich sterben; für mich ist es hier noch gut genug! Ich werde mich zu beschäftigen wissen. Ich habe einst zwei Bücher für eine Schuld annehmen müssen, die sollen heute Nachmittags daran. Die Handschrift kann ich wohl noch lesen.

Als aber sein kleines Mittagmahl, von dem der Diener jedesmal die größere Hälfte ungenossen hinaustrug, zu Ende war, schlief er wieder ein. Beim Einbruch der Dämmerung suchte er sein Lager auf, er hatte keinen Blick in eines der Bücher gethan. Als er in den nächsten Tagen doch eines derselben aufschlug, konnte er die Handschrift nicht mehr lesen; seine Augen waren zu schwach geworden. Sein Gedächtniß schwand täglich mehr, er erinnerte sich an keinen Menschen, und kein Mensch erinnerte sich an ihn. Es kam kein Gruß, es kam kein Brief, selbst kein Bettler trat mehr unten in das Haus.

Da wurde es Herrn Goswin unheimlich. Sein Gehör hatte allerdings abgenommen, doch hörte er oft seltsames Hauchen, Pfeifen und Schrillen, das oben durch die Giebelfenster und die leeren Speicher ging; auch in den vielen unbewohnten Gemächern des Hauses polterte und schlug, rumorte und heulte es, zumal bei Nacht, daß es grauenhaft war. Nach einer besonders stürmischen Nacht beklagte er sich diesfalls bei der alten Dörte; die aber meinte, ob der Herr nicht wisse, daß in solchen Nächten der Tod umgehe in der Marienkirche drüben, daran sei die Nachbarschaft längst gewöhnt. Sie selber habe es gar wohl gehört, denn seit einiger Zeit sei Claus, der Diener, recht leidend, schlafe wenig des

Nachts und wecke auch sie mit seinem Stöhnen und Aechzen. „Nu ja!" sagte sie, „er ist schon recht alt, lange wird auch er es nicht mehr machen."

Herr Goswin wendete seinen Kopf ab, das Gespräch behagte ihm nicht, aber wenn er das auch vermied, seine Tage gefielen ihm darum doch nicht besser. Da faßte er den Entschluß, noch weiter als bisher von der Welt sich abzuscheiden, und in sein kleines Haus zu ziehen, das er ganz oben am Hafen, nächst dem städtischen Marstalle besaß, wohin das unheimliche Getöse aus der Marienkirche doch nicht reichen konnte. Dasselbe war als Speicher gebaut, wurde auch immer als solcher benutzt, war nach seines letzten Sohnes Tode an ihn selbst zurückgefallen, seither unbewohnt und vergessen geblieben. Im Erdgeschosse dieses Hauses waren zwei Stuben, in denen vordem der Magazineur und ein anderer Handlungsbedienter gewohnt hatten; im Hofraume aber standen uralte Bäume, unter denen war Gras gewachsen, daß es dort aussah, wie in einem Garten.

Als nun Herr Goswin der alten Dörte diesen seinen Entschluß mittheilte, äußerte sie ihre volle Zustimmung: „Das große Haus fällt mir ohnedies zu beschwerlich, und haben wir Beide, lieber Herr, unter den Menschen überhaupt nichts mehr zu schaffen. Hier drinnen könnte ich der Arbeit allein ohnehin nicht mehr folgen, denn der alte Claus stirbt sicher noch in der allernächsten Zeit."

Diesmal wendete Herr Goswin den Kopf nicht ab, ordnete besorglich an, was beim Sterbefalle seines Dieners zu geschehen habe, er selber aber zog schon am

nächsten Tage in's Speicherhaus am Hafen. Claus wurde in's Spital getragen, wo er bald darauf starb; Dörte richtete ihren Herrn wohnlich ein, und das vergessene Leben der beiden Alten schlich nun in seiner zwecklosen Dauer an der trägen Trave draußen seinem Ende zu. So hoffte Frau Dörte, Herr Goswin durfte aber solche Hoffnung nicht nähren. Es war ganz seltsam, — je grauer, menschenleerer, moderduftiger seine Stunden wurden, in desto frischeren Farben lebte jener „Morgentraum" in seiner Erinnerung auf, als der Doctor Peregrinus Hain an seinem Bette gesessen, als der Tod selber sich zu erkennen gegeben, und ihn so freundlich gefragt hatte, ob er nicht lieber sterben wolle, als so elend fortleben? Manche Rede während jenes Besuches erschien ihm jetzt nicht mehr so schrecklich, wie damals; zuletzt fiel es ihm schwer auf's Herz, daß der Tod oder der Doctor zum Abschiede gesagt hatte: die Weisen rufen mich an ihrem Tage, wie Du mich rufen wirst zu Deiner Erlösung, ich aber werde zu Dir nicht kommen! War es denn auch wirkich nur ein Traum? so fragte sich Herr Goswin ängstlich.

Am andern Tag versuchte er einen Spaziergang in den nächsten Gassen, er kam aber nicht weit, die Sohlen schlürften so schwer am Boden hin, er konnte sie kaum heben. Er kam todtmüde nach Hause, und setzte sich an's Fenster. Er brütete mit verglasten Augen vor sich hin, oder er schlief. Er trank wie ein Vogel, nicht Pfennigswerth vermochte er zu essen. Da fing er an, sich nach dem Tode zu sehnen, wie der müde Wanderer nach einem frischen Trunk. Jedesmal entschlief er mit der

Hoffnung, nicht wieder zu erwachen, und jedesmal wachte er wieder auf. Einmal sah er den Doctor Peregrinus draußen die Straße gegen sein Haus heraufgehen, in freudiger Hoffnung sah er ihn näher kommen, da bog der Ersehnte in's Nachbarhaus ein, und — es war wieder nichts.

Die Nacht darauf brauste ein wilder Sturmwind über die Dächer und Thürme Lübecks hin, es wimmerte und dröhnte, schlug die Laden in den Giebelfenstern splitternd ineinander und heulte und rasselte in allen Gemächern. Da fielen Herrn Goswin jene Sturmnächte in seinem Hause in der Breiten Straße ein, und Frau Dörten's Worte vom Tode, der in der Marienkirche umgeht. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Ein sanftes Wort macht wohl ein rauhes gut. Wenn mich der Tod in meinem Elend sieht, das wird ihn wohl milder stimmen und versöhnen. Das waren seine Gedanken. Diese Hoffnung belebte ihn mit neuen Kräften; so ging er eines Nachmittags zur Vesper in die Marienkirche, setzte sich in einen Beichtstuhl und blieb dort verborgen, bis alle Leute weggegangen, und der Küster die Kirchenthüre sperrte.

Es war in den letzten Decembertagen, die Nacht war früh eingebrochen. Herr Goswin saß stille und erwartete — den Tod. Schon begann der Nordwind übers Kirchendach zu streichen, da rasselte es im Schlosse einer Seitenthüre, die Angeln knarrten, Herr Goswin hielt den Athem an sich, und faltete die Hände. Schritte schlürften am Boden, — es war aber nur der alte Küster, der zum Hochaltar trat, um auf demselben

irgend etwas zu holen oder zu ordnen. Als er von dort zurückging, fiel ein Strahl aus seiner Laterne in den Beichtstuhl, und Goswin, der klug genug war, sich schlafend zu stellen, war entdeckt.

Der Küster schaffte nun den alten Kaufherrn mit aller Sorgfalt aus der Kirche, bedauernd, daß er, bevor er die Thüren geschlossen, so schlecht nachgesehen, und so den Greis der Gefahr ausgesetzt habe, im kalten Gotteshause die Nacht über Schaden zu nehmen.

„Ihr meint wohl den Schrecken, wenn hier Nachts der Tod umgeht?" sagte Herr Goswin und drückte dem Küster einen Goldgulden in die Hand. Der Beschenkte antwortete jedoch ausweichend: „Die Kirche ist ein Schlafhaus nur für die Todten." Herr Goswin wankte nach Hause, und hörte von diesem Augenblicke nicht mehr auf zu bedenken, wie dennoch bei Nacht in die Marienkirche zu kommen wäre. Zeitweise fiel ihm wohl ein, ob er seine Todessehnsucht nicht am schnellsten stillen könnte, wenn er hundert Schritte unter seiner Wohnung, wo keine Häuser mehr stehen, sich in die Trave würfe. Aber er erinnerte sich der Drohung des Todes, den er verachtet hatte, er fand nicht den Muth, dem Zorn des Unversöhnten gegenüber die That zu wagen, er traute ihm nicht.

Eines Tages schlich Herr Goswin wieder um die Marienkirche, da sah er auf dem Ziegeldache über der Sakristei Steinmetzen beschäftigt, eine vom letzten Sturme zerworfene Rosette in einem der hohen Kirchenfenster wieder aufzustellen, welche dort in der Kirchenmauer bis unter die Giebel sich erheben. Eine der Dachluken stand

offen. Durch dieselbe wäre wohl leicht des Nachts in die Kirche hinabzugelangen, so dachte der Lebensmüde. Der Sakristeibau war nicht hoch; wenn die Werkleute über Nacht eine Leiter an die Rinne lehnen ließen, wäre der Aufstieg nicht schwer. Gedacht, gethan. Als in der nächstfolgenden Nacht die alte Dörte auf dem Ohre lag, schlich Herr Goswin aus dem Hause, und als er zur Marienkirche kam, lehnte die Leiter an der Wand der Sakristei. Mit unsäglicher Mühe, langsam wie der blinde Wurm, schob er sich von Sprosse zu Sprosse; es dauerte eine Stunde, bis er auf das Dach kam. Todmüde setzte er sich in die Rinne, nach langer Zeit erhob er sich wieder, nun gings auf allen Vieren das steile Dach hinauf. Im Dunkel der tiefen Nacht aber verfehlte er die Richtung; statt am Eingange der offenen Dachluke befand er sich in einem Winkel, den ein aus der Kirchenwand vorspringender Pfeiler bildete. Da verließen ihn die Kräfte, — von Frost durchschauert, zitternd vor Schwindel und Angst kauerte er sich in die Ecke, und drückte sich an die graue verwitterte Steinwand, selber grau und verwittert, steinalt und steinkalt wie sie.

Am anderen Morgen holten die Werkleute, die gestern mit ihrer Arbeit droben fertig geworden waren, die vergessene Leiter, keine Seele kümmerte sich weiter um das Ziegeldach. Nach einigen Tagen ging der Küster unten vorüber, und warf einen Blick hinauf, ob wohl die erneuerte Rosette recht stattlich herunter schaue. Da war es ihm, als läge in der Pfeilerecke oben an der Kirchenmauer ein großer Stein, den er sonst nie bemerkt hatte. Wie ist der hinauf gekommen? Das ließ dem

Küster keine Ruhe. Er stieg durch die offene Luke auf das Dach der Sakristei hinaus und näherte sich dem Pfeiler, — da kauerte ein sonderbares Ding, — wie ein Stein, aus dem ein Steinmetz eine Menschengestalt hatte hauen wollen, er war aber über die ersten Umrisse nicht hinausgekommen, — das hätte der Rumpf, das hätten die Arme, das die Beine werden sollen, — am meisten war für den Kopf geschehen, Mund und Kinn, Stirne und Wangen, je mehr der Küster hinsah, desto deutlicher waren sie zu erkennen, zuletzt hoben sich zwei graue Augendeckel, und zwei trostlose Augen blickten ihn flehend an. Es war ein lebendes Wesen, und doch keines. Er wollte es von der Stelle heben, er vermochte das Ding nicht zu bewegen. Er sprach es an, — keine Antwort, — in seiner Angst lief er hinab und brachte Brod und Wein, auch eine geweihte Hostie trug er mit hinauf zu seinem eigenen Schutze. Der graue Schrecken in dem Winkel an der Kirchenmauer vermochte nicht zu essen, nicht zu trinken, — es war ja Niemand anderer als Herr Goswin, der reiche Kaufherr, der nicht sterben konnte, weil er den Tod verachtet hatte, als dieser so freundlich zu ihm gekommen war. Der Schauer vor dem unheimlich Unbegriffenen ergriff den Küster mit eisiger Hand, wie zum Schutze hielt er die geweihte Hostie vor seine Brust. Da kam Bewegung in die seltsame Masse, es war, als wollten sich die Arme heben, die Augen flehten dringender, das Haupt beugte sich vorwärts, die Lippen schlossen sich auf, und der Küster — von einer unsichtbaren Macht getrieben — legte die Hostie in den geöffneten Mund. Dann fielen die staubgrauen Augen-

deckel wieder herunter. Der Stein lag unheimlich wie früher in seiner Ecke, entsetzt floh der Küster in seine Stube hinab.

Zunächst dachte er dem Probst von dem Geschehenen Bericht zu erstatten, nach kurzer Ueberlegung jedoch begriff er, daß er dieses nicht thun dürfe, bei seinem Leben. Hatte er nicht, selbst ungeweiht, eine geweihte Hostie in den Mund gelegt — wem? Vielleicht einem Teufelsgespenst?! Hatte ihn nicht der Satan geblendet und verführt zu gotteslästerlichem Beginnen? Wenn er es gestände, wer konnte ihn retten vor Lübecks strengem Recht!

So mußte der Küster schweigen. Niemand erfuhr von dem Geschehniß ein Wort. Auch fiel noch in derselben Nacht ein tiefer Schnee, und deckte wochenlang das Kirchendach. Und als der geschmolzen war, lag der graue Stein, oder was es noch war, wieder unbeachtet oben im Schatten der Kirchenmauer, und Herr Goswin ist nie wieder in sein Speicherhaus an der Trave zurückgekehrt.

Ein Jahr, nachdem der Küster das Wesen mit dem allerheiligsten Brode getröstet hatte, war eine schöne milde Mondnacht, der Küster vermochte jedoch nicht zu schlafen. Es wehte kein Wind, und doch vernahm er fort und fort ein leises Wimmern, es war, als riefe ein hilfloses Kind. Er horchte, — da war es deutlich; die Stimme kam von dort, wo das Dach der Sakristei an die Kirchenwand stößt. Er sprang auf, es war, als faßte es ihn an beiden Händen, es führte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinauf auf's kleine Ziegeldach, in die Ecke am Pfeiler. Im Mondenglanze lag dort noch der

Stein, aber er war kleiner geworden, die Formen der Menschengestalt waren verloren gegangen, je länger er hinsah, desto deutlicher glaubte er die starren Züge eines zusammengeschrumpften Menschenhauptes zu erkennen, nicht größer als eine Kinderfaust; — Augen klein und funkelnd, wie die Eidechsen in den Mauerspalten; wie damals, schienen Lippen verlangend sich zu öffnen, und ein herzzerreißendes Weinen drang aus dem Innern des Steines hervor. Da vergingen dem Küster die Sinne; bis zum Wahnsinne entsetzt rannte er in seine Stube hinab, fiel besinnungslos auf sein Lager, und gab schon am nächsten Tage seinen Geist auf, ohne daß die Personen, welche sein Sterbebett umstanden, den Sinn seiner verworrenen Fieberreden zu enträthseln vermochten.

Jetzt liegt auch der Stein nicht mehr oben. In den Jahrhunderten, die seither verflossen, hat ihn der Wind wie Flugasche in die Luft verweht. —

Nachdem Niemand mehr von Herrn Goswin Flehorn wußte, hat ein wohlweiser Rath sein großes Gut, zu dem keine Erben waren, dem St. Annenspital zum Almosen gegeben.